Zeitschrift: Jahrbuch des Historischen Vereins des Kantons Glarus

Herausgeber: Historischer Verein des Kantons Glarus

Band: 57 (1956)

Artikel: Johann Jakob von Tschudi: Forscher, Arzt, Diplomat

Autor: Schazmann, Paul-Emile / Pittard, Eugène

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-584475

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 30.11.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

PAUL-EMILE SCHAZMANN

JOHANN JAKOB VON TSCHUDI

FORSCHER, ARZT, DIPLOMAT

Titel der französischen Originalausgabe:

Jean-Jacques de Tschudi

Die Übersetzung besorgte Dr. A. Lätt

Copyright 1956 by Verlag Mensch und Arbeit Zürich

Alle Rechte, insbesondere die der Übersetzung, der Umarbeitung und Wiedergabe durch Film, Hörspiel, Fernsehen, Radiosendungen etc. sind vorbehalten. Der Abdruck, auch auszugsweise, ist nur zulässig mit besonderer Genehmigung durch den Verlag.



Sonderausgabe für den Historischen Verein des Kantons Glarus

> Druck von Tschudi & Co., Glarus Buchdruckerei Glarner Nachrichten

In halts verzeichn is

		Seite		
Ver	zeichnis der Bildtafeln	6		
Ein	führung	7		
	Vorwort von Prof. E. Pittard			
1.	Tschudis Kinderjahre in Glarus. Jugend in Zürich	13		
2.	Als Schüler Agassiz' in Neuenburg	18		
3.	Studium in Leiden und Paris	21		
4.	Aufbruch zur Reise um die Welt	26		
5.	Unterbrechung der Reise durch den Krieg in Peru	32		
	Erzwungener Aufenthalt in Lima	36		
7.	Angriff auf die Kordilleren	39		
8.	Auf den Höhen der Anden	43		
9.	Im Kampf mit den Chunchos-Indianern	46		
10.	Jagden und Pläne	52		
11.	Bergkrankheit	56		
12.	Alfred Escher schlägt die Gründung einer Aktiengesellschaft vor	60		
13.	Neue Pläne und Heimweh	65		
14.	Heimkehr	71		
15.	Aufenthalt in Paris	74		
16.	Auszeichnung durch den König von Preußen	77		
17.	Wien. Neue Arbeiten, in denen Humboldt die Hand eines Meisters erkennt	83		
18.	Die Wiener Revolution von 1848	90		
19.	Medizin und Landwirtschaft auf dem Jakobshof	93		
20.	Die «Peruanischen Altertümer»	98		
21.	Familie und Reisepläne	103		
22.	Zweite Reise nach Südamerika	108		
23.	Brasilien. Erste Fühlungnahme mit den in Not geratenen Schweizer			
	Kolonisten	111		
24.	Von Rio nach Buenos Aires	116		
25.	Im Winter zu Pferd über die Anden	120		
26.	Nach zwanzig Jahren wieder in Lima	124		
	Tschudi wird interimistischer Gesandter der Schweiz in Brasilien	132		
	Empfang durch den Kaiser Dom Pedro II von Brasilien. Abschluß eines			
	Abkommens zur Milderung des Loses der Schweizer Kolonisten in			
	Brasilien	142		
29.	Medizinische und diplomatische Tätigkeit in Österreich	160		
	Tschudi wird schweizerischer Geschäftsträger in Österreich	170		
	Schweizerischer Gesandter in Wien. Übersetzung des Dramas «Ollanta»			
	aus der Sprache der Ketschua-Indianer	175		
32.	Rückkehr auf den Jakobshof	188		
	Ausklang	191		

$Verzeichnis\ der\ Bildtafeln$

			Seite
Tafel	1	Ollantay-Palast in den Ruinen von Ollantaytambo	2
>>	2	J. J. von Tschudi	3
>>	3	Geburtshaus von J. J. von Tschudi	32
>>	4	Lima, Plaza de Armas	33
>>	5	Verschleierte Frauen von Lima	33
>>	6	Hochgebirge der Kordilleren/Anden	72
>>	7	Otarie	73
>>	8	Greifstachler	80
>>	9	Vikunnen	81
>>	10	J. J. von Tschudi in Lima	104
>>	11	Titelbild aus «Antiguidades Peruanas»	105
>>	12	Götzenbild aus der Vor-Inka-Zeit	128
>>	13	Ansicht von Santiago	129
>>	14	Favellones	129
>>	15	Ratifikationsurkunde Brasilien	144
>>	16	Sonnentempel von Ollantaytambo	145
>>	17	Ruinen von Pachacamac	145
>>	18	Tschudihof bei Wienerneustadt	192
>>	19	Tschudihof, Inneres	193

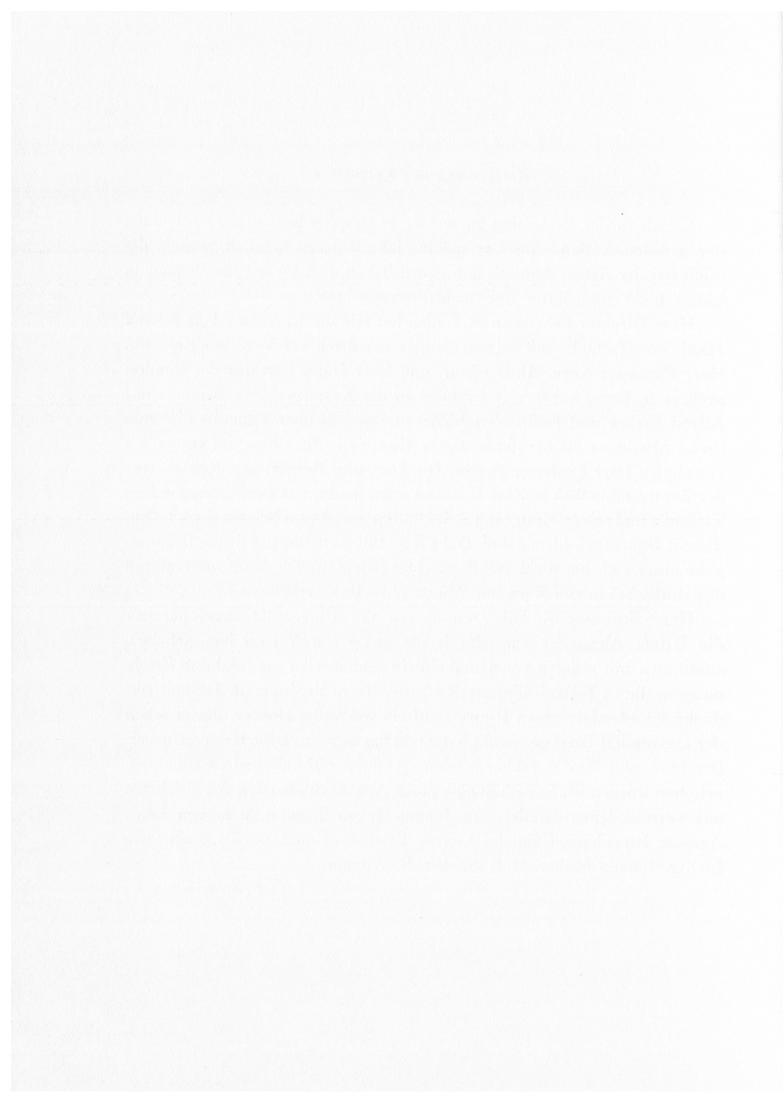
Einführung des Verfassers

Gleich in der Einleitung zu meiner biographischen Studie über einen der größten Auslandschweizer möchte ich all denen herzlich danken, die mich bei der Arbeit dadurch unterstützt haben, daß sie mir die Benützung bisher nicht publizierter Dokumente ermöglichten.

Herr Direktor Fehrlin in St. Gallen hat mir die Korrespondenz Johann Jakob von Tschudis mit seinem Bruder Friedrich zur Verfügung gestellt. Herr Professor Kern, Alt-Direktor, und Herr Haas, Direktor des Bundesarchivs in Bern, haben mir Einblick in die Korrespondenz Tschudis mit Alfred Escher und in die verschiedenen Dossiers über Tschudis diplomatische Missionen als bevollmächtigter Minister in Brasilien und Österreich verschafft. Herr Professor Forrer, Direktor, und Herr Sieber, Konservator der Zentralbibliothek in Zürich, haben mir erlaubt, von der Korrespondenz Tschudis und seiner Mutter mit J. J. Hottinger und vom Briefwechsel Tschudis mit Bundespräsident Jakob Dubs Kenntnis zu nehmen. Für die Bekanntgabe einiger vorher nicht veröffentlichter Briefe bin ich den Konservatoren der Bibliotheken von Wien und München zu Dank verpflichtet.

Herr Professor Rudolf Tschudi von der Universität Basel hat mir die Briefe Alexander von Humboldts an seinen Verwandten geliehen, zusammen mit einigen von Humboldt in Südamerika ausgeführten Zeichnungen, die er Tschudi hinterlassen hatte. Herrn Professor R. Tschudi verdanke ich ebenfalls einen Hinweis auf ein wertvolles Dossier, das er schon der Universität Basel geschenkt hatte und das mir durch die Herren Husner, Direktor, und Max Burckhardt, Konservator der Handschriftensammlung, geliehen worden ist. Es enthält eine große Anzahl von Briefen von Gelehrten aus verschiedenen Ländern an Johann Jakob Tschudi, u. a. von Louis Agassiz, Brockhaus, Candolle, Coulon, Erichson, Gould, Greßly, Justus von Liebig, Johann Müller, H. R. Schinz, R. Wagner.

P.-E. Schazmann



Vorwort von Professor Dr. Eugène Pittard, Genf

Wie überraschend es klingen mag und wie vorsichtig wir auch die Worte abwägen müssen, wenn es sich um Verallgemeinerungen handelt, wird uns doch niemand der Übertreibung anklagen können, wenn wir es wagen, von einem bedeutenden schweizerischen Anteil an der wissenschaftlichen Erforschung Amerikas zu sprechen.

In den weiten Gebieten der Neuen Welt haben schweizerische «Amerikanisten» ein schönes Stück nützlicher Forschungsarbeit geleistet. Ihre Verdienste können in der Kulturgeschichte Amerikas nicht übersehen werden. Selbst wenn wir uns hier auf die Aufzählung von Naturforschern beschränken, wird man doch erkennen, daß ihr Forschungsbeitrag wohl verdienen würde, besser bekannt gemacht zu werden. Dies ist vor allem bei uns daheim nötig, denn die Amerikaner haben den Wert der verschiedenen Leistungen deutlich erkannt.

In den Annalen der Naturgeschichte und in der Geschichte der Ureinwohner der beiden Amerika sind eine ganze Reihe von Schweizer-Namen festgehalten, deren Träger Wesentliches geleistet haben zur bessern Kenntnis der Geologie, der Botanik, der Zoologie, der Paläontologie und der allgemeinen Ethnographie. Einige dieser Namen wollen wir immerhin auch hier festhalten, indem wir sie ungefähr in der Reihenfolge ihres zeitlichen Einsatzes als «Amerikanisten» aufzählen. Es sind: Samuel Engel, Albert Gallatin, Louis Agassiz, Johann Jakob von Tschudi, Arnold Guyot, Rudolf Friedrich Kurz, Henri de Saussure, A. F. A. Bandelier, Albert Samuel Gatschet, Otto Stoll, Emil August Goeldi, Santiago Roth, Moisè Bertoni, Henri Pittier, Alfred Métraux. Die Zeit des Wirkens dieser Männer erstreckt sich von der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts bis auf unsere Tage. Unter ihnen gebührt Johann Jakob von Tschudi ein Ehrenplatz.

In der vorliegenden Studie ruft Paul-Emil Schazmann die Erinnerung an einen Menschen und Bürger wach, der es wohl verdient unvergessen zu bleiben. Mit Bienenfleiß hat der Biograph ganze Familienarchive, Bündel amtlicher Akten, Stöße von nie vorher veröffentlichten handschriftlichen Briefen durchstöbert, die oft sehr schwer zu lesen waren. Das alles aber war interessantes und unentbehrliches Material für die Schilderung eines so bewegten Schicksals, wie es das Leben J. J. von Tschudis bietet. Durch die Verarbeitung der großen und eindrucksvollen Dokumentation hat P.-E. Schazmann nicht nur eine wahre Benediktinerarbeit geleistet, sondern er hat ein vorzügliches Werk geschaffen. Das Buch erscheint gerade zur rechten Zeit; denn die heutige Generation hat leider ein kurzes Gedächtnis, selbst wenn es sich um Menschen handelt, denen wir für die Schaffung der moralischen und materiellen Verhältnisse, unter denen wir heute leben, Dank schulden. Sind wir nicht alle Nutznießer der Vergangenheit? Schuldner der Männer, welche uns den Weg gebahnt haben, auf dem wir heute gehen? Es geziemt sich, der Toten in Treue zu gedenken.

Alle Schweizer und alle Leser dieses Buches werden dem Verfasser dafür dankbar sein, daß er die prächtige Persönlichkeit dieses urchigen Landsmannes im Ruhmestempel der Nation wieder aufleben läßt. Wohl haben wir das treffliche «Historisch-Biographische Lexikon der Schweiz». Aber wie oft ist es als Nachschlagewerk ungenügend! Noch fehlt uns eine wirkliche «Anthologie der Männer, die das Land aufgebaut haben», worin jeder in seinem Arbeitsfeld und mit den nötigen geschichtlichen Hinweisen dargestellt würde.

Auf dem Totenacker verwischen Wind, Regen und Gras gar bald unsere Spuren und selbst auf den Steinen sind eines Tages die Namen nicht mehr lesbar.

Bücher vermögen oft besser als Marmor die Erinnerung an diejenigen festzuhalten, die wir nicht vergessen sollten. Sind nicht die Schrifttafeln Mesopotamiens, die Bibliotheken einer frühen Zeit, der beste Beweis, daß «scripta manent»? Über Jahrtausende erklingt aus ihnen das beglückende Echo von Stimmen längst verstorbener Menschen, die ohne den Schriftsteller dem ewigen Vergessen anheim gefallen wären.

Biographien sind das sicherste Mittel, um ein Andenken über Jahrhunderte hinweg festzuhalten.

Lebensbilder hervorragender Menschen wecken im Leser den Wunsch, selber ein volles und nützliches Dasein zu leben. Biographien können Vorbilder und Wegweiser für die entscheidende moralische Orientierung ganzer Generationen werden.

Viele Schweizer übergehen zu leicht, manchmal absichtlich und sogar aus einem gewissen snobistischen Ehrgeiz heraus, ihre berühmten Toten. Ist unser Sinn für Dankbarkeit schon so tief gesunken? Was wären wir ohne die Arbeit und die Anstrengungen unserer heimgegangenen Väter? Sie in ihrer Stellung in der Welt und in ihrer Tätigkeit darzustellen, ist ein Werk der Gerechtigkeit und ein Dienst an der geistigen Gesundheit des Volkes. Tschudi, dessen ereignisreiches Leben uns von Schazmann erzählt wird, hat eine recht bedeutende Rolle im Dienste seiner Heimat gespielt. Er war ihr ein guter Bürger. Er war aber auch ein Weltbürger und ein Mensch im edelsten Sinne des Wortes und in einer Fülle des Erlebens, wie sie das Glück nur wenigen Günstlingen der Götter zuteil werden läßt. Das ganze Leben lang war höhere Menschlichkeit sein Ideal. Er machte wenig Worte, aber er war ein Mann der Tat.

Dieses Leben im Dienste der Allgemeinheit wieder aufzurollen, seine aufbauenden Werte zu zeigen, das war die Aufgabe, welche sich der Verfasser des Buches gestellt hat. Es zeigt uns von der Wiege bis zur Bahre das Leben eines von aller Selbstsucht freien Glarners aus einer der ältesten Familien des Ländchens, einen Gelehrten, Schriftsteller, Politiker, und vor allem einen unermüdlichen Arbeiter. Bald sehen wir ihn als Naturforscher im Freien, dann als genauen Beobachter im Laboratorium, bald wieder als Reisenden mit offenem Blick für alles, was die Natur ihm bietet. Dann ist er wieder Forscher, Archaeologe, Soziologe, Grundbesitzer und Landwirt, Diplomat und Gesandter seines Landes. Vieles verdanken wir ihm. Er lebte in einer Zeit, als es noch möglich war ein Encyclopaedist zu sein. Wir dürfen ihn unter die ersten großen «Amerikanisten» einreihen. Er selber bekennt sich als getreuer Schüler und Nachfolger Alexander von Humboldts.

Tschudi begegnete den vielen Zeitgenossen, die er auf seinen Reisen kennen lernte, nicht nur mit geistigem Interesse, sondern mit offener herzlicher Freundschaft. Die Wege, die er ging, waren keine jener breiten Landstraßen mit glattem Asphaltbelag, eingefaßt von schattigen und wohlgepflegten Baumalleen und mit deutlichen Etappensteinen in regelmäßigen Abständen.

Es ist nicht meine Absicht, im Vorwort schon das Leben des Forschers zu schildern. Ich möchte nur mit ein paar einführenden Worten das Buch empfehlen, das unsere Freunde mit viel Gewinn und Freude lesen werden. Es wird ihnen das Bild eines Mannes entrollen, der uns vertraut vorkommt, denn er ist einer der Unsrigen, einer, der Ideale vertritt, die uns allen lieb sind. In seinem Charakter verbinden sich alle die Eigenschaften, die wir Schweizer am höchsten schätzen. In aller Schlichtheit und Gradheit hat Tschudi sein ganzes Leben seine Pflicht als Mensch getan und die ihm vom Schicksal zugeteilten Aufgaben auf hoher Ebene erfüllt.

P.-E. Schazmann, das möchte ich nochmals betonen, hat mit seiner Studie über Tschudi ein Leben von vorbildlichem Wert wieder erweckt. Er hat uns eine Biographie gegeben, welche die große Arbeit des Verfassers reichlich lohnen wird. Es ist ein Werk von nationaler Bedeutung für uns Schweizer. Aber es wird Ausländer nicht weniger ansprechen als uns. Darum wünschen wir dem Buch eine weite Verbreitung auch jenseits unserer Landesgrenzen.

Tschudis Kinderjahre in Glarus, Jugend in Zürich

Glarus liegt in einer harten Gebirgslandschaft. Der Hauptplatz des Ortes, der Landsgemeindeplatz, wird überragt von der romanischen Stadtkirche. Auf allen Seiten verengen hohe Berge den Horizont. Der Glärnisch, das Wahrzeichen des Landes, ist so erdrückend nahe, daß man den Kopf zurückwerfen muß, wenn man seine wilden Felswände und den blauen Himmel darüber sehen will. Ganz nahe am Hauptplatz, mit einer Grünhalde und einigen düstern Tannen vor dem Eingang, steht ein vornehmes Herrenhaus, das Elternhaus Johann Jakob (von) Tschudis. Dort wurde er am 25. Juli 1818 geboren. Wenige Schritte vom väterlichen Haus waren grüne Weiden, durchzogen von steilen Fußpfaden, die der Knabe schon früh auf der Jagd nach Blumen, Schmetterlingen oder Käfern erklettern lernte.

Kinder haben kaum Zeit, den Charakter einer Landschaft zu betrachten. In seinen ersten Jahren lernte der kleine Jakobli, wie er in der Familie genannt wurde, die Namen all der Gipfel und zackigen Bergketten kennen, die Glarus umrahmen. Aber was ihn viel mehr interessierte, waren die Frösche und Salamander der nahen Tümpel. Wir können uns den Knaben vorstellen, wie er flinken Schrittes, den kristallenen Wasserläufen folgend, die von der Linth gesammelt werden, in allen Richtungen und fast ebenso schnell bergauf wie bergab lief. Am Waldrand und an den Wiesenrändern standen da und dort die tiefgrünen, vom Wind bestrichenen Farrenkräuter. Gelegentlich begleitete der Vater selbst Jakobli und seine Brüder auf ihren kleinen Forschungsreisen in der Nachbarschaft. Von ihm lernten sie die Namen und Eigenschaften all der Pflanzen und Vögel kennen. Der Vater hatte aber wenig Zeit zur Verfügung, denn er war ein kaufmännischer Angestellter, und seine Gesundheit erlaubte ihm nicht, mit den Buben viele Ausflüge zu machen, die doch auch seine größte Freude waren.

Vater von Tschudi starb, als Johann Jakob erst sieben Jahre alt war. Was mögen die Gefühle des Kindes bei diesem Unglück gewesen sein? Wir können sie erraten, denn er machte später oft Andeutungen über den so früh empfundenen Zwang im Leben, nur auf sich selbst zählen zu müssen, nachdem er seinen ersten Lehrer und Führer schon verloren hatte.

Die Familie der Tschudi war im Glarnerland schon seit dem XIV. Jahrhundert bekannt. Johann Jakobs Vorfahren waren ein kriegerischer Stamm und nahmen an allen Freiheitsschlachten der alten Schweizer teil. Einige waren Diplomaten und halfen die Bünde der Eidgenossen besiegeln. Ägidius Tschudi, genannt der Schweizer Herodot, war ein hervorragender Geschichtsschreiber zur Zeit der Renaissance. Ein Ahne Johann Jakobs war in einem Schweizerregiment in fremden Diensten Offizier gewesen. Aus Frankreich hatte er eine Frau aus der Familie de la Mothe heimgebracht.

Nach dem frühen Tode des Vaters fuhr Johann Jakob bald allein, bald begleitet von seinem jüngern Bruder Friedrich, fort, die Gegend in immer weitern Ausflügen zu durchstreifen bis hinauf zu den Pässen, die über die Berge führen. Und erst recht interessierte den kleinen Forscher, was jenseits seiner Berge und Täler lag. Zwischen den Granitfelsen beobachtete er die flüchtenden Eidechsen, und mit scharfem Auge folgte er dem Fluge des Lämmergeiers hoch in der Luft. Im Frühling hörte er den rollenden Donner der Lawinen sich im vielfachen Echo wiederholen. Früh erwarb der auf sich allein gestellte Knabe einen praktischen Natur- und Orientierungssinn im Gelände, wie ihn Städter nie erwerben können.

Als er stark genug war, um selbst die Gipfel zu ersteigen, erschlossen sich ihm neue, weite Horizonte. Es war der denkbar schönste physikalischgeographische Anschauungsunterricht. Er sah die scheinbar planlos eilenden Wasser im Gewirr der Täler doch dem gleichen fernen Ziel zustreben. Das Klöntal, mit seinem schönen See und den Wasserfällen, genährt vom kristallklaren Wasser der Schneefelder, zog ihn besonders an. Auch ins Sernftal hinauf stieg er, zu den Steinbrüchen von Engi, wo von großen flachen Platten die Schiefertafeln für die Schweizer Schulen gebrochen wurden. Manchmal bemerkte er auf den unbearbeiteten Platten sonderbare Abdrücke von phantastischen Wesen, versteinerten Fischen, Vögeln und geheimnisvollen vorgeschichtlichen Lebewesen.

Johann Jakobs erste Lehrer waren die Brüder Isler, einstige Schüler Heinrich Pestalozzis. Später kam er zum Dichter und Journalisten J. J. Reithard. Johann Jakob war ohne Zweifel ein begabter Schüler. In freien Stunden war er immer noch meist sich selbst überlassen. Gern zog er sich, nach der Art starker Charaktere und denkfähiger Menschen, in die Einsamkeit zurück, fern von den andern Kindern der kleinen Stadt, von denen er gerade das nicht lernen konnte, was ihm die Natur und sein eigenes Beobachten und Denken zu erschließen begannen. Schon in der Übergangszeit

vom Knaben- zum Jünglingsalter konnte Jakobli stundenlang Naturerscheinungen beobachten und vor allem den Bewegungen der Tiere zuschauen. Der angeborene Forschungseifer und die dabei gelernte Geduld gaben ihm früh die Herrschaft über sich selbst, die sich in seiner spätern erstaunlichen Laufbahn so wertvoll erweisen sollte. Seine Liebe für Genauigkeit der Beobachtung beraubte ihn allerdings der Poesie, welche seinem weniger genau beobachtenden Bruder Friedrich zur Ausschmückung der bloßen Wahrheit geschenkt war. Doch fehlte Jakobli die Phantasie keineswegs. Nur erfüllte er nicht die ganze Umgebung damit wie der Bruder, sondern er sah sie immer als erst noch zu entdeckende Hoffnung, jenseits der wohlvertrauten Berge, in den noch unerforschten Gebieten der weiten Welt.

Wie die alten Griechen auf ihren, von blauen Wellen umspülten Inseln, sich aufs weite Meer gelockt und von Sirenen gerufen fühlten, so Jakobli bei der Betrachtung der geologischen Kurven und Schichten an den Wänden der Berge, die er vom Fenster des väterlichen Hauses aus beobachten konnte. Früh kannte er sich aus in der geologischen Geschichte eines aus dem Zusammenhang gerissenen Stückes Erdoberfläche. Wie hätte er unempfänglich sein können beim Anblick der Flüsse und Seen, der Bergkristalle und des Granits und beim Träumen von fernen Meeren und unbekannten Kontinenten.

Mit fünfzehn Jahren hatte Jakob ungefähr alles gelernt, was ihm Reithards Privatschule bieten konnte. Frau Tschudi entschloß sich, den Jüngling zur weitern Ausbildung in eine Stadt zu schicken, wo er namentlich bessere Gelegenheit haben würde zum Studium der Fremdsprachen und zur Vorbereitung auf die Universität. Ihre Schwester, Frau Marianne Blumer-Zwicky, empfahl sie dem berühmten Zürcher Pädagogen und Politiker J. J. Hottinger, der unter anderm eine Fortsetzung zu Johann von Müllers Schweizer Geschichte geschrieben hatte. Gerade im Jahre vorher hatte er als Vizepräsident des Erziehungsrates entscheidend mitgewirkt bei der Gründung der Zürcher Universität. Er hielt selber Vorlesungen über Schweizer Geschichte. Hottinger erklärte sich bereit, den jungen Tschudi als Pensionär in sein Haus aufzunehmen. Eine glücklichere Nachricht hätte die Mutter nicht erwarten können, schätzte sie doch für ihren Sohn väterliche Aufsicht und freundliche Führung in einem ruhigen Hause mehr als nur gute Kost und bequeme Wohnung. Ihr Sohn habe keine hervorragenden Geistesgaben, schrieb sie Professor Hottinger, aber er sei von bestem Lerneifer erfüllt und habe den Willen, die vom Schöpfer empfangenen geistigen Kräfte voll zu entfalten.

Neun Jahre lang hatte sie seit dem Tode ihres Mannes den Haushalt und das Geschäft, einen Krämerladen, allein weitergeführt. Mit vier Knaben sicher eine schwere Last. An einem Maientag des Jahres 1834 führte sie ihren Jakobli nach Zürich hinunter. Dem Jungen fiel der Abschied schwer, namentlich weil er sich von seinem jüngern Bruder Friedrich trennen mußte, mit dem er immer in einem besonders herzlichen Verhältnis verbunden war. Nun gehörte er also zum Haushalt des Professors J. J. Hottinger und seiner Gattin, einer geborenen Escher. Sie leiteten seine Studien und wachten über die richtige Verwendung seiner Freizeit.

Die Mutter verfolgte mit liebender Sorge und wohlmeinendem Zuspruch die kleinen Anliegen des Jünglings, mit dem sie fleißig Briefe wechselte. Schon im Juni fand sie die Zahl der belegten Kurse und Stunden sei zu knapp für sein Alter. Er könne schon etwas leisten und müsse seine Kräfte besser ausnützen, um ein volles und nützliches Glied der Gemeinschaft zu werden. Kein Fach, das ihm später irgendwie nützlich sein könne, dürfe er vernachlässigen. Und schon verlangte sie - vom Fünfzehnjährigen daß er sich mit Bezug auf seine Zukunft entscheide. Fest stand schon, daß er nicht Jurist und auch nicht Mediziner werden wolle. Somit blieb eigentlich nur das Lehramt übrig. Sie hoffte, er werde sich diesen Weg durch die Ungeschlachtheit seines Wesens nicht selbst versperren. Die Schwierigkeiten des Lateins müsse er halt endlich meistern und auch Griechisch müsse er lernen. Wenn er erst einmal Lehrer sei, werde er dann schon Zeit haben für seine Liebhabereien, wie z.B. das Studium der Naturwissenschaften. Der Junge hatte nie aufgehört, Pflanzen zu sammeln und die Eigenarten der Tiere zu studieren.

Immer wieder, in jedem Brief, bei jedem Ferienbesuch, sprach die Mutter dem Sohne zu, wie notwendig es sei, seine Zeit stets nützlich anzuwenden und auf ein bestimmtes Ziel auszurichten. Und es wirkte! Der Mutter verdankte J. J. Tschudi seinen unbeugsamen Willen, nie unschlüssig, nie müssig zu sein.

Leider haben die Tugenden auch ihre Kehrseiten. Die Mutter stellte fest, daß er nicht genug in der guten Gesellschaft verkehre und zu gerne in die Einsamkeit flüchte und sich absondere. Er antwortete, er habe nicht Zeit für die Gesellschaft und Vergnügen. Sie bestand darauf, er müsse sich liebenswürdigere Manieren aneignen. Seine rauhe Stimme vor allem lasse ihn gelegentlich in ungünstigerem Licht erscheinen, als seinem innern Wesen entspreche. Neben den drei Haupttugenden, die die Mutter anerkennen mußte: ein gutes Herz, Sittenreinheit und feste Zukunftspläne,

stelle sie leider große jugendliche Eitelkeit fest, worüber ihr einiges zu Ohren gekommen sei. Er scheine nicht verstehen zu wollen, daß sich die Welt nicht nach ihm richte, sondern daß er sich mit den Unvollkommenheiten der andern abfinden müsse, um vorwärts zu kommen. Sie fürchte, es werde für ihn gelegentlich ein rauhes Erwachen aus Träumen geben.

Im Sommer 1835 mußte Professor Hottinger wegen Überlastung und Krankheit seine Pension schließen. Er riet der Mutter Tschudi, ihren Sohn bei einer ihm gut bekannten Familie unterzubringen. Johann Jakob sei auf dem rechten Wege und könne ohne besondere Überwachung sich vor schlechten Einflüssen schützen. Er besitze den aufrichtigen Willen zum Guten, und habe viel an Kraft und Festigkeit des Charakters gewonnen. Der Schüler bewahrte seinem Lehrer und väterlichen Berater stete Dankbarkeit. So hielt es auch die Mutter, die sich im Jahre 1836 mit dem Buchhändler und Verleger Peter Alexander Zollikofer in St. Gallen wieder verheiratet hatte. Hottingers weise Leitung hatte den jungen Menschen glücklich und sicher vom Elternhaus ins selbständige Leben hinübergeleitet.

Als Tschudi die Universität beziehen konnte, stand die zu wählende Richtung schon fest. Es traf sich, daß er seine Studien gerade in der Periode der großen Naturforscher beginnen konnte, unter der Führung von Lehrern wie dem Ornithologen Schinz, dem Botaniker Oswald Heer, dem Geologen Arnold Escher von der Linth. Der erste Rektor der Universität Zürich war Lorenz Oken, der Verfasser einer siebenbändigen «Allgemeinen Naturgeschichte für alle Stände». Okens Theorien hatten schon seit Beginn des Jahrhunderts die großen Entdeckungen ahnen lassen, deren Zeit nun gekommen war, dank der Entwicklung der Zellenbiologie. Die moderne Wissenschaft hat allerdings die Begründung und Folgerungen von Okens Theorien überwunden. Ein Verdienst bleibt ihm unbestritten, nämlich seine Studenten mit einer ansteckenden Begeisterung für die Naturwissenschaften erfüllt zu haben, Er gewann nicht nur ihre volle Aufmerksamkeit, sondern begeisterte sie zur selbständigen Beobachtung und Erforschung der Natur und ihrer Probleme. Anderswo sprach man auch schon mit Begeisterung von den neuen Theorien eines Professors Agassiz von der Akademie in Neuenburg. Die Forschungsreisen des großen Gelehrten Humboldt hatten seinen Weltruhm begründet und über allen andern großen Namen von Naturforschern strahlte der Ruhm Cuviers.

In den Briefen des Studenten J. J. Tschudi an seinen Bruder Friedrich finden sich von 1836 an Beschreibungen von Säugetieren, Vögeln, Käfern, Krustentieren und Molchen. Er bedient sich wissenschaftlicher Ausdrücke, die dem kleinen Bruder durch ihre Fremdartigkeit imponieren mußten. Er schreibt ihm über Oryctognosie (Fossilienkunde) und Geognosie (Gebirgskunde), Dipteren (Zweiflügler) und Orthopteren (Geradflügler) und sogar Rhynchoteken (einer Art Gebüsch, das in Peru vorkomme). Neben zoologischen Kursen belegte Tschudi auch medizinische Vorlesungen bei Professor Schönlein.

Alle Aspekte des menschlichen Lebens interessierten ihn, insbesondere auch die Sprachen. Wir wissen, daß er die Griechen, speziell den Euripides, im Original las. Andererseits hatte er sich durch Vermittlung seines Bruders Friedrich von einem Schaffhauser Ratsherrn die Werke des Francisco Javer Claviger, Verfasser einer groß angelegten «Geschichte von Alt-Mexiko» leihen lassen. Als Sechszehnjähriger begeisterte er sich für die Leistungen der spanischen Conquistadores (Eroberer) und für die Sitten der Indianer. Aufs Genaueste studierte er die Karten Zentralamerikas. Die wissenschaftlichen Studien ließen ihn dennoch den Kontakt mit der Natur nicht vernachlässigen. Schon damals gab ihm seine eigene Sammlung von Reptilien viel zu schaffen. Daneben bereitete er für seinen Bruder eine Sammlung von Käfern vor.

Während der ganzen Studienzeit hielt sich der Glarner bescheiden im Hintergrund, abseits von den Kameraden, die einen guten Teil der Zeit in angeblichen Jugendfreuden vergeudeten. Nach der Arbeit traf er sich mit Jakob Escher und einer kleinen Gruppe von Freunden, die sich nach ihrem Meister «Okenia» nannte. Präsident war Alfred Escher, der Sohn eines in Amerika reich gewordenen Zürcher Kaufmanns. Im großen Besitztum der Familie Escher konnten die jungen Enthusiasten nach Herzenslust ihre Insekten vergleichen oder die Bewegungen der Gestirne beobachten, während der Zürichsee im Mondenschein wie Silber glänzte.

2

Als Schüler Agassiz' in Neuenburg

Im Frühling 1834 ging für Tschudi das Studentenleben zu Ende. Am Palmsonntag verließ er Zürich, um sich in Neuenburg der von Agassiz geleiteten Gruppe von begeisterten Naturforschern anzuschließen. Sein gelehrter Meister steckte damals mitten in seinen «Forschungen über die versteinerten Fische». Ein Teil des Werkes war schon erschienen. Nebenbei sammelte Agassiz Material für sein weiteres Werk über «Die Süßwasser-

fische Mitteleuropas». Agassiz kannte Cuvier und Alexander von Humboldt persönlich. Um ihnen folgen zu können, hatte er den Beruf als Arzt aufgegeben und die größten finanziellen Opfer gebracht. Einen besseren Lehrer konnten seine Studenten nicht haben.

Gleich nach seiner Ankunft in Neuenburg logierte sich Tschudi bei einem Mitarbeiter von Agassiz ein, dem Lithographen Nicolet, der für den Professor die prächtigen Tafeln mit fossilen Fischen zeichnete. Die Wohnung des Zeichners lag etwa eine halbe Stunde von der Stadt entfernt, in den Weinbergen am Fuße des Jura, am Wege nach La Chaux-de-Fonds. «Vor dem Haus», schrieb Tschudi an Alfred Escher, «habe ich einen Garten, vor dem Garten, Weinberge, vor den Weinbergen einen Hügel, der mit Bäumen bepflanzt ist und als zum Hause gehörig, einen sehr angenehmen Aufenthalt darbietet». Die Aussicht auf die Berner Alpen interessierte ihn wenig, offenbar weil sie weit weg waren vom Reich der Kleintiere, die er umso genauer beobachtete. Diese Einstellung läßt uns schon den Entschluß voraussagen, den er bald darauf seinem Freunde feierlich mitteilte: «Mein Leben und Wirken habe ich den Wissenschaften gewidmet und werde alle meine Kräfte für dieselben aufopfern, geschehe es denn auch auf Kosten meiner Gefühle, sie werden unterdrückt und der Verstand möge seinen schwer erkauften Sieg davon tragen.»

Mit rücksichtsloser Willenskraft sich aufrichtend, schreibt er weiter: «Die Zeit ist kurz, über die der Mensch verfügt, wenn er ein Werk schaffen will, das die Nachwelt beachten muß.»

Jeden Morgen stand Tschudi um sechs Uhr auf und widmete sich bis acht Uhr dem Studium des Englischen und besonders des Spanischen, für das er bald praktische Verwendung finden sollte. Dann ging er in die Stadt hinunter zu Agassiz. Am Nachmittag bereitete er sich in Anatomie-Kursen auf neue Aufgaben vor. Um halb sechs Uhr traf er sich zum Nachtessen mit Nicolet und seiner liebenswürdigen Frau. Auch der Gehilfe des Lithographen war da. Man genoß in kräftigen Zügen den weißen Neuenburger Wein. Nachher machte sich der junge Forscher wieder hinter seine Bücher. Bis gegen zehn Uhr repetierte er seine Physiologie und studierte er den Atlas. So arbeitete er werktags und sonntags. Nur hie und da riß er aus, auf irgend eine Exkursion. Greßly suchte ihn gelegentlich auf oder gab ihm ein rendezvous irgendwo im Gelände. Greßly war einer der Studenten, die wochenlang mit Agassiz auf jener Moräne in einer Hütte wohnten, die den stolzen Namen «Hôtel des Neuchâtelois» trug. Von dort aus studierten sie die Bewegungen der Gletscher. «Außer Steinen», schreibt Tschudi, «ist ihm nichts

auf der Welt vorhanden, und ich glaube, durch Zerschlagen einer fossilen Muschel vor seinen Augen könnte man ihn zu hysterischen Konvulsionen bringen.» Auf Wunsch von Agassiz korrigierte Tschudi auch eine dreißig Bogen umfassende Studie von Professor Schinz, die zur Publikation bereit lag.

Agassiz hatte in seiner Jugend am Neuenburgersee Gelegenheit gehabt, das Leben der Fische zu studieren. Der junge Glarner brauchte sich nur der Stunden zu erinnern, die er in der Nähe des Elternhauses beim Studium der Eidechsen und Molche zugebracht hatte, um zum Entschluß zu kommen, die Saurier verdienten eine ähnliche Publikation wie sie Agassiz den Fischen gewidmet hatte.

Tschudi hatte es gar nicht nötig, das von seinen Vorgängern gesammelte Material neu zu gruppieren. Er verglich die Dokumente gleich mit dem Buch der Natur. Der Student von gestern, der sich auflehnte gegen jeden Zeitverlust durch nutzlose Vergnügungen, hatte plötzlich sehr viel Zeit übrig für peinlich genaue Unterscheidungen beim Studium von Gattungen, Arten und Abarten von Tierchen. Er lernte sie genau unterscheiden nach bestimmten Farben oder andern Zeichen, die bisher niemand beobachtet hatte. Nach zahlreichen Feststellungen wagte er es, die selbst noch von Cuvier vertretene Auffassung anzugreifen, wonach sich die Arten nach der Zahl der femoralen Drüsen unterscheiden. Tschudi stellte fest, daß die Zahl dieser Drüsen von einem Individuum zum andern in der gleichen Art verschieden sein könne.

Außer den banalen Betrachtungen über die Brüchigkeit des Schwanzes der Eidechse hat Tschudi den Fühlsinn der Zunge und den Gebrauch der Zähne der Eidechsen zum Festhalten der Beute, nicht zum Kauen, festgestellt. Er hat seine Monographie im weitern ergänzt durch eine Untersuchung über die Gegenden und deren Abgrenzungen, in welchen Eidechsen in der Schweiz vorkommen. Er stellte fest, daß das an der Oberfläche leicht zu erkennen ist. Sie kommen überall im Mittelland vor. Schwieriger ist es, die oberen Grenzen der Höhenlagen festzustellen, bis zu welchen sie gehen. Immerhin hat er die Kältegrade berechnen können, welche die Saurier auszuhalten vermögen und einige der maximalen Höhen zu nennen, wo sie gefunden worden sind.

Die beiden schönen Zeichnungen, welche Tschudis Erstlingswerk, «Die schweizerischen Saurier» schmücken, sind von ihm selber ausgeführt und von Nicolet lithographiert worden. Die Studie erschien in den «Nouveaux Mémoires de la Société Helvétique des Sciences Naturelles», 1837, die gerade damals unter dem Impuls von Agassiz einen neuen Aufschwung

nahm. Gleichzeitig mit dieser Abhandlung bereitete Tschudi eine andere Studie vor, einen «Versuch einer Klassifikation der Batrakier» (froschartige Tiere). Während in der gleichen Stadt Agassiz an seinen Monographien über die lebenden und fossilen Echinodermen (Stachelhäuter, wie Seeigel) arbeitete (1838—1842), studierte Tschudi gleichzeitig die lebenden und die fossilen froschartigen Tiere nach der von Cuvier erfundenen paläontologischen Methode (betreffend Urwelttiere). Er hatte sich vorgenommen, in verschiedenen Museen verschiedene Arten dieser nicht gerade einladenden Tiere zu studieren und seine allgemeinen zoologischen Kenntnisse allseitig zu erweitern, als ein Ereignis eintrat, das sein Schicksal von Grund auf änderte.

Das naturhistorische Museum von Neuenburg war kurz zuvor von einem reichen Kaufmann, Paul Coulon, gegründet worden. Sein Sohn Louis, selber ein begeisterter Naturforscher, wurde zum Konservator bestimmt. Paul und Louis Coulon hatten Agassiz unterstützt und genügend Glauben an seinen künftigen Erfolg aufgebracht, um für ihn einen Lehrstuhl an der Akademie und ein genügendes Einkommen zu stiften. Was Neuenburg noch fehlte, war ein Museum für exotische Tiere. Als sie hörten, der Genfer Kaufmann Grenus habe ein Schiff gechartert, das eine große Reise mit Fabrikaten der Genfer Industrie unternehmen sollte, vereinbarten Vater und Sohn Coulon mit Grenus, daß sein Schiff einen Schweizer Naturforscher auf dieser Reise um die Welt mitfahren lassen solle. Der Gewählte solle beauftragt werden, für das Neuenburger Museum die gewünschten naturhistorischen Sammlungen zu beschaffen. Nur der Kandidat war noch zu bestimmen.

3

Studium in Leiden und Paris

Am 3. August 1837 schrieb Johann Jakob Tschudi an seinen Bruder Friedrich in Zürich, in zwei Tagen werde er die Schweiz verlassen. Er wisse nicht, ob er jemals zurückkehren werde. Manchmal möchte er daran zweifeln. Er fahre mutig aus und werde sein fernes, aber hohes Ziel stets im Auge behalten.

Vom Glück bestimmt, eine Weltreise zu machen auf einem mit Genfer Waren der reichen Firma Grenus beladenen Schiff, sah er mit einem Blick die ganze Weltkugel als sein Reich vor sich ausgebreitet. Von einem Meer werde er ins andere fahren und sich der sonst allgemein verbindlichen Regel entziehen, die den Menschen an ein kleines Stück Erde kettet mit der gleichen Unabänderlichkeit des Schicksals wie das Wasser, das immer nur vom Berg zu Tal fließen kann. Ihn werde im nächsten Jahr das Schiff in andere Erdteile tragen.

Es blieb Tschudi nur wenig Zeit, um die Arbeit über die froschartigen Tiere abzuschließen und einige der wichtigsten europäischen Museen zu besuchen. Auf Berlin und Wien verzichtete er und beschloß, zuerst nach Leiden und dann nach Paris zu gehen. Von Basel reiste er mit der Postkutsche nach Mülhausen. Hier traf er seinen Bruder Iwan, der Kaufmann geworden war. Die paar schönen Tage, die er damals mit seinem ältern Bruder verlebte, erfüllten ihn mit einer Freude, die er nie zuvor so tief empfunden hatte. Oft und gern erinnerte er sich des Bruders in der fernen Einsamkeit. Auf dem majestätischen Rheinstrom setzte er die Reise fort, mit kurzen Halten zur Besichtigung von naturhistorischen Sammlungen, die ihn interessierten. Mitte September war er in Amsterdam, zum ersten Mal ganz allein im Ausland und vor der Abreise in noch unendlich viel weiter entfernte Gebiete.

Die Briefe, welche Johann Jakob Tschudi damals an seinen Freund Alfred Escher schrieb, zeigen ihn in etwas gedrückter Stimmung. Als Kind schon hatte er den Vater verloren. Seine Mutter hatte sich wieder verheiratet und war nach St. Gallen gezogen. In Zürich hatte ihm zwar das müssige Leben gewisser Studenten mißfallen, aber wieviel hatte er doch seinen Lehrern zu verdanken! In Neuenburg hatte Agassiz einen bestimmenden Einfluß auf seine künftige Laufbahn ausgeübt. Aber jetzt, nach Zurücklegung kaum des ersten Schrittes auf einer ungeheuer langen Reise, fühlte er sich allein und verlassen auf der Welt.

«Du weißt, wie wenig ich für neue Bekannte und Gäste empfänglich bin», schrieb er von Amsterdam an Escher, «also bin ich doppelt auf mich selbst beschränkt und an mich selbst gewiesen. Hier fühle ich so recht, daß es nicht leicht ist. Ich muß mir alles sein, hier wo täglich und stündlich wildfremde Menschen mir begegnen und ganz unbekannte Töne mein Ohr treffen.»

Aber der Student von gestern, der Debütant, faßte sich und setzte sich bald durch, trat mit Sicherheit als kultivierter Naturforscher auf und vertrat seine Ideen erfolgreich vor den berühmtesten Gelehrten Europas. Und doch fühlte er sich oft recht elend. Wie hätte ihm damals das kleinste Zeichen der Sympathie gut tun müssen!

«Welcher Zukunft fahre ich entgegen, die ich mir doch selbst bereitet habe», ruft er aus. Schon steigt in ihm ein Gefühl der Verantwortlichkeit vor dem eigenen Schicksal auf. Was es in diesem Kampf brauche, sei nicht bloß unüberlegter, draufgängerischer Mut, sondern «eine kalte Bitterkeit gegen die Menschheit und gegen mich selbst». Er könne nicht wie andere das Leben ruhig und mit Gleichmut ansehen, solange die erste und größte Frage unbeantwortet sei, ob er für Zeit und Ewigkeit arbeite, oder nur für die rasch vergängliche Gegenwart.

In Leiden fand Tschudi einen andern seiner Brüder, Adam, den ältesten, der gerade eine Anstellung als Sanitätsoffizier in Niederländisch-Indien erhalten hatte und auf den Tag der Einschiffung wartete. Leider starb Adam Tschudi am gelben Fieber kurz nach seiner Ankunft in den Kolonien. Johann Jakob hatte in Leiden noch eine Gruppe von Landsleuten angetroffen, mit denen er «beim Glühwein eine romantische Nacht durchschwärmte». Für einmal hatte er also mehr Sinn für Geselligkeit bewiesen als gewöhnlich. Der Mutter schreibt er, das Leben in Holland biete ihm viel Neues und Ungewohntes. Den Hauptteil seiner Zeit widme er dennoch der Arbeit. Seine Monographie über die froschartigen Tiere machte rasche Fortschritte. Die Fossilien, die er in Zürich studiert hatte und diejenigen vom Museum zu Leiden lieferten ihm das wichtigste Material.

Beide Institute besaßen Platten, auf denen das geübte Auge Abdrücke längst ausgestorbener Lebewesen erkannte, ähnlich wie er das schon als Knabe in den Schiefersteinbrüchen im Glarnerland gesehen hatte. In Haarlem sah er sich den angeblich «Vorsintflutlichen Menschen» an, den im 18. Jahrhundert sein Zürcher Landsmann Professor Scheuchzer so genannt hatte. Aber schon Cuvier hatte den richtigen Charakter des Fundstückes festgestellt, nämlich als ein Fragment von einem Riesensalamander. Tschudi gab eine Beschreibung des Exemplares im Museum zu Leiden, erklärte die Verbindung zu seinen Fröschen und machte eine eigenartige und sehr genaue Zeichnung der Versteinerung. Damit erledigte er ein für allemal die lange Serie von Legenden, die seit dem Mittelalter gewisse fossile Knochenfunde als Überreste von Riesen erklärten. Das Reptil trägt seit jener Zeit den Namen den er ihm gab, nämlich «Andrias Scheuchzeri Tschudi».

Seine Arbeit hielt ihn fünf Wochen in Leiden fest. Der Konservator des Museums übergab ihm einen Schlüsselbund, und bald kannte er alle die Geheimnisse der froschartigen Tiere, die in alkoholgefüllten Gläsern der verschiedenen Schränke schwammen. Einige Stunden des Tages verbrachte er auch in den Kliniken, um seine medizinischen Kenntnisse zu erweitern. Am Abend spazierte der Naturforscher gerne allein in der Umgebung der Stadt. Mehrmals besuchte er das Landhaus, in dem Descartes gewohnt hatte,

Contraction of the contraction o

der Denker, von dem er sich besonders angezogen fühlte. Lange pflegte er in dem kleinen Wäldchen zu meditieren, in dem der Philosoph seine großen Probleme gewälzt hatte.

Am 25. November schiffte sich Tschudi auf der «Rotterdam» ein, um nach Le Havre zu fahren. Restlos bewunderte er das Meer, das er nun endlich zu sehen bekam, mit dem endlosen Horizont, während der seines Jugendlandes eng gezogen war. Von Le Havre begab sich Tschudi anfangs November nach Paris. Dort war ihm eine günstige Gelegenheit geboten, die Ergebnisse seiner frühern Forschungen über Kröten und die versteinerten Froscharten mit denjenigen Georges Bibrons zu vergleichen, des Verfassers der «Ereptologie générale ou histoire naturelle complète des reptiles» in elf Bänden, von denen die ersten vor kurzem erschienen waren.

In Paris hatte Tschudis Arbeit ihre definitive Form gefunden. Nachdem er im Jardin des Plantes am 30. November 1837 die Einleitung unterschrieben hatte, schickte er das Manuskript seinem Lehrer Agassiz in Neuenburg. Das Urteil des Meisters über die Denkschrift, der Tschudi seit anderthalb Jahren seine beste Arbeitszeit gewidmet hatte, fiel günstiger aus, als er zu erwarten gewagt hatte. Der Text wurde von Agassiz selbst sofort dem Drucker übergeben zur Publikation in den «Mémoires de la Société des sciences naturelles de Neuchâtel». Die von verschiedenen Künstlern ausgeführten Zeichnungen, die er an den Orten bestellt hatte, wo die schönsten Funde gemacht worden waren, wurden durch Nicolet lithographiert. Die meisten stammten aus den Museen von Zürich, Neuenburg und Leiden.

Die Sache drängte, denn die Zeit der Abreise stand nahe bevor. Verschiedene Gelehrte, die vernommen hatten, daß der junge Mann eine große Forschungsreise vorhabe, richteten Fragen an ihn, die sie gerade beschäftigten und auf die sie gerne gelegentlich Antworten von ihm haben möchten, wenn er einmal auf der andern Seite der Erdkugel sei. So meldeten ihm auch zwei seiner Zürcher Professoren, Oken, der Naturwissenschafter, und der Mediziner Schönlein, ihre Wünsche. Nicht ohne Stolz konnte Tschudi dem alten Professor Hottinger melden, daß sogar der große Arago, im damaligen Paris ein unbestrittener Meister in der Wissenschaft und in der Politik, ihm Probleme anvertraut habe, die er im Urwald für ihn lösen solle.

Der gelehrte Botaniker Alphonse de Candolle in Genf schrieb dem Bankier Grenus, die von ihm finanzierte Expedition könne für die Naturwissenschaft sehr fruchtbar und bedeutungsvoll werden. Er bat Grenus, Tschudi möge ja den Nordwesten des amerikanischen Kontinents, also etwa zwischen Oregon und Alaska, zu seinem Forschungsgebiet wählen. Das Klima sei dort ähnlich wie in Europa. Getreide und Zierbäume von dort drüben würden auch im Genfersee-Klima gedeihen. Aber keine unserer Tannen, erklärte Candolle, erreiche derartige Höhen wie gewisse amerikanische Arten im Lande der Umptqua südlich von der Mündung des Columbia Flusses.

Der künftige Passagier traf den Kapitän des von Grenus gecharterten Schiffes in Paris. Er war ein Franzose namens Chaudière. Er schien ein sehr kompetenter Seemann zu sein und empfing Tschudi recht liebenswürdig. Er erklärte ihm den Reiseplan. Die Namen der Etappenstationen klangen wie Sphärenmusik in den Ohren des jungen Schweizer Forschers, der erst die Schulbank und die Laboratorien der Museen verlassen hatte: Das Kap der Guten Hoffnung, Neu-Holland, Sydney, Neu-Seeland, der Stille Ozean, Chiloé, Chile, Peru, Columbien, Guatemala, Mexiko und Californien sollten besucht werden. Die Rückreise sollte um das Kap Horn erfolgen. Es handelte sich also richtig um eine Reise um die ganze Welt und einen Abstecher in den weiten Pazifischen Ozean. Immerhin seien einige Abänderungen am Plane möglich, schrieb Tschudi an Professor Hottinger, falls unvorhergesehene Umstände sie nötig machen sollten!

Das Segelschiff sollte am 20. Januar 1839 ausfahren. Kurze Zeit vor diesem Tage traf Tschudi in Le Havre ein und besprach sich mit den Matrosen, die voraussichtlich für die nächsten zwei Jahre seine Schicksalsgenossen auf dem engen Raum des Schiffes sein würden. Vor der Abfahrt traf noch ein Brief von Agassiz ein, der mitteilte, er habe einen zweiten Typographen angestellt, um die Drucklegung von Tschudis Arbeit über die Frösche zu beschleunigen. Eine Depesche von Professor Hottinger meldete ihm, daß ihm die Universität Zürich den Titel eines Dr. phil. verliehen habe. Damit erfüllte sich einer seiner heißesten Wünsche gerade noch rechtzeitig vor der Abfahrt von Europa.

Verschiedene Genfer Fabrikanten hatten ihre Waren für das Schiff zu spät abgesandt, so daß die Abfahrt sich um mehr als einen Monat verzögerte. Die Zeit des Wartens brachte der junge Forscher meist am Meeresstrande zu. Da gab es Muscheln zu studieren, Wolken, die Gezeiten und das Spiel der Wellen zu beobachten. Am Horizont sah er ein Schiff, dessen Segel von den Stürmen so schwer mitgenommen waren, daß es Mühe hatte, vom Hafen wegzukommen. Der Anblick weckte in seiner Brust sonderbar beklemmende Gefühle.

Während der Wartezeit in Le Havre meldete sich noch ein nach Peru

bestimmter Konsul zur Mitfahrt. Für ihn, seine Gattin, eine Sekretärin und eine Kinderfrau mußte Platz geschaffen werden. Sie bekamen unter anderem die Kabine unseres jungen Naturforschers, der einfach dem Schiffsarzt zugeteilt wurde und nun plötzlich über sehr wenig Platz verfügte. Zudem behandelte man ihn nicht wie einen gewöhnlichen Passagier, sondern eher wie eine Hilfskraft. Ihm wurde die Artillerie anvertraut, wenn es Salven abzufeuern galt! Sechs junge Schiffspiloten an Bord, sagte der Kapitän, würden bei Landungen für Tschudis Forschungszwecke zur Verfügung stehen, wenn dies zeitlich möglich sei. Darüber hinaus werde er ihm dann auch noch einen oder zwei Matrosen zur Verfügung stellen.

Auch die finanziellen Bedingungen für Tschudi waren schon geregelt. Die Neuenburger hatten Chaudière sechstausend Franken überwiesen, die er Tschudi je nach Bedarf auszahlen solle. Das Schiff führte sehr verschiedenartige Waren mit. Der Lagerraum war überfüllt mit Kleidern, Schuhen, Portraits, Möbeln, landwirtschaftlichen Werkzeugen und alten Waffen aus der Zeit der napoleonischen Kriege.

4

Aufbruch zur Reise um die Welt

Es war ein trüber Morgen, als am 27. Februar 1838 die «Edmond», das mit Schweizer Ware befrachtete französische Schiff, Le Havre verließ. Bald setzte der Wind ein und peitschte das Meer mit Regenböen. Sogar Schnee begann zu fallen. Die Küste Frankreichs verschwand im Nebel. Der Kanal war voller Schiffe, die heimatlichen Häfen zusteuerten. Die «Edmond» allein schien ein anderes Ziel zu haben. Nach einigen Tagen kam sie in die Nähe der portugiesischen Insel Madeira. Auf den Kanarischen Inseln ragte der Pico de Teyde auf Teneriffa in die Wolken hinauf und die Ilha Fogo war wie ein bloßer Name, kaum gesehen, schon wieder verschwunden. Von jetzt an blieb nur die Wasserwüste. Der in Tschudis Brief erklärte, ursprüngliche Fahrplan war schon abgeändert worden. Von den Cap Verdischen Inseln an segelte das Schiff, statt der afrikanischen Küste nach zum Kap der Guten Hoffnung zu fahren, plötzlich in südwestlicher Richtung nach Südamerika hinüber. Am 35. Tage erreichte es den Äquator. Nachher fuhr es einen ganzen Monat lang der südamerikanischen Küste entlang. Erst am Rio de la Plata erhielt Tschudi zum ersten Mal die Erlaubnis, für einige Stunden an Land zu gehen. Nachher ging die Fahrt weiter nach Süden. Den Falkland Inseln kam man so nahe, daß die Bucht von Soledad deutlich zu erkennen war. Am 3. Mai wurde das Kap Horn umfahren.

Dem Frühling in der nördlichen Erdhälfte entsprechend, war im Süden die kalte Jahreszeit im Anbruch. Das Wetter war ungewöhnlich schlecht und bald war das Schiff ein Spielzeug der Winde in einer Gegend, deren Stürme zu den verrufensten der Erde gehören.

Zweiundzwanzig Tage lang wurde die «Edmond» südwestlich von Feuerland von den Stürmen und Wellen herumgeworfen. Vom 27. bis 31. Mai war sie in höchster Gefahr. Das Gerüst krachte in allen Fugen, die Segel waren zerrissen, die Masten zitterten, der Bug stürzte von einem schäumenden Wellenberg in dunkle Wellenabgründe, um gleich schnell wieder hoch zu klettern. Tschudi suchte umsonst im Gesicht des Kapitäns oder der Matrosen Trost in seiner Angst. Selbst Seeleute waren machtlos vor den Elementen. Da hefteten sich die Blicke unseres Naturforschers wieder einmal auf die schneeweißen Albatrosse, die mitten unter wütenden Wogen friedlich spielten. Ruhig ließen sie sich von den Wellen tragen, unbekümmert um den rasenden Sturm. Der Anblick gab Tschudi seine Fassung zurück. Von da an schaute er den Gefahren ruhiger ins Gesicht. Da haben wir Tschudi schon wieder wie er sein Leben lang blieb: scharfer Beobachter selbst mitten in der größten Seenot. Der Natur vertraute er sich lieber an als den Menschen. Was diese taten interessierte ihn weniger, als was die Elemente trieben. Sich selbst aber setzte er gerne ein für die Menschheit und für die Wissenschaft. Mit dem furchtlosen Wagemut des abenteuerlustigen Forschers verband er die Geduld des Weisen und die Ruhe des Gelehrten.

Während Tschudi am Kap Horn mit Stürmen rang, hatte Professor Hottinger seiner Mutter, Frau Zollikofer, eine Kopie des Dr.-Diplomes ihres Sohnes gesandt. Daran konnte sie den Weg ermessen, den er zurückgelegt hatte seit den Tagen, da sie ihn — vor bloß vier Jahren — nach Zürich gebracht hatte. Sie konnte nur beten, daß Gott ihren Sohn in guter Gesundheit erhalten und ihn heil durch all die Gefahren und Mühen geleiten möge, die sie für ihn befürchtete. Sie vertraute darauf, daß er Kraft und Mut genug haben werde, um seine wichtige Mission mit Ehren zu erfüllen und sich des auf ihn gesetzten Vertrauens würdig zu erweisen.

Das Erscheinen der «Mémoires de la Société des sciences naturelles de Neuchâtel» verspätete sich bis in den September hinein. Doch hatte Agassiz schon an einem großen Kongreß der Naturforscher in Freiburg über Tschudis Arbeit über die Frösche berichtet. Die Bezeichnung «andrias» für die prähistorischen Riesensalamander und ihre Zuteilung zur Klasse der Batrakier (Frösche), fand die freudige Zustimmung der Naturforscher.

Nach 98 Tagen fast ununterbrochener Fahrt, warf die «Edmond» am 5. Juni bei San Carlos, in einer Bucht der Insel Chiloé, Anker. Nachdem er Monate lang jede frische Nahrung entbehrt hatte, freute sich Tschudi riesig, als er Indianer in kleinen Booten sich dem Segelschiff nähern sah, um Früchte und Gemüse feil zu halten.

Die lang erwartete Landung verursachte zuerst einige Unruhe. Das Landungsboot war auf der langen Reise durch die Tropen gründlich ausgetrocknet. Es faßte gefährlich Wasser, so daß die Mannschaft so rasch wie nur möglich dem Lande zurudern mußte. Kaum hatte sie den Fuß auf festen Boden gesetzt, mußte sie vor sintflutartigem Regen Zuflucht suchen. Die Matrosen, welche den Hafen schon kannten, gefolgt von den Neulingen, suchten Unterschlupf in der Hütte eines alten korsischen Matrosen. Schleunigst krochen sie in zwei große fensterlose Räume, die aller Möbel entbehrten.

Die Straßen von San Carlos waren eng, die Häuser elende Baracken, Kleine braune Raubvögel verschlangen den Unrat im Hafen und in den Straßen. Die Schildwache vor dem Palast des Gouverneurs war barfuß und ohne Kopfbedeckung. Die Frauen trugen wollene Kleider, aber ihre Röcke waren zerlumpt und ihre Mäntel furchtbar schmutzig. So saßen sie vor ihren Wärmebecken mit glühenden Kohlen (braseros) und schichteten Maiskolben zwischen zwei Steinen auf oder schälten Kartoffeln.

Als das Meer ruhiger wurde, war unser Glarner stark beeindruckt von der kristallenen Klarheit des Wassers des Stillen Ozeans. Nur Algenkolonien bildeten hie und da dunkle Flecken. Gelegentlich waren sie von solcher Dichte, daß sie die Bewegung der Schiffe behinderten. Diese großen Meerespflanzen haben gewisse geheimnisvolle Eigenschaften. Den Armen dienen sie zur Nahrung, den Ärzten als ein Mittel zur Behandlung von Wunden. Robben verschiedener Art spielten an der Küste, prachtvoll gefiederte Enten belebten den Strand. Überall sangen Vögel. Die Indianer hören aus ihren Melodien allerlei Geheimnisse heraus. Tschudi, der als Jäger bisher nur auf die Beute gelauert hatte, um sie sicher zu treffen, lernte hier, daß mit gewissen Vogelrufen sonderbare, abergläubische Vorstellungen der Eingeborenen verbunden sein können.

Als der neugierige Forscher sich von der Stadt weg weiter ins Innere des Landes vorwagte, gab plötzlich der Boden unter seinen Füßen nach. Zweimal in den wenigen Tagen seines Aufenthaltes auf Chiloé war er in Gefahr, im Schlamm zu ertrinken, das zweitemal sogar zusammen mit seinem Reittier. Das Festland ist hier eben noch nicht so «fest» wie in Europa.

Am 21. Juni verließ die «Edmond» die Bucht von San Carlos, um der Küste Chiles entlang nordwärts zu segeln. Nach zweitägiger Fahrt, in der Nacht des 23. Juni, auf der Höhe von Valdivia, wurde das Schiff von einem heftigen Schlag erschüttert. Die Sonde erreichte keinen Boden. Es konnte sich also nicht um einen versunkenen Felsen handeln, mit dem das Schiff hätte zusammenstoßen können. Als sie in Valparaiso ankamen, hörten die Reisenden, daß die Grundwelle, welche das Schiff getroffen hatte, mit einem gleichzeitig auf dem Lande wahrgenommenen Erdbeben verbunden gewesen sein müsse.

Schlimmer noch als die Stürme und verräterischer als die vulkanischen Ausbrüche sind die Explosionen der menschlichen Leidenschaften. Mit einer Geißel neuer Art mußte der junge Reisende hier plötzlich Bekanntschaft machen. Als das Schiff endlich im Hafen von Valparaiso festlag, erreichte unsere Seefahrer die überraschende Kunde, daß zwischen Chile und Peru ein Krieg ausgebrochen sei. Offiziere der Landarmee wünschten zu wissen, ob sie von der «Edmond» Waffen kaufen könnten. Sofort fanden Chaudière's alte Gewehre, Kürasse und Lederzeug, und die riesigen Säbel wie man sie in Napoleons Armeen getragen hatte, zahlungsfähige Käufer.

Eine Eigenschaft ist allen Kriegen zu allen Zeiten gemein, nämlich die prompte Umstellung der bisher friedlichen Menschen auf die beginnende Zerstörungsarbeit. Das schöne, friedliche, französische Handelsschiff, das einen jungen Menschen beherbergte, der bisher nur an Entdeckungen und Wissenschaft gedacht hatte, erschien den streitenden Parteien gerade recht ein Mittel zur Kriegsführung zu werden. Obschon die «Edmond» nur zum Kampf gegen Stürme und Wellen eingerichtet war, sahen es doch die Chilenen als ein mögliches feindliches Kriegsschiff an, wenn es in die Hände der Peruaner fallen sollte. Kapitän Chaudière erhielt den Befehl, seine Reise vorläufig zu unterbrechen. Fünfundvierzig Tage lang dauerte das Warten. Immer wieder wurde die Erlaubnis zum Ausfahren von vierundzwanzig zu vierundzwanzig Stunden verschoben. Den Reisenden war es nicht erlaubt, sich außerhalb des Hafens zu begeben. Für Tschudi gab es hier nichts zu betrachten als kahle Felsen. Nur weit hinten in der Ferne sah man gelegentlich den majestätischen Gipfel des Vulkans Aconcagua. Im Lichte der im goldenen Glanz untergehenden Sonne war der Berg das edle Wahrzeichen der Landschaft.

Unterdessen sammelte sich zur Einschiffung in dem von drei kleinen

Forts geschützten Hafen eine chilenische Armee von nur 6000 Mann zum Kampfe gegen den peruanischen General Santa-Cruz. Die Soldaten waren jämmerlich ausgerüstet. Es fehlte sogar an Waffen. Ponchos (ärmellose Überwurfsmäntel, Pelerinen) ersetzten die Uniformen. Die Rekruten waren mit Gewalt ausgehoben worden und je zwei und zwei zusammengekettet, damit sie nicht desertieren konnten. Nun wurden sie auf Transporter verladen, die von Kriegsschiffen begleitet wurden. Alle Fahrzeuge waren in schlimmem Zustand. Viele Pferde, die schlecht angebunden waren, fielen beim Verladen ins Wasser oder wurden von den Halftern und Strikken erwürgt, wenn sie ungeschickt an Bord gehißt wurden.

In tiefes Nachsinnen versunken über das Elend, das einen Krieg schon vor Beginn der Schlachten begleitet, vergaß unser Naturforscher doch das Beobachten nie. Im Hafen, den er nicht verlassen durfte, studierte er eingehend die Bewegungen der Wasservögel. In der kleinen Bucht, zwischen dem Hafen und dem Leuchtturm, stellte er Schnepfen und Pinguine fest. Zunächst beim Schiff schaukelten sich schwarzhalsige Schwäne mit Gefieder so weiß wie der Schaum der Wellen. Schwärme von Seeschwalben durchfurchten den Himmel und in der Luft schwebende Kormorane spähten nach Beute.

In Neuenburg konnten die Naturforscher und Mediziner an einer gemeinsamen Sitzung ihrer Gesellschaften die ersten Jagdergebnisse ihres Expeditionsleiters zur Kenntnis nehmen. In einem vom 5. Juli 1838 aus Valparaiso datierten Brief, meldete ihnen Tschudi, daß er Tiere vieler Arten gesammelt habe. Er beschrieb unter anderem eine neue Spezies Albatros, von der er ein Exemplar im Atlantischen Ozean erlegt habe. Seine Hauptmerkmale seien der leicht aschgraue Kopf, Hals und Rückenansatz. Der Rücken selbst sei dunkel, der Bürzel weiß, die Flügel schwärzlich, der Unterleib schneeweiß. Die Augen und der Schnabel seien minutiös gefärbt. In der Nähe des 6. Grades südlicher Breite habe er einen Flederfisch gefangen, der zur gleichen Familie gehöre wie die fliegenden Fische, aber von diesen doch recht verschieden sei. Ganz zuletzt, auf der Insel Chiloé, habe er eine Art Hummel gefangen, die bisher unbekannt gewesen sei. Auch einen seltenen Kormoran habe er erlegt, dessen Kopf keinen Federbusch trage. Dazu komme noch ein Steißfuß mit schwarzer Haube, der bisher nur auf den Maluinen oder Falkland-Inseln gefunden worden sei.

Am 13. August erhielt die «Edmond» plötzlich die Bewilligung zur Ausfahrt und schon am 14. früh sahen die Passagiere die ferne Spitze des Aconcagua im Blau des Horizonts versinken.

Nachdem sie an der Insel vorbeigekommen waren, auf der einst Alexander Selkirk allein gehaust hatte und zum Vorbild für Daniel Defoes «Robinson Crusoe» geworden war, blieb das Schiff wieder einmal tagelang bewegungslos liegen. Es erreichte die Bucht von Callao erst am 27. August 1838. Chilenische Schiffe hatten den größten der peruanischen Häfen besetzt. Nur auf den Forts wehte noch die peruanische Fahne.

Lange ließ man die Ankömmlinge einfach warten. Dann näherte sich ihnen ein französischer Seekadett und meldete einen neuen chilenischen Erfolg zur See. Nun durften Tschudi und die Mannschaft der «Edmond» in der fast menschenleeren Hafenstadt landen. Nur ein paar Neger hatten sich während der Bombardierung nicht geflüchtet. Vor Nachtanbruch kehrten die Leute der «Edmond» wieder an Bord zurück, denn die Beschießung der Forts durch die Chilenen ging weiter.

Die Erdrinde war offenbar in dieser Gegend noch viel bewegter als im alten Europa. Nur hundert Jahre früher waren alle Häuser der Stadt Callao, von einer Flutwelle weggetragen, ins Meer versunken. Jetzt noch, erzählte man Tschudi, sei bei ruhiger See und schönem Wetter die versunkene Stadt auf dem Meeresboden sichtbar. Die Matrosen behaupteten, man erkenne sogar die Leute vor ihren Häusern und um Mitternacht höre man deutlich einen Hahn krähen. Das reihte Tschudi zwar ins Reich der Phantasie ein. Aber umso mehr interessierte es ihn, seine geologischen Kenntnisse an den schon vor ihm von Darwin in dieser Gegend gemachten Beobachtungen nachzuprüfen.

In der Nähe des Hafens kam der Naturforscher schon wieder einigermaßen auf seine Rechnung. Robben bewohnten in Scharen den südlichen Teil des riesigen Strandes. Mit französischen Seeoffizieren ging er auf die Robbenjagd. Die Schüsse auf Seehunde zogen aber sofort die Aufmerksamkeit des chilenischen Admirals auf sich, der, in der Annahme, es handle sich um Seeräuber, sofort ein Schiff gegen die Leute von der «Edmond» einsetzte.

Diese kriegerischen Episoden vermochten nicht, Tschudi von der Verfolgung seiner Pläne abzuhalten. Einige Tage war ein gezähmter junger Pinguin sein Kamerad. Gegenstand genauerer Beobachtung war ferner ein Gaimard Kormoran mit marmorglänzenden Rückenfedern und aschgrauem Unterleib, weißen Streifen am Hals, mit gelbem Schnabel, roten Füßen und Augen, die mit weißen und graugrünen Ringen eingefaßt waren. Die Felsen der benachbarten Insel San Lorenzo waren von unzähligen Schwimmvögeln bevölkert. Inkas Möven, die schönsten von allen, zogen am Himmel vorüber.

Vom Schiffe aus sah Tschudi in der Abenddämmerung die Lichter von Lima in der Ferne leuchten. Dahinter erhoben sich in immer höheren Ketten die Berge bis zu den eigentlichen Kordilleren weit im Hintergrund. Ein heftiges Heimweh packte den jungen Schweizer. Mächtig zog ihn die Sehnsucht nach jenen Höhen. deren reine Luft er hätte atmen mögen. Aber enttäuscht kehrten seine Blicke bald zur Meereswüste zurück; denn die Reise sollte ja in nördlicher Richtung und schließlich nach Asien weiter gehen.

5

Unterbrechung der Reise durch den Krieg in Peru

Der Krieg zwischen Chile und Peru zog sich in die Länge. Die «Edmond» wurde immer noch in Callao zurückgehalten. Tschudi ließ sich vom Hafenkommandanten einen Freipaß ausstellen, und bald konnte er als einsamer Wanderer zu Fuß die lange sandige Strecke zwischen Callao und Lima begehen. Der Kommandant hatte ihm zur Eile geraten; denn gleich werde die Beschießung der Forts wieder beginnen. In der Tat, Tschudi war kaum einige hundert Schritte gegangen, als schon Kanonenkugeln hinter ihm einschlugen und Gewehrschüsse knatterten. Glücklicherweise kam ihm ein chilenischer Offizier zu Hilfe, den er in Valparaiso kennen gelernt hatte.

Nach zweistündigem Marsch in Backofenhitze erreichte der junge Wagehals den Schatten der herrlichen Baumallee, welche nach Lima führt. Durch das von Blumenterrassen umsäumte Callao Tor zog er in die alte Königsstadt ein.

Das war also Lima, mit herrlichen Quartieren im Stadtzentrum, mit elenden, äußerst schmutzigen Straßen am Rande, mit nur einstöckigen einförmigen, unschönen Häusern, jedes mit zwei Toren, dem Haupteingang und der bescheidenen Einfahrt für die Kutsche. Die Fenster waren mit Eisenstäben geschützt, hinter denen die Frauen auf den Straßenverkehr hinunterschauten. Der Hof und die Wohnräume waren mit einer Gallerie oder «Laube» und blumengeschmückten Balkonen versehen. Die Dächer der Häuser waren meistens flach. Das Mauerwerk bestand entweder aus Backstein oder aus doppelten Bambuswänden mit festgestampfter Erde dazwischen.

Da Tschudi die Stadt nicht verlassen durfte, schlug er die Zeit tot mit Besichtigungen der Kathedrale, deren Fundamente von Pizarro selbst gelegt worden waren. Sie wird von silbernen Säulen mit Goldverzierungen ge-





Tafel 4 Lima, Plaza de Armas Nach J. M. Rugenda Cliché Musée d'éthnogr. Genève



Tafel 5 Verschleierte Frauen von Lima Nach J. M. Rugenda Cliché Musée d'éthnogr. Genève

tragen und ist sogar mit Diamanten und Smaragden geschmückt. Weiter gab es die St. Lazarus-Kirche und das St. Franziskus-Kloster zu bewundern, wo die Madonna während des Erdbebens von 1630 ein Wunder gewirkt hatte, und weiter das Kloster San Domingo mit dem alles überragenden Glockenturm und das Jesuiten-Kloster von St. Peter, einst das reichste in ganz Peru.

Vom ersten Tage seiner Ankunft an fiel Tschudi die große Verschiedenheit der Menschentypen in der peruanischen Hauptstadt auf. Jede Hautschattierung war vertreten, vom Lilienweiß der Kreolinnen, die von europäischen Eltern abstammen, bis zur Ebenholzfarbe der Kongo-Neger, von den rostig aussehenden Indianern zur reichen Skala der Mestizen und anderer Mischlinge.

Auf den ersten Blick kamen ihm die Nachkommen der Spanier bleich und eher degeneriert vor und wohl kaum fähig, körperliche Anstrengungen zu ertragen. Er beobachtete sie auf den Terrassen der Kaffeehäuser, in den Spielsälen und bei den Hahnenkämpfen. Mit keinem war es möglich, in irgend ein Gespräch zu kommen, das für einen Naturforscher hätte interessant sein können. Den hervorragenden Gelehrten und Geologen Rivero kannte Tschudi vorerst nur vom Hörensagen.

Der Mann auf der Straße schien ihm charakterlos, nicht bösartig, aber rücksichtslos und auf jeden Fall der Frau weit nachstehend. Die Peruanerin schildert er als elegant, schlank, groß, mit kleinen Füßen, mit tiefen, glänzenden Augen im bleichen Gesicht, mit schön geformter Nase, kleinem Mund, mit blendend weißen Zähnen, die stets mit Ratanhia-Wurzeln gereinigt werden, mit schwarzen Zöpfen, die im Nacken aufgerollt werden. Das war also Lima, die Stadt der dicht verschleierten kreolischen Frauen («Tapadas»), gekleidet in «Sayas» (Rock) und das Gesicht in «Mantos» (eine Art Cape) gehüllt, aus Furcht vor den eifersüchtigen Ehemännern.

Die reichen Peruaner ließen sich in ihren Kaleschen durch die Straßen führen. Die Reiter waren stolz auf prächtige, farbenfrohe Satteldecken. Wenn sie den Esel als Reittier benützten, mußte ihn ein schwarzer Diener führen. Bei der Porta Botonero bewunderte Tschudi die mit Handwebereien oder Ziselieren des Silbers beschäftigten Indianer.

Die militärische Lage machte wissenschaftliche Expeditionen ins Innere des Landes unmöglich und das Verbot, weiter als bis zur Stadtgrenze zu gehen, schloß auch Jagden im Gebirge aus. Tschudi nützte die erzwungene Muße aus, um desto besser die Menschen kennen zu lernen, ihre Sitten und Gewohnheiten, ihre Geschichte und die Architektur der Hauptstadt.

Eines Tages wohnte Tschudi in der Kirche Nuestra Señora de la Merced der Messe zum Andenken an die Gefallenen des Bürgerkrieges bei. Die Zeremonie schien wenig innere Frömmigkeit auszudrücken. In der Tat, sie war von der Regierung der Besetzungsmacht verordnet worden, um eine von ihr befürchtete Erhebung der Peruaner zu verhindern. Aber kaum hatte die Messe begonnen, stürzte eine Kerze auf dem Hauptaltar um. Die roten Vorhänge fingen Feuer, und die ganze Kirche leuchtete im Purpurschein. Sobald das Feuer gemeistert war, gingen alle Leute wieder an ihre Plätze. Aber gleich brach eine neue Panik aus, denn wieder einmal zitterte die Erde. Die Mauern zeigten Sprünge, Pflaster fiel von der Decke: Tschudi wurde vom Flüchtlingsstrom dem Ausgang zu getragen, wo er sich im Schutz der starken Portale am sichersten fühlte. Aber bald ging die Messe ruhig weiter, während in der Stadt noch die Alarmsignale widerhallten.

Wie fühlte sich jetzt der Schweizer in der Fremde einsam, wie unendlich weit von seiner kleinen Kirche in Glarus, in der reinen sichern Alpenlandschaft, die weder von Krieg noch von Revolution, noch von den innern Zuckungen einer noch aktiven Erdscholle erschüttert wird.

Die Lage in Lima war sehr unbefriedigend. Die Fremden hatten zu Anfang des Krieges ihren Sympathien für den peruanischen General Santa-Cruz lauten Ausdruck gegeben. Sein erfolgreicher Rivale und chilenischer Parteigänger Gamarra schürte alsbald in der Bevölkerung den Fremdenhaß. Das Leben der Europäer wäre gefährdet gewesen, wenn nicht die Garnison von Callao mit Beschießung der Hauptstadt gedroht hätte, falls Unruhen ausbrechen würden. Dann ergriff plötzlich der Kommandant der Forts die Flucht. Dadurch wurde die Lage erst recht konfus. Die streitenden Präsidenten rekrutierten Soldaten mit allen möglichen Mitteln. Die Offiziere behandelten die armen Teufel mit solcher Härte, daß viele sich selbst töteten, um ihren Leiden ein Ende zu machen. Andere wurden einfach zusammengeknallt, wenn sie nicht mehr Kraft genug hatten um weiter zu marschieren.

Als er verbotenerweise einmal doch über den Bannkreis hinausgegangen war, wurde Tschudi selbst von einer Rekrutierungspatrouille gefangen, und er hatte die größte Mühe, wieder loszukommen. Nach diesem Abenteuer verließ er die Hauptstadt in der Absicht, wieder an Bord der «Edmond» zurückzukehren.

Aber schon war es unmöglich, nur den Hafen von Callao zu erreichen. So schloß er sich einer langen Karawane von Lastträgern an, die Kisten mit Silberschätzen nach Chorillos bringen sollten. Ihnen voraus ging eine kleine Abteilung Kavallerie, meistens Neger, die mit Karabinern bewaffnet und mit Ponchos bekleidet waren. Die Nachhut bestand aus einer zweiten Abteilung Kavallerie und aus den Angestellten der Geschäftshäuser, denen die Silberkisten gehörten. Die Commis sollten bei der Evakuierung der Schätze und beim Verladen helfen. Die Karawane kam langsam vorwärts. Die Hitze war fürchterlich. Eine Staubwolke hüllte alles ein. Die Plantagen am Wege schienen von allen Menschen verlassen. Tschudi sah Bauernhäuser, die nur noch von Eulen bewohnt waren, und daneben Ruinen von Palästen aus der Zeit der Inkas. In Chorillos gelang es ihm, ein Schiff zu erreichen, das nach Callao fahren sollte. Es war ein kleiner englischer Schoner (Zweimaster), der dem Schmuggel mit den Forts diente.

Als Tschudi wieder an Bord der «Edmond» war, ging er doch häufig an Land, immer im Gedanken an sein Ziel. Aber was konnte er tun? Fischen und gelegentlich jagen, aber fast nur unter dem Kreuzfeuer der Kriegführenden. Von der Küste wegzugehen war gefährlich. So mußte er seine Forschungen auf den Strand und die Insel San Lorenzo beschränken. Seine Beobachtungen konzentrierten sich notgedrungen auf Mollusken, Schaltiere, Eidechsen, deren es hier in Menge gab. Es gelang ihm einen Gaimard Kormoran zu töten, sowie einige Robben, die ihn an Seelöwen erinnerten. Zwei Exemplare sind heute noch im Museum von Neuenburg zu sehen.

Unterdessen hatte sich die Lage der Chilenen verschlechtert. Am 8. November mußten ihre Truppen Lima räumen und General Santa-Cruz hielt seinen triumphalen Einzug in die Hauptstadt. Tschudi, in der Hoffnung, das bedeute das rasche Ende des Krieges, kehrte schnell in den Hafen zurück. Das Schiff der Firma Grenus machte sich bereit zur Abfahrt nach Kolumbien.

Aber wie groß war sein Erstaunen, als ihn am fünften Tage nach seiner Rückkehr Kapitän Chaudière zu sich kommen ließ und ihm mitteilte, daß er sein Schiff der peruanischen Regierung habe übergeben müssen. Santa-Cruz, dessen Stellung immer noch sehr unsicher war, ließ alle für diesen Dienst brauchbaren Fahrzeuge als Kaperschiffe ausrüsten, in der Absicht, die Chilenen gleichzeitig zur See und zu Lande anzugreifen.

«...Ich mußte das Schiff innert 24 Stunden verlassen», schrieb Tschudi an seinen Zürcher Freund Alfred Escher, «und so sah ich meine schönsten Pläne plötzlich zerstört. Ich kehrte nach Lima zurück ...»

Die Peruaner hatten die «Edmond» gleichzeitig mit einer Anzahl an-

derer Schiffen, die Ausländern gehörten, «gekauft». Alle wurden der Kommandogewalt des früheren Wachtmeisters der «Edmond», Blanchet, unterstellt, der zu den Peruanern übergetreten war. Blanchet griff mit seiner kleinen Flotille die Chilenen tapfer an, bemächtigte sich sogar eines alten Kriegsschiffes, der «Arequipena», und verbrannte mehrere Transportschiffe. Dann segelte er nordwärts und überraschte drei chilenische Korvetten, die im Hafen von Cosma vor Anker lagen. Sie hatten schon zum Zeichen der Kapitulation die chilenischen Fahnen eingezogen, als Blanchet von einer Kugel tötlich getroffen wurde. Entmutigt durch den Tod ihres Kommandanten, waren die peruanischen Matrosen für nichts mehr zu haben. Sie kämpften nicht mehr, sondern versteckten sich im Schiffsrumpf. Ein Schiff nach dem andern gab den Kampf auf und alle kehrten mit der Leiche Blanchets nach Lima zurück, wo Tschudi diese Auskünfte von den Matrosen selbst erhielt.

Auch zu Lande hatte sich die Lage für die Peruaner wieder ungünstiger gestaltet. Nach einer Niederlage bei Yungay ritt General Santa-Cruz, nur von sieben Offizieren begleitet, in atemloser Eile durch Lima, ihm auf den Fersen die chilenischen Verfolger. Knapp gelang es Santa-Cruz, sich an Bord eines englischen Schiffes zu retten.

Was geschah unter solchen chaotischen Umständen mit den «peruanischen» Schiffen und insbesondere der «Edmond»? Tschudi erfuhr es leider zu spät. Die «Edmond» hatte Callao Richtung Kolumbien verlassen!

Um sie nicht in die Hände der Chilenen fallen zu lassen, hatten die Peruaner die requirierten Kaperschiffe entwaffnet, freigegeben, und die Eigentümer aufgefordert, so rasch als möglich zu verschwinden. Chaudière, der in Lima fast alle seine Waren hatte verkaufen können, ließ sich nicht zweimal bitten. Ohne die Rückkehr des Naturforschers abzuwarten, hatte er in der Nacht die Anker gelichtet und die Flucht nach Norden angetreten.

6

Erzwungener Aufenthalt in Lima

So allein in Lima zurückgelassen, befand sich Tschudi in einer äußerst schwierigen Lage. Er hatte Chaudière lange nicht gesehen, der ihm noch dreitausend Franken, also etwa die Hälfte des von den Neuenburgern erhaltenen Geldes, schuldig war. Die erste Hälfte hatte er schon in Chiloé, Valparaiso und Lima ausgegeben.

Da war der junge Schweizer, 6000 Meilen von der Heimat, hilflos, ohne Geld und ohne Kredit, ohne Empfehlungsbriefe. Sechs Piaster in der Tasche waren alles was er besaß. Was sollte aus ihm werden in einer der teuersten Städte der Welt, wo zum Beispiel ein Paar Stiefel eine halbe Unze Gold (14 gr) und eine Mahlzeit vier Reales kostete?

Einige medizinische Kenntnisse, die er sich vor seiner Ausreise als Teilnehmer an einigen Kursen Professor Schönleins in Zürich erworben hatte, erwiesen sich jetzt als erste Nothilfe nützlich. In Holland und Frankreich hatte er oft gehört, wie wertvoll und notwendig medizinische Kenntnisse in den überseeischen Gebieten seien. Deshalb hatte er, wo immer möglich, die Kliniken besucht. Auch an Bord der «Edmond» hatte er mit Hilfe medizinischer Bücher seine Studien eifrig fortgesetzt. Schon dort hatte er Gelegenheit gefunden, seine Kenntnisse auch praktisch anzuwenden. Zwölf bis fünfzehn Matrosen litten unter der ekelhaftesten und häufigsten Krankheit jener Zeit, der Syphilis, «lues universalis». In Lima vollbrachte unser «Médecin malgré lui» einige glückliche Kuren, wagte sogar schwere Operationen, wie das Abnehmen eines Armes, und konnte so wenigstens seinen Unterhalt verdienen.

Die Frau eines Hamburger Kaufmanns zog ihn während ihrer Schwangerschaft zu Rate. Nach glücklich verlaufener Niederkunft wurde der junge Geburtshelfer als Gast der Familie nach Miraflores eingeladen.

Tschudi hätte vielleicht die Ereignisse weiter abwarten und sich zum Beispiel auf die Baccalaureus-Prüfung für Mediziner in Lima vorbereiten können. Vor dem Examen brauchte er nicht Angst zu haben. Aber er erinnerte sich, daß er Europa mit einem andern Ziel verlassen hatte. Mit dem zuversichtlichen Mut der Jugend und ohne an Schwierigkeiten und Gefahren zu denken, hatte er sich in den Kopf gesetzt, ein Werk zu schaffen, das seinen Namen der Nachwelt erhalten sollte. Und die Verpflichtungen gegenüber dem Neuenburger Museum wollte er unter allen Umständen erfüllen, welche Opfer es auch erfordern würde.

Im Februar war die politische Lage in Lima wieder sehr gespannt. Die Parteigänger des Generals Santa-Cruz schrien nach Rache für seine Niederlage und bereiteten ein Blutbad der Fremden vor. Nur die Anwesenheit der Kriegsschiffe im Hafen von Callao hielt die Rebellen noch zurück. Tschudi versuchte etwas Geld zu sparen, um eine wissenschaftliche Expedition ins Innere Perus unternehmen zu können. Aber gerade damals befiel ihn eine Krankheit. Eine heftige Angina und Fieber zwangen ihn zur Bettruhe. Ohne Pflege, ohne Freunde, mußte er sich selber doktern. Nur

ein alter Neger kam einmal täglich bei ihm vorbei. Wie ihm jetzt die Mutter fehlte, die ihn während den verschiedenen Kinderkrankheiten so lieb gepflegt hatte! Seine Gedanken flogen auch oft zum Jugendfreund Alfred Escher zurück.

Unterdessen hatte eine Dame von Lima, deren drei Töchter Tschudi ärztlich behandelt hatte, sich nach ihm erkundigt, da sie über sein langes Stillschweigen besorgt war. Von diesem Moment an war unser Kranker nicht mehr hilflos und verlassen, und er segnete die helfenden Hände, die sich seiner annahmen. Besonders die älteste der drei Töchter erwies sich als ein wahrer Engel. Obschon erst achtzehnjährig, schien sie Tschudi allen andern Peruanerinnen an Charakterreife weit überlegen. Die peruanischen Damen pflegten sonst spät aufzustehen, brauchten sehr viel Zeit für ihre Toilette, denn sie schmückten das Haar mit Jasmin und Orangenblüten, lagen in Hängematten oder auf Sofas und rauchten Zigarren, spielten Guitarre und parfümierten sich verschwenderisch. Das gesunde Gesicht und der freie Blick der Achtzehnjährigen erinnerten Tschudi an die Mädchen seines Heimatlandes. Es fiel ihm schwer, seine Gefühle für sie zu meistern.

Aber nichts durfte ihn von der Erfüllung seiner ehrgeizigen Forscherpläne ablenken. Nach drei Wochen war seine Gesundheit wieder hergestellt. Kaum konnte er aufstehen, traf er seine Vorbereitungen zur Abreise. Er hatte sich etwas Geld von einem in Lima niedergelassenen französischen Kaufmann vorstrecken lassen können, auf Grund eines Schreibens des Neuenburger Museums, worin sein Guthaben beim Kapitän der «Edmond» bestätigt war. Chaudière hatte nämlich einen Teil seiner Waren bei seinem Landsmann eingelagert, der ihm darauf zweihundert Piaster geborgt hatte.

In seiner Ungeduld wäre Tschudi im Stande gewesen, ganz allein auch in die gefährlichsten Gegenden Perus vorzudringen. Da schenkte ihm ein glücklicher Zufall einen Begleiter und Schicksalsgefährten in der Person des Matrosen Edward Klee, der an Bord des großen Kaufmannsschiffes «Prinzessin Luise» aus Deutschland gekommen war und schon einmal eine Expedition ins Innere des Landes mitgemacht hatte.

In seinen Briefen beschreibt Tschudi diesen Klee als einen jungen Mann von vierundzwanzig Jahren, als sehr ehrlich und sanften Charakters. Er habe eine gute Gesundheit, sei ein guter Jäger, stark und anstellig. Bald bezeichnete er ihn als seinen Diener, bald als seinen Begleiter. Da er selber zuwenig Geld hatte um Klee ein Gehalt zusichern zu können, schlug er ihm vor, er wolle die Kosten der Ausrüstung und der Verpflegung übernehmen

und ihm ein Maultier zur Verfügung stellen. Klee dagegen sollte für seinen Meister jagen und alle möglichen Tierarten beibringen. Die drei ersten Exemplare jeder Art waren für Tschudi bestimmt, die zwei nächsten für Klee, die folgenden wieder für Tschudi, als Chef der Expedition.

Vor dem Aufbruch verpackte Tschudi sehr sorgfältig in einer mächtigen Kiste die Ergebnisse seiner bisherigen Tätigkeit in Callao und der Umgebung von Miraflores. Die Sendung umfaßte Vögel, Reptilien, Muscheln, Insekten, Muster von Mineralien und einige Säugetiere.

Schließlich kaufte Tschudi zwei Pferde, ein Maultier, Pulver und Blei. Auch einige aus Europa mitgebrachte Instrumente kamen mit, während er die übrigen Dinge — und sein Testament — in Lima zurückließ. Am ersten März 1839 schrieb der Beauftragte des Neuenburger Museums an Direktor Coulon, um ihn über die unerwartete Abreise der «Edmond» und über seinen Entschluß, im Innern des Landes einen günstigen Standort für seine Forschungen zu suchen, aufzuklären.

7

Angriff auf die Kordilleren

Von Klee begleitet verließ Tschudi Lima am 14. März 1839 durch das östliche Stadttor, die «Portada de Maravillas». Er zog den Bergen zu, welche einst die spanischen Eroberer auf der Suche nach Gold erstiegen hatten. Sein Ziel war allerdings ein anderes; aber an Wagemut war er jenen alten Abenteuern ebenbürtig. Man mag Francisco Pizarro viel Böses nachsagen. Tschudi aber, der wußte, um welchen Preis der Conquistador diesen Teil der Neuen Welt gewonnen hatte, zog vor dem Spanier ehrerbietig den Hut ab.

Die Straßen in der Nähe der Hauptstadt waren gefährlich. Es gab viele Arbeitslose, die sich zu Freicorps zusammenrotteten, sogenannte «Monteneros», die sich in den Dienst irgend einer Partei stellten. Ihre Auftraggeber erlaubten ihnen ohne weiteres, die Pferde der Reisenden zu stehlen, sofern sie bei Tageslicht «arbeiteten». Um diesen Banden zu entgehen, reisten unsere Forscher bei Nacht, das Messer im Gürtel und die Doppelflinte stets schußbereit. Sie folgten dem linken Ufer des Rimac, überquerten eine steinerne Brücke bei Surco, wo besonders häufig Reisende überfallen worden waren. Dann kamen sie in eine menschenleere Gegend, die zum größten Teil mit Sand und Kies bedeckt war. Eingestürzte Grenzmauern zwischen

Landparzellen und halb zerfallenen Wohnhäusern deuteten auf frühere Siedlungen hin. Büsche standen am Ufer des Flusses. Vier Meilen von Lima bogen sie nach Nord-Westen ab, um einen unbequemen und sehr steilen Weg am rechten Ufer des Rimac einzuschlagen. Das Tal wurde immer enger. Der Fußweg führte an Abgründen hin, folgte wahren «Fenstergesimsen», die oft durch Abbruchstellen unterbrochen waren.

In der Nähe von Surco trafen Tschudi und sein Begleiter auf Eingeborene, die mit der Einbringung von Bananen, Granatäpfeln und andern subtropischen Früchten beschäftigt waren. Dort wurde Tschudi vor einer furchtbaren Krankheit gewarnt, genannt «Veruga». Die Quellen der Flüsse sind voller Bazillen. Menschen und Tiere, die solches Wasser trinken, werden rasch von tödlich wirkenden Geschwülsten befallen.

Zwei Meilen von da lag der Ort San Juan de Matucana, der schon den kalten Winden des Hochgebirges ausgesetzt war. Die aus Schilf und Erde gebauten Hütten des Tieflandes hatten hier Backsteinbauten Platz gemacht. Die Gaststätten aber konnten den Gästen nichts weiter bieten als Raum auf festgestampftem Boden. So oft es ging, zog Tschudi es vor, die Nacht unter freiem Himmel zuzubringen, statt seine Decke auf dem schmutzigen, infizierten Boden in stinkenden, engen Räumen, mitten unter Indianern, Negern, Hunden und Schweinen ausbreiten zu müssen. Selbst an Regentagen blieb er lieber draußen vor dem Hause, und oft genug gab's nichts zu essen. Es war schwer, etwas anderes einzukaufen als Schnaps. Um etwas zu Essen zu bekommen, mußte man mit Diplomatie vorgehen. Die vorüberziehenden Truppen hatten einfach requiriert, das heißt, genommen was sie brauchten. Dadurch waren die Indianer mißtrauisch geworden. Ein junger Offizier, der in einem Dorfe Lebensmittel verlangt hatte, war durch die Einwohner schwer mißhandelt worden.

Nach San Juan de Matucana verengte sich das Tal zu einer Bergschlucht. Der Weg folgte einem Bergkamm auf der linken Seite des Flusses. In den Felsspalten wuchsen grüne Pflanzen. Im offenen Gelände gab es da und dort Daturas (Stechäpfel), aus denen die Indianer ein kräftiges Betäubungsmittel bereiten. Während eines Haltes kam Tschudi ins Gespräch mit einer Gruppe Eingeborener, deren Häuptling eben das Gift eingenommen hatte und sich in einer Verzückung befand. Er glaubte so, mit seinen Vorfahren reden und von ihnen erfahren zu können, wo sich das Versteck des Inkaschatzes befinde.

Der Aufstieg ging weiter durch ein Tal, das den wichtigsten Wasserlauf der Gegend bei Viso erreicht. Die Brücke über den Fluß bestand aus Agavenstämmen, die durch Astwerk verbunden waren. Kein Geländer schützte vor dem Abgrund. Selbst die Reittiere zitterten beim Passieren der kaum meterbreiten schwankenden Brücke, auf welcher sie bei jedem Tritt über Äste stolpern konnten.

Von Viso nach San Mateo wurde der Weg immer schwieriger, die Schlucht noch enger, der Pfad klammerte sich an überhängende Felsstücke, die sich über den Köpfen der Reisenden zusammenzuschließen schienen und ihnen nur den Ausblick auf ein kleines Stück Himmel gewährten. Zu ihren Füßen rollte mit gewaltigem Getöse der Fluß in schwindligen Abgründen. Dann und wann gab unter dem Tritt eines Tieres ein Felsstück nach, oder es löste sich ein Stein von der Wand und fiel donnernd in die Schlucht.

Plötzlich rollte mit gewaltigem Donner ein Granitblock über den Weg. Die Karawane war vor Schrecken wie gelähmt. Ein Maultier war direkt getroffen worden und mit seiner ganzen Last in den Strom gestürzt, wo es in den Fluten verschwand.

Tschudi und sein Begleiter waren mit dem Leben davongekommen, aber sein wertvolles Gepäck war im Abgrund verloren gegangen. Seine besten Instrumente, ein Teil der Reptiliensammlung, seine wissenschaftlichen Notizen und sein Tagebuch, in dem er seit vierzehn Monaten alles genau eingetragen hatte, waren unwiederbringlich verloren.

Kaum hatte er sich etwas gefaßt, begegnete Tschudi einem Offizier, der in verzweifelter Stimmung war. Er war mit seinen zwei Söhnen auf seinem Reittier den Berg herunter gekommen. Einer der Knaben saß vor dem Vater, der andere hinter ihm. Ein Stein traf den jüngern der Knaben und riß ihn dem Vater aus der Hand, hinab in die Tiefe. Umsonst hatte der Mann lange nach der Leiche seines Kindes gesucht.

Nach San Mateo führte der Weg in ein dunkles Tal, um bald nachher wieder steil an Felsbändern entlang zu klettern. In der Nähe eines Wasserfalles war der Pfad vom stiebenden Wasser glatt und schlüpfrig geworden. Die Maultiere hatten große Mühe, vorwärts zu kommen. Zahllose Kurven machten es oft unmöglich, entgegenkommenden Karawanen an weniger gefährlichen Stellen rechtzeitig auszuweichen. Jede Bewegung auf dem engen Pfad konnte eine tödliche Gefahr bedeuten und auch der erfahrene, ortskundige Bergsteiger dankte Gott, wenn er diese gefährliche Partie heil hinter sich gebracht hatte.

Von da an wurde das Tal wieder breiter und stieg in einer Reihe von Talstufen gegen die Hauptkette der Kordilleren auf. Hier und da stand noch eine Indianerhütte. Gelegentlich sah man ein kleines Feld mit Gerste bepflanzt, die niemals reift, sondern als Grünfutter verwendet wird. Das sind die letzten Zeichen des Lebens. In einer der Hütten konnten Tschudi und Klee noch eine Suppe bekommen. Aber ach, sie war voller Fliegen! Bei Nachtanbruch legten sich alle Bewohner des Hauses direkt auf dem feuchten Boden, dicht aneinander gedrängt, zum Schlafen hin. Eine alte Frau deckte die ganze Familie mit Schaffellen und einer schmutzigen Decke zu.

Es war zu kalt, als daß die Reisenden die Nacht hätten im Freien zubringen können. Um sich vor der Unmenge des Ungeziefers zu schützen, drückte sich unser Glarner in den fernsten Winkel der Hütte. Aber Meerschweinchen, die die ganze Nacht im Haus herumliefen, hinderten ihn am Schlafen. Er war glücklich, sich beim ersten Morgenstrahl wieder auf den Weg machen zu können.

Kaum war er wieder unterwegs, mußte er feststellen, daß die Luft dünner geworden war und daß die große Höhe fühlbar wurde. Ein Pferd stolperte. Es war bergkrank geworden. Die schreckliche «Soroche», wie sie in Peru heißt, verschont weder Mensch noch Tier und greift hier sogar das Herz an, so daß die Reittiere unbrauchbar werden. Es kommt vor, daß sie schon nach zwanzig Schritten wieder zusammenbrechen. Tschudi mußte sein Pferd aufgeben, obschon es für den Bergsteiger in seiner bedrängten Lage nicht weniger wertvoll war als die Segel eines Schiffes auf offenem Meere.

Versperrt durch die Hauptkette der Kordilleren verteilte sich hier der Weg in zwei schmale Pisten, von denen jede zu einem Paß hinauf führt. Die eine, im Süden, führt heute, nach Überwindung einer Anhöhe, hinunter nach Yauli, wo jetzt eine Eisenbahn durchfährt. Diese Piste erreicht den Bergkamm an der Stelle, die La Piedra Parada heißt. Sie ist steiler als diejenige, welche direkt östlich über den Antarangra-Paß führt, den Tschudi im März 1838 wählte.

Vor dem letzten Aufstieg war ein sumpfiges Gelände zu durchqueren. Nur einige giftige Gebüsche wuchsen in diesem elenden Boden. Gerippe von Tieren bewiesen, wie wirksam die Gifte der Pflanzen sein mußten. Der letzte Steilhang war eine Geröllhalde. Die Maultiere atmeten mit großer Mühe. Dann gab es plötzlich eine blendende Helle. Sie kündete den Gipfel an. Hoch über den düstern Tälern bedeckte reiner Schnee den Berggrat. Nach drei Meilen erreichten Tschudi und sein Begleiter die Paßhöhe, den Übergang über die höchste Kette der Kordilleren.

Auf den Höhen der Anden

In einem Brief an Alfred Escher, der noch auf dem Hochplateau geschrieben wurde, gibt Tschudi den Gefühlen Ausdruck, die ihn in dem Augenblick erfüllten, als er den höchsten Punkt seiner Reise erreicht hatte. Darin aber ist nicht die Rede von endlich erfüllten Jugendträumen, auch nicht von dem kleinen Spiel, das darin besteht, daß man ein paar Wassertropfen in der hohlen Hand von einem Flußsystem ins andere trägt, und sie statt zum Stillen Ozean zum Atlantischen Ozean lenkt. Das hat er erst später seinen Lesern zuliebe auch erzählt. Aber im Moment erlebte er die rauhe Wirklichkeit und Wahrheit ganz anders, viel ergreifender. Der kühne Kletterer kehrte sich um, als wollte er den ganzen schweren Weg des Aufstieges nochmals überblicken und überdenken. Weit unten im Westen lag Lima mit all den Erinnerungen an seinen dortigen Aufenthalt. Dann wandte er seine Blicke ostwärts, wohin er bald seine nächsten Schritte zu lenken gedachte. Der Horizont war abgeschlossen durch weitere Bergketten, die kaum weniger hoch schienen als die eben bezwungene Kordillere. Aber das geistige Auge des Forschers blickte in noch weitere Fernen. Seine Gedanken trugen ihn hinüber nach Brasilien und weiter ostwärts über den Atlantischen Ozean nach dem kleinen Lande seiner Väter. Bilder der Vergangenheit gingen ihm durch den Kopf. Er dachte an liebe Menschen, von denen er durch unvorstellbar weite Distanzen getrennt war. Auch an seine Zukunft mußte er denken, die so anders sein würde als die der daheim gebliebenen Mitbürger. Die Zukunft schien ihm wie durch ein eisernes Tor verschlossen.

Im ersten Moment der Entspannung nach einem Aufstieg, den er auf 15 600 Fuß berechnete ¹, fühlte sich der unermüdliche Wanderer von großer Unsicherheit geplagt. Wo war er denn? Wohin führte sein Weg? Diese Fragen lasteten zentnerschwer auf ihm. Ringsum dehnten sich Schneefelder aus. Zu seinen Füßen verbleichten die Knochen von Pferden und Maultieren, tragische memento mori für die erschöpften Lasttiere, die über den Paß zogen.

Nur die schneebedeckten Bergspitzen, die bloß um einige hundert Meter die Paßhöhe überragen, lassen die Lage derselben auf dem riesigen Berg-

¹ Nach heutigen Berechnungen liegt die Paßhöhe des Antarangra 4835 m über Meer (Encycl. Esp.)

kamm erkennen. Eine Herde Vicuñas, eine Art wilder Lamas, flüchtete sich pfeifend. Ein erzürnter Condor protestierte gegen die ungewohnte Störung bei seiner Mahlzeit und schwebte drohend hoch über dem Kopf des Eindringlings.

Nun galt es den Abstieg nach den Hochebenen, der «Puna», vorzubereiten. Der Weg klammert sich an steile Felshänge, die metallisch glänzen. Dann erreicht er nach einer Reihe über einander liegender Terrassen ein schwach geneigtes Tal. Kleine Seen gleichen Kupferblechstreifen, die auf den Berg zerstreut scheinen. Bald erschienen ganze Herden von Lamas. Mit vorgestrecktem Hals suchten sie ihr Gleichgewicht herzustellen gegen die schweren Lasten von Eisenerz, die sie tragen mußten.

Am Nachmittag bedeckte sich der Himmel mit Wolken. Das Wetter wurde plötzlich drohend, und schon schienen alle Elemente auf einmal entfesselt. Tschudi erinnerte sich an ähnliche plötzliche Gewitter im Glarnerland, an diejenigen auch, die er auf dem Meere erlebt hatte, als das Schiff in allen Fugen krachte. In den Urwäldern sollte es ihm vorbehalten sein, noch andere kennen zu lernen, vor denen selbst die ältesten Bäume erzitterten. Sie alle aber lassen sich nicht vergleichen mit den Gewitterstürmen, die ihn in der Puna überfielen. Eine halbe Stunde lang zerrissen blendende Blitze in ununterbrochener Folge die schwarzen Wolken. Der Donner war ohrbetäubend. Die ganze Atmosphäre zitterte. Um nicht die Blitze auf sich selbst zu ziehen, streckte Tschudi sein Gewehr instinktiv so weit als möglich mit der linken Hand von sich. Mit der Resignation, mit der sich der Mensch bei Naturereignissen abfindet, denen er schutzlos ausgesetzt ist, brach Tschudi mit seinem Begleiter wieder auf. Der Sturm ließ etwas nach. Aber nun begann Schnee zu fallen.

Gegen Abend kamen die Reisenden in eine ruhigere, mildere Gegend. Doch mußten sie noch vor Einbruch der Nacht den schwierigen Engpaß bewältigen, der sie nach La Oroya bringen sollte. Der Abstieg ist so steil, daß Tschudi glaubte, schon den Kirchturm des Dorfes direkt unter sich zu erkennen. Glücklicherweise schien sein Maultier den Weg zu kennen. Es trug ihn ohne Unfall zu Tale. Noch war er durch den Fluß Montaro vom Dorfe getrennt. Erst mußte eine schwindlige, schmale Brücke überquert werden, die von vier Kabeln getragen wurde, welche aus Stierensehnen geflochten und unter sich durch Seile verbunden und mit Ästen und Stroh zugedeckt waren. Glücklich auf der andern Seite angekommen, legten sich die beiden tapfern Männer gleich neben der ersten Hütte zum Schlafe hin, deckten sich mit ihren Ponchos zu, und schon schliefen sie.

Um vier Uhr morgens weckte Tschudi seinen Begleiter und sandte ihn allein nach Tarma hinunter. Bevor er selbst dorthin ging, wollte er in Chuquipiti einen Minenbesitzer besuchen, den er in Lima kennen gelernt hatte. Er folgte streckenweise der alten Straße, welche Cuzco mit Quito verband. Zahlreiche Überbleibsel aus der Zeit vor der Entdeckung Amerikas durch Kolumbus erinnerten an die alte Verkehrsstraße.

In Jauja machte er einige Tage Halt. Er entdeckte dort noch lebendige Erinnerungen an die Zeit der Inkas. Die Leute sprachen unter sich Ketschua², die gleiche Sprache, die hier schon erklang bevor die Spanier kamen. Nur die Gebildeten sprachen auch Spanisch.

Von Lima war unser Forscher jetzt durch ein tiefes Bergtal getrennt. Jauja, ein kleiner Provinzhauptort, war eigentlich nur ein Dorf. Vor ihren Häusern sitzend plauderten die Leute in einer unverständlichen Sprache. Ihre Sitten und Gebräuche deuteten auf viel einfachere Verhältnisse als die der Küstenbewohner. An Kulturpflanzen schienen sie nur Klee und Gerste zu kennen.

Jenseits Jauja ließ sich Tschudi einen indianischen Führer geben. Auf schwierigen Wegen führte ihn dieser an einen hoch angeschwollenen Fluß, den sie nicht überqueren konnten. Sie mußten eine Nacht am Ufer zubringen und dann einen großen Umweg machen. Dabei verloren sie die Piste. Oft mußten sie an Abgründen entlang von den Pferden steigen. Eine Zeitlang folgten sie den Spuren einer Herde Vicuñas. Aber diese Spuren waren plötzlich durch einen steilen Abhang unterbrochen. Zwanzigmal waren sie in Todesgefahr, bis sie endlich bei der Mine ankamen. Indem er auf die durchquerte Strecke und ihre Gefahren zurückblickte, zitterte Tschudi bei dem Gedanken, wie er nur den Mut aufbringen werde, den gleichen Weg zurückzugehen.

In Chuquipiti wurde der Naturforscher sehr freundlich aufgenommen. Sein Gastgeber nahm ihn auf die Jagd mit und gab ihm einige seltene Mineralien. Das ließ Tschudi rasch Müdigkeit und Gefahren vergessen. Das Interesse an seinen geologischen und zoologischen Sammlungen überragte alles andere. Die Sammlung wurde durch einige seltene Vögel bereichert, sowie durch eine Art Felsenhasen, den man in Europa so gut wie gar nicht kannte, die Viscaches, beschrieben als «wollhaarige Andenhasen».

«Diese Tage in Chuquipiti», schrieb er an seinen Zürcher Freund,

² Tschudi schreibt den Namen dieser Sprache (spanisch Quechua) verschieden, meist Kechua, dann Khetsua und Kets-tsuah, wir wählen die der spanischen Aussprache entsprechende deutsche Form Ketschua. A. L.

«waren die einzigen Tage seit vielen Monaten, die ich froh im süßen Selbstvergessen zubrachte.»

Als er nach Jauja zurückgekehrt war fand er Briefe von Klee in Tarma mit der dringenden Bitte um Hilfe. Klee war an Pocken erkrankt. Tschudi ließ all sein Gepäck zurück und eilte dem Freund zu Hilfe. Aber als er im Dorfe ankam, war Klee nicht mehr dort. Da er sich einigermaßen erholt hatte, war er zur Nachkur in die Montana gegangen. Der wackere Samariter begab sich zunächst nach Jauja zurück, um sein zurückgelassenes Gepäck zu holen. Das war eine harte Arbeitswoche für ihn und sein Maultier. Dann blieb er zehn Tage in Tarma in Erwartung der Rückkehr Klees und mit Vorbereitungen für die nächste Etappe beschäftigt. Schließlich machte er sich allein auf den Weg nach Montana de Vitoc, jenseits der zweiten Kette der Kordilleren. Er hoffte, Klee auf der wichtigen Plantage von Pacchapatu zu finden, nahe am Ziel seiner Expedition.

Auf dem Kamm der zweiten Kette herrschte sehr große Kälte. Ein eisiger Wind drang durch alle Kleider. Nach einigen tausend Schritten in östlicher Richtung konnte Tschudi einen fast plötzlichen Klimawechsel feststellen. Auch das ganze Landschaftsbild war anders. Die Bäume waren größer, ihre Äste und das Laubwerk waren üppiger, das Gras zeigte einen kräftigen Glanz, Vögel unbekannter Art bevölkerten die Gebüsche, Schmetterlinge umflatterten den Forscher. Nur die Pfade waren abscheulich. Pferde würden nicht durchkommen. Die Maultiere sprangen von Stein zu Stein. Manchmal mußte man ihnen helfen, sie stoßen, um über spiegelglatte steile Platten hinwegzukommen. Beim Abstieg zogen die Tiere von selbst alle vier Beine unter den Bauch und rutschten auf dem Hinterteil in die Tiefe. Die Zweige am Wege peitschten das Gesicht des Reiters. Bei den schlimmsten Hindernissen gab es nur ein Mittel, sich etwas zu schützen, den Kopf bis auf den Hals des Maultieres hinunter zu ducken und so unter den Hindernissen durchzuschlüpfen. Endlich kam Tschudi zu einer Zuckerrohr- und Kaffeeplantage an der Grenze, wo die letzten weißen Pflanzer und christlichen Indianer wohnen. Wie er richtig vorausgesehen hatte, war Klee schon da und erwartete ihn.

9

Im Kampf mit den Chunchos Indianern

Tschudi hatte die Gegend von Vitoc als Ziel gewählt, weil er hier dem Urwald nahe war. Die Tierwelt war noch nicht dezimiert. Bevor er mit den Forschungen einsetzte, verbrachte Tschudi zehn Tage auf der Farm von Pacchapatu, eine Stunde von Palca. Er bereitete sich auf die Jagd vor, während Klee sich völlig von der Krankheit erholte. Die Gastfreundschaft der Pflanzer war sehr groß, aber man wollte sie doch nicht mißbrauchen. Anderseits konnte man den Tieren nur nahekommen, wenn man sie möglichst weit weg von den Häusern im Urwald selbst aufsuchte.

La Montana de Vitoc ist von hohen Bergen umgeben. Sie öffnet sich nordwärts gegen die Pampa del Sacramento. Sie wird von drei Flüssen durchzogen, dem Chanchamayo und seinen Nebenflüssen, dem Tulumayo, der von den Montanas de Monobamba und Urubamba herunterkommt, während der Aynamayo die Ostgrenze der von christlichen Indianern bewohnten Gegend bildet.

Der kühne Forscher beschloß gerade über den Aynamayo ostwärts vorzustoßen und dort eine Hütte aufzuschlagen, um gegen die Unbilden der Witterung geschützt zu sein. Trotz der Warnungen der Pflanzer machte er sich keine Sorgen wegen der Wildheit der dortigen Indianer.

Sobald er die letzten Siedlungen und die letzten Pfade verlassen hatte, begann die Gefahrenzone, in der die Chunchos-Indianer hausten. Nur wenige Tage vor Tschudis Ankunft, erzählten die Bewohner von San Carlos de Vitoc, seien drei der Ihrigen, ein Mann, eine Frau und ein Knabe in der Nähe des Flusses tot aufgefunden worden. Der Knabe war von Pfeilen durchbohrt. Schon früher hatten mehrere Missionare das gleiche Schicksal erlebt. Da sie von den Eroberern schlecht behandelt worden waren, blieben die Chunchos jahrhundertelang Todfeinde der Weißen. Sie machten häufig Einfälle in die Pflanzungen und drangen selbst in die Häuser ein.

Nachdem Tschudi sich in der Nähe umgesehen und eine reiche Fauna festgestellt hatte, ließ er sich auch durch die drohenden Gefahren nicht abschrecken. Mit den geringen Mitteln, die ihm zur Verfügung standen, bereitete er sich sorgfältig vor und überschritt dann den Aynamayo zwei Meilen vom letzten Haus entfernt. Klee und vier christliche Indianer begleiteten ihn. Diese Einheimischen halfen ihm eine Waldlichtung, die von tausendjährigen Bäumen umgeben war, zu säubern. Aber bald übermannte sie die Angst vor den Chunchos, und sie ließen ihren Herrn im Stich. Tschudi und Klee mußten selbst an ihrem Refugium weiter bauen. Während dieser Zeit kehrten sie abends meist nach der Plantage zurück.

Eines Tages, als sie auf ihren Bauplatz zurückkehren wollten, fanden sie den Fluß hoch angeschwollen und unpassierbar. Sie wollten eben umkehren, als sie plötzlich das wilde Geheul der Chunchos hörten. Es kam direkt von der Baustelle her. Im gleichen Moment mußte Tschudi noch feststellen, daß er sein Pulverhorn vergessen hatte!

«Ein Werk der Vorsehung war es», schrieb er seinem Freund in der Schweiz, «daß wir nicht hinüber konnten.» Ein anderes Mal, während sie weiterbauten, hörten sie den Sammelruf der Chunchos aus einer Viertelstunde Entfernung in einer kleinen Ebene, wo früher ein Dorf gewesen sein mußte. Die gefährlichen Nachbarn waren diesmal mit der Abwehr von Affen beschäftigt, die sich in der Richtung der neuen Hütte der beiden Weißen flüchteten. Kaum 200 Schritte davon gaben die Chunchos die Verfolgung der Affen auf. Tschudi hörte einen der Chunchos, offenbar einen Späher, der sich ganz nahe an die Hütte heranschlich. Der Indianer blieb unsichtbar. Der Wald war so dicht, daß man eine menschliche Gestalt nicht hätte erkennen können, vor allem nicht einen im Gebüsch versteckten Indianer. Klee schoß einen Affen, der von Ast zu Ast vom Baum fiel. Die Chunchos bekamen offenbar Respekt; das Geräusch ihrer Schritte verzog sich in der Ferne.

Unter solchen Umständen wurde die Hütte fertig. «... Sie ist 16 Fuß lang», schrieb Tschudi seinem Freunde, «10 Fuß breit und 20 Fuß hoch.» Die Wände bestanden aus Baumstämmen, die mit Astwerk verbunden waren. Dieses konnte, falls die Chunchos die Äste anzünden sollten, sofort gelöst werden. An Herrn Coulon vom Neuenburger Museum schrieb er: «Es genügt, daß ich an einer Schnur ziehe und dann fällt eine ganze Wand zusammen.»

Unter dem Dach der Hütte bauten sie einen zweiten Boden aus Holz ein, so daß sie nicht auf dem feuchten Fußboden schlafen mußten. In diesen Hühnerstall stiegen sie mit Hilfe eines mit eingehauenen Tritten versehenen Baumstammes. «Die Feuchtigkeit ist zu groß», bemerkte Tschudi, «sie ist so bedeutend, daß über Nacht der Schuß in der Flinte untauglich wird, alles Eisenwerk sich mit Rost bedeckt, das Salz zu Wasser zerfließt. Es nimmt mich wunder, wenn ich nicht mit Moos und Schimmel bedeckt aus dem feuchten Walde herauskomme.»

Das Dach der Hütte war dicht mit langen Palmenblättern bedeckt. Wie ärmlich auch die Ausstattung war, den Leiter der Expedition erfüllte die Erinnerung an dieses «Waldheim» noch lange mit Stolz und Zufriedenheit. Hier hat er seine Forschertätigkeit so recht eigentlich zweckmäßig beginnen können, in einer nach seinen eigenen Plänen und mit eigener Kraft und der seines Begleiters gebauten Wohnung. Nach so vielen Kreuz- und Querfahrten kam ihm der Aufenthalt im Walde fast wie eine

geordnete Lebensführung mit geregeltem Arbeitsplan vor. In diesem Tempel der Forschung hingen die Bilder zweier von Tschudi besonders hoch verehrter Lehrer, Agassiz von Neuenburg und Oken von Zürich.

Am Anfang kamen noch gelegentlich christliche Indianer zu kurzen Besuchen, die aber immer seltener wurden. Sie brachten Ananas, Bananen, Orangen und exotische Früchte, die man in Europa nicht kennt. Im Austausch erhielten sie ein Stück Stoff, ein Messer oder eine Schere, Dinge, die sie mit kindlicher Freude erfüllten.

Ihre Waffen durften die Einsiedler nicht einen Augenblick aus der Hand geben. Nachts schliefen sie mit dem geladenen Karabiner an der Seite. Beim kleinsten Geräusch, schon beim Piepsen eines Vogels mußten sie an Feindeslist denken. Der Ruf der Affen ließ sie aufspringen.

Immer stand die scharfgeladene Flinte neben dem Kochtopf. «Wenn Klee Wasser holte», schrieb Tschudi seinem Bruder Friedrich, «eskortierte ich ihn, sogar um die natürlichen Bedürfnisse zu befriedigen mußten wir bewaffnet sein.»

Wildbret bildete natürlich die Hauptnahrung. Vögel gab es in Mengen. Hie und da lieferte ein Hirsch willkommenen Braten. «Ein Bouillon von einem dieser großen, fetten Affen schmeckt ausgezeichnet, und sein Fleisch, obgleich von nicht sehr anziehender Farbe, macht ein schönes Mittagsmahl. Du erinnerst Dich doch», schrieb er an Escher, «der lacedämonischen schwarzen Suppe!» Um den Durst zu löschen, hatten sie reines Flußwasser. Das Abkochen vollzog sich im Freien zwischen zwei mächtigen Wurzeln eines riesigen Gummibaumes. Wer von den beiden zuerst von der Jagd heimkehrte, hatte Küchendienst und kochte das Nachtessen.

«Du solltest mich hier sehen können», schrieb Tschudi weiter seinem Bruder, «einem Wilden ähnlicher als einem zivilisierten Wesen.»

«Auf die Jagd gehe ich in Schuhen, Hosen und Hemd», schrieb er an Alfred Escher, «und auf dem Kopf trage ich eine weiß und rote Nachtmütze oder ein Seidentuch, denn Mützen oder Hüte sind total unbrauchbare Sachen..., weil sie von den Zweigen fortwährend weggerissen werden, und die Kleider sind von Schmutz, Blut, Ruß und Schweiß so, daß man die ursprüngliche Farbe nicht erkennt. Bart und Schnurrbart sind so lange, daß sie bald Furcht erregen...»

Wollte er am Abend, erschöpft von des Tages Arbeit, sich ein wenig ausruhen, machten Schwärme von Mücken jeden Schlaf unmöglich. Ekzeme quälten ihn, daß ihm oft das Blut offen vom Leibe rann. Sein Gesicht war fast immer geschwollen. Nach und nach gewöhnte er sich an vieles. Er wurde immun gegen Insektenstiche, Vampire setzten sich jede Nacht auf seine Decken und versuchten ihn zu schröpfen.

Und wozu das alles?

Die Antwort finden wir zerstreut in einigen Briefstellen zwischen Berichten über seine Beobachtungen:

«...Ich sah ein, daß wenn ich in der kultivierten Montana geblieben wäre, ich nur wenige Tiere hätte töten können; darum beschloß ich ins Innere zu gehen», schrieb er beim Beginn der Bauarbeiten an seinem Urwaldhotel. «Hier wohne ich nun schon seit zwei Monaten allein mit meinem Kameraden in einer Gegend, wo nie vorher ein Christenmensch gelebt hat, ganz wissenschaftlichen Arbeiten hingegeben.

Sobald ich 30—40 seltene Vögel geschossen und die Bälge präpariert habe, bringe ich sie auf die Plantage, damit im Falle eines Unglücks möglichst wenige verloren gehen...

Jetzt jagen wir erst seit zwei Monaten hier, und schon habe ich eine prächtige Sammlung.»

Die Hoffnung, die Zahl der für Neuenburg bestimmten Exemplare noch durch seltene Stücke zu erhöhen, und die Möglichkeit, eigene Publikationen verfassen zu können, entschädigten ihn zum voraus für alle Leiden.

«Ich bin, Dank sei Gott, wohl und genieße eine unerschütterliche Gesundheit, was mein höchstes Gut ist und dessen ich bei meinen Unternehmungen so nötig habe. Ich bete aber auch täglich zu Gott, daß er sie mir erhalten möge, so wie mein heißes Flehen sich jeden Abend zu ihm richtet, unsere geliebte Mutter und auch meine teuren Geschwister zu erhalten und zu beschützen.»

Seine einzige Sorge war die Entwicklung der politischen Lage in Peru, die sich derart verschlechtert hatte, daß die Aussichten für die Wiederaufnahme des internationalen Schiffsverkehrs für lange unwahrscheinlich schienen. Damit fielen auch seine Hoffnungen dahin, die erlegten Tiere nach Europa zu spedieren. Chaudière werde es wohl kaum möglich sein, ihn aufzusuchen und ihm die Schuld zu bezahlen. Das Neuenburger Museum konnte ihm auch keine neuen Geldmittel senden. Aus einem Brief Tschudis an Coulon erfahren wir immerhin, daß es dem Kapitän der «Edmond» gelungen war, in Lima eine gewisse Summe Geld für Tschudi zu deponieren. Sie war aber stark verkleinert durch allerlei Abzüge wie bezahlte Fracht, Zoll, Kleider, Waffen, für die Tschudi belastet wurde. Alles, was schließlich netto herausschaute, waren 37 Taler, und davon sollte er ein ganzes Jahr leben.

Von Zeit zu Zeit sandte er Klee auf die Plantage mit Briefen an seine Freunde und Verwandten in Europa. Ein Bote trug sie nach Tarma und von dort gingen sie bei der ersten Gelegenheit nach Lima. Am 4. Juli 1839 — ein Datum, dessen sich Tschudi stets erinnerte — hatte er Klee zwei Briefe übergeben, einen für seinen Bruder Friedrich, den andern für Alfred Escher ³.

Klee kehrte nicht gleichen Tages zurück, so daß Tschudi nach einem anstrengenden Jagdtag eine sehr einsame Nacht in der Wildnis verbrachte. Todmüde hatte er sich spät zur Ruhe gelegt nur auf einem primitiven Bett, besser gesagt, nur auf einer Decke, denn Matratzen zogen in Menge Insekten und Reptilien an.

Um ein Uhr nachts wurde der Einsiedler durch das Geheul von Hunden vor seiner Hütte geweckt. Er sprang auf, die Hand am Abzug seines Gewehrs, in der Meinung, es handle sich um einen Fuchs aus der Montana. Bald aber erkannte er deutlich im Mondschein einen Hund, der vor dem Hause stand. Auch hörte er Schritte. Nach zehn Minuten war alles wieder still. Am Morgen konnte er deutlich an den Fußspuren ablesen, daß Chunchos ihm einen nächtlichen Besuch gemacht hatten.

Gegen Abend kehrte Klee zurück. Um ihn nicht zu erschrecken, verschwieg ihm Tschudi was vorgefallen war. In der Abenddämmerung saß unser Naturforscher vor der Hütte, in die Lektüre von Webers vergleichender Anatomie vertieft. Nahe bei ihm war Klee mit Holzspalten beschäftigt. Plötzlich hielt der Seemann in der Arbeit inne und sagte:

«Ich habe Indianer sprechen gehört.» Obschon er sie auch schon längst bemerkt hatte, antwortete ihm der Meister:

«Das sind wahrscheinlich Wildtauben.»

Klee fuhr fort zu arbeiten. Aber plötzlich hörte man das Geheul der Chunchos ganz in der Nähe. Da war kein Zweifel mehr möglich. Die beiden Männer eilten in die Hütte, ergriffen ihre Gewehre und richteten sich zur Verteidigung ein. Immer näher kam der Lärm, immer lauter und schauerlicher ertönten die großen Waldhörner der Wilden, die plötzlich am Fluß Halt machten. Tschudi sah, wie sie ein Feuer anzündeten und ein Biwak aufschlugen, so daß er jedes Wort hören konnte, das die Chunchos sprachen.

Von den Mühen des Tages und von der nervösen Spannung der Nacht überwältigt, schließen schließlich doch sowohl Tschudi als auch Klee gleichzeitig ein. Aber schon nach einer halben Stunde wurden sie durch Stimmen-

³ Diese Briefe existieren noch und haben uns gute Dienste geleistet bei der richtigen Einreihung der Begebenheiten.

gewirr vor der Hütte geweckt. Die ungebetenen Gäste kundschafteten alles aus, rüttelten an den Pfosten und klopften an die Türen. Die Belagerten waren darauf gefaßt, daß im nächsten Augenblick die Hütte über ihnen zusammenstürzen werde. Trotz der besseren Waffen der Weißen (Pistole, Gewehr und Jagdmesser), hätte ein Kampf mit sehr ungleichen Aussichten folgen müssen.

Der Alarm dauerte eine Stunde. Endlich verzogen sich die Indianer mit Geheul, nachdem sie den beiden Forschern, die auf eine verzweifelte Verteidigung vorbereitet waren, fast bis auf Reichweite nahe gekommen waren.

Beim Nachdenken über die Ängste jener Nacht fiel es Tschudi schwer zu glauben, daß die Chunchos nur mit friedlichen Absichten gekommen seien. Ihren Abzug erklärte er sich aus der Überlegenheit seiner Waffen, die den Indianern bekannt sein mußte, und die sie in diesem Falle überschätzten. Einige Zeit nach diesem Abenteuer kam Tschudi bei der Verfolgung eines Tieres selber ganz nahe an die erste Hütte der Wilden heran. Sie war leer, aber alles war zum Kochen bereit gelegt. In der Hoffnung, seine unheimlichen Nachbarn etwas zu besänftigen, ließ der Besucher einige Dinge zurück, die er in der Tasche trug.

Kurz nachher fand Klee seinerseits vor der Hütte, welche die Chunchos erst belagert hatten, eine saftige seltene Wurzel. Er las das Zeichen als einen Versuch freundschaftlicher Annäherung und hoffte, es könne zur Anbahnung von Beziehungen kommen. Aber die Forscher wagten doch nicht von der Wurzel zu essen, vor Angst, sie könnte vergiftet sein. Weitere lärmige Streifzüge bestätigten die Annahme, daß es sich in der Tat um eine Hinterlist gehandelt hatte.

10

Jagden und Pläne

Ende August begannen außerordentlich starke Regenfälle, die Tag und Nacht dauerten. Die Flüsse stiegen rasch an. Der Aynamayo, den man überqueren mußte, um La Montana zu erreichen, stieg so hoch, daß ans Durchwaten nicht mehr zu denken war. Schon bei trockenem Wetter reichte das Wasser einem Manne bis zur Brust. Ein Brückenschlag war wegen der Breite des Flußbettes außer Frage. Während der Regenzeit wurde es auch im Tierreich stiller. Die Vögel verzogen sich, die Tiere kamen nicht aus ihren

Verstecken hervor. Die Feuchtigkeit der Luft machte sogar das Schießpulver unbrauchbar. Die Vorräte schwanden und es drohte eine Zeit des
Hungers und der Not für die Expedition. Schon fehlte seit vierzehn Tagen
alles Wildbret. Unsere Jäger mußten sich von Wurzeln nähren, die sie am
Fuße einiger Bäume als eßbar erkannt hatten. Dazu kam noch eine Handvoll Bohnen die sie als Notration aufgespart hatten.

Nach drei Monaten im Urwald mußten Tschudi und seine Expedition in die von christlichen Indianern bewohnten Gebiete zurückkehren.

Nicht ohne Melancholie überließ er seine Hütte den wilden Tieren, den Insekten und der Vegetation, die bald damit fertig sein würden. Mit größter Sorgfalt verpackte er seine wissenschaftlichen Instrumente, die Gläser mit Insekten in Weingeist, die Bälge der Vögel, die Felle der Jagdtiere, die unter so großen Mühen gesammelt worden waren.

Die Bewohner der Plantagen waren erstaunt, daß die zwei Forscher überhaupt aus dem Urwald zurückkehrten. Längst hatte man das Schlimmste als sicher angenommen.

Tschudi hatte lange nicht alles gefunden, was er brauchte. Noch wollte er zahlreiche Beobachtungen abschließen und weiteres wichtiges Material sammeln, bevor er sich zur Rückkehr nach Lima entschloß. Er wählte deshalb einen neuen Standort, wo er vor den Chunchos sicher und näher bei den Nachschubquellen war. Mit der alleinigen Hilfe seines getreuen Klee baute er eine zweite Hütte, nur eine halbe Stunde von der letzten Kaffeeplantage entfernt. Von hier aus wurde die Jagd fortgesetzt.

Unter den am schwierigsten zu findenden Jagdvögeln war eine dem Rebhuhn ähnliche Gallinaceenart, die von den Indianern «Chuy» oder «Yutu» genannt wird. Man findet sie einzig in der Puna. Sie scheint kaum die Flügel zu gebrauchen, sondern versteckt sich sehr geschickt im langen Grase. Selbst wenn sie von Hunden gejagt wird, steigt sie selten so hoch, daß man sie zu Gesicht bekommt. Ihre Hauptfeinde sind Falken und Füchse. Eine andere Sorte der amerikanischen Rebhühner, der Crypturus, zeigte sich gelegentlich in den warmen und feuchten Teilen des Urwaldes.

Die Jagd auf seltene Großtiere wurde ergänzt durch die Bedürfnisse des Kochtopfes. Auf dem Menu erschienen gelegentlich sonderbare Raritäten, wie Pfefferfresser oder Tukane, Beuteltiere, Gürteltiere und langhaarige Ferkelkaninchen (Aguti). Tschudi schätzte schließlich sogar «Affenkeule am Spieß».

Eines Tages aber bedauerte er einen voreilig abgegebenen Schuß. Es handelte sich um eine Meerkatze mit einem Jungen. Als das Muttertier tot

war, wurde es von seinem Kinde noch lange geliebkost und gestreichelt. Es konnte sich nicht von der Mutter loslösen. Tschudi versuchte den Affen zu zähmen, aber der Versuch gelang ihm nicht. Das Tierchen starb bald.

War die Jagd schlecht, so hatten die beiden Nimrode magere Zeiten und bloß vegetarische Kost. Wenn Tschudi sechs Uhr abends aus dem Urwald in seine Hütte heimkehrte, mit zerfetzten Kleidern und zerkratztem Körper, todmüde, oft ohne den ganzen Tag etwas gegessen zu haben, begann gleich wieder die Arbeit des Sortierens und Klassifizierens. Notizen mußten gemacht werden über besondere Beobachtungen an den Tieren, die Anatomie der Vögel und die Pelze derjenigen Tiere, die für das Museum bestimmt waren. In der Klassifizierung folgte Tschudi streng den Richtlinien, welche ihm in Neuenburg der elsäßische Naturforscher Schimper beigebracht hatte.

Leidenschaftliche Hingabe an seinen Beruf schien Tschudis einziger Lebenszweck. Sie füllte seinen Tag voll aus. Vor Stunden der Einsamkeit und Verlassenheit allerdings vermochte sie ihn nicht immer zu schützen.

Oft dachte er an seine Professoren daheim in der Schweiz. Er schrieb Escher, um zu erfahren, wie es Hottinger, seinem lieben alten Meister, gehe, wie dem Ornithologen Schinz. Okens Lehrstuhl war frei geworden. Wer würde der Nachfolger sein? Bei solchem Nachsinnen, so ganz für sich allein, überkam Tschudi manchmal ein Gefühl der Schwäche. Er verglich sich mit jenem Philosophen, der den Begriff «Gott» definieren sollte und zum Schlusse kam, daß dies überhaupt unmöglich sei. So erging es auch ihm. Für ihn gab es kein allgemein gültiges System. Alle schienen der Reihe nach zu versagen und erwiesen sich als einseitig, falsch oder unhaltbar. Man konnte lange mit größter Sorgfalt neue Systeme aufstellen, die Tiere nach Fühlern oder Schuppen, nach dem Schnabel oder den Füßen gruppieren. Die Gesetze der Schöpfung, die Grundsysteme, waren immer wieder anders. Hier im Urwald ganz besonders; denn hier entwickelt sich alles in größter Freiheit. Er kam zum Schlusse, die bisherigen Systeme als Ergebnisse ungenügender Erforschung der Natur zu erkennen, auf Analogien aus zweiter Hand gegründet, als Körper ohne lebendige Seele. Wenn es ein inneres und ewiges Gesetz gibt, nach dem sich die Beziehungen zwischen den Naturerscheinungen richten, dann muß es eine sichere Basis haben, sich auf das Leben selbst stützen. Wer nur tote Körper studiert, kann unmöglich die Gesetze des Lebens finden. Er kann nur Systeme konstruieren, die Gebäuden gleichen, welche auf keinem Fundament stehen. Solche Forschungen können niemals fruchtbar sein.

Tausend Stunden von jeder Universität weg, dachte Tschudi über das Gesetz der Schöpfung nach, suchte, stellte Thesen auf und überprüfte sie mit seinen Gefühlen. Er hoffte, er finde einmal Zeit und Gelegenheit, seine Ansichten darüber niederzuschreiben und so eine Philosophie der vergleichenden Physiologie im Tierreich zu verfassen.

In seiner geschäftigen Einsamkeit dachte Tschudi damals oft an seinen Bruder Friedrich. Wie gerne hätte er ihn als Weggefährten gehabt! Aber seit siebzehn Monaten hatte er überhaupt keine Nachricht aus Europa erhalten. Gegen einen Baum gelehnt, passierte es ihm auch, daß sich alle seine Gedanken um seinen Freund Escher konzentrierten. Er versuchte sich seine Züge vorzustellen, dort, irgendwo im dunklen, schweigsamen Urwald.

«Wie bedaure ich, kein Bild von Dir zu haben», schrieb er ihm. Was verdankte er nicht alles dieser Freundschaft! Die andern hätten ihn oft falsch verstanden. Man bezeichne ihn oft als gefühllos, hart, finster. Alfred gegenüber habe er keine derartigen Befürchtungen. Sollte er nicht wiederkehren, möge sein Freund ihm hie und da einen Moment der Erinnerung schenken, während er wie ehemals dem sich im Zürichsee spiegelnden Mondlicht zuschaue! Hin und wieder erinnerte sich der Einsame auch voll zärtlicher Gefühle des Mädchens, das ihn in Lima während seiner Krankheit gepflegt hatte.

Mit bloß dreißig Talern in der Tasche und allein hinten im Urwald hörte Tschudi doch nicht auf, Projekte zu machen. Er gedachte zu Anfang des Jahres 1841 nach der peruanischen Hauptstadt zurückzukehren mit den für das Neuenburger Museum bestimmten Sammlungen, deren Wert sich auf wenigstens zwölftausend Franken belief. Sie würde achtzig bis hundert Säugetiere umfassen (Lamas, Alpakas, Vicuñas, Rehe etc.), achthundert bis tausend Vögel, fünfzig bis sechzig Reptilien, etwa zwanzig Arten Fische, dreitausend Käfer, sechs- bis achthundert Schmetterlinge, fünfhundert Insekten, zwei- bis dreitausend Muscheln, dazu Pflanzen, Vogelnester, Eier und etwa dreißig Skelette. Er nahm deshalb auch an, das Neuenburger Museum werde ihm etwas Geld schicken, damit er seine Reise fortsetzen und in Lima die für die neue Expedition nötigen Einkäufe besorgen könne.

Er hatte der Forschung seine besten Jahre gewidmet, seine Gesundheit, seine ganze Kraft, ja selbst sein Leben hatte er ihr geweiht. Dafür durfte er wohl annehmen, daß ihn die Direktoren nicht mittellos hinten in Peru sitzen lassen würden, selbst wenn die Expedition acht Jahre dauern sollte. Einen finanziellen Ertrag konnte er von der Reise niemals erwarten. Seine Notizen, Manuskripte und Zeichnungen waren seine einzige persönliche

Beute. Dabei mußte er zum mindesten jetzt noch mehr als ein Jahr lang im Urwald und auf der Hochebene bleiben. Nachher gedachte er, dem Laufe des Flusses Ucayali folgend, östlich von der Pampa del Sacramento vorzustoßen, obschon er wußte, daß der Plan wegen der Gefährlichkeit des dort lebenden Indianerstammes als so gut wie undurchführbar angesehen wurde. Dann würde er dem Maranon und schließlich dem Amazonenstrom folgen, um Para und von dort den Atlantischen Ozean zu erreichen. Vorausgesetzt, daß alles gut ginge, würde er bis Ende 1845 den südamerikanischen Kontinent durchquert haben.

Einstweilen aber wurde es im Urwald immer feuchter. Weniger widerstandsfähig als der einfache Matrose Klee, mußte Tschudi schließlich unter den Unbilden der Witterung schwer leiden. Er hatte einige eitrige Wunden an den Füßen. Ein Klimawechsel war eine dringende Notwendigkeit geworden. So entschloß er sich, die Puna auf dem Wege über die Hochebene zu durchqueren, wo er übrigens neue Tierarten unter günstigeren Bedingungen zu erjagen hoffte. Klee blieb im Häuschen am Waldrand zurück, um die zum Ausstopfen bestimmten Felle und Bälge gegen die Ameisen und andere Tiere zu schützen.

Es scheint, daß Tschudi seinen getreuen Gefährten nur noch einmal sah, um von ihm Abschied zu nehmen. In der spätern Korrespondenz erwähnt er ihn gar nicht mehr. In den gedruckten Reiseberichten ist er überhaupt nie genannt. In den «Untersuchungen über die Fauna Peruana» dagegen hat er Klee ein paar Zeilen des Dankes gewidmet und, wie wir noch sehen werden, hat er seinen Namen dadurch unsterblich gemacht, daß er einen Vogel nach ihm benannte.

11

Bergkrankheit

Ende 1839 trabte Tschudi auf einem Maultier in südlicher Richtung zwischen der ersten und zweiten Kette der Anden dahin. Nochmals führte ihn der Weg durch Jauja. Dann verließ er die Provinz Junin, die östlich von der Provinz Lima liegt. Von hier stieß er in die große Spalte von Huaitara vor.

Die Lebensverhältnisse auf den Hochebenen boten leider nicht die erwarteten Erleichterungen gegenüber dem Urwaldklima. Als Einzelgänger dachte Tschudi nicht daran, jemals eine Schutzhütte zu bauen. Wie ihm der getreue Klee nun fehlte! Zweiundzwanzig Tage lang hielt er sich in einem Felsgewölbe auf. Nachts fiel die Temperatur bis auf zwei oder drei Grad hinunter. Der Wind trieb den Schnee in seine Höhle, so daß die Satteldecke, mit der er sich vor dem Einschlafen zugedeckt hatte, am Morgen weiß und seine Wäsche naß waren. Als es hell wurde, sah er, wie sein Maultier im Schnee nach Gras scharrte. Tschudi wärmte etwas Wasser, machte sich ein Frühstück aus geröstetem Mais und einem Stücklein Käse. Dann sattelte er sein Maultier. Die tropische Sonne war unterdessen aufgegangen und Tschudi machte sich auf die Suche nach Vicuñas. Diese typisch peruanische Lamaart ist sehr schwer zu jagen. Da hieß es klettern, spähen, kriechen und verfolgen. Wenn die Tiere sich flüchten konnten, liefen sie mit Windeseile auf schmalsten Pisten. Sie kletterten auf Felsen und stiegen in abgründige Schluchten hinunter. Unserem Jäger gaben sie oft stundenlang zu schaffen. Auch haben die graziösen Tiere ein sehr zähes Leben. Wenn sie verwundet sind, laufen sie oft noch sehr weit. Ein Vicuña mit nur noch drei Beinen läuft immer noch schneller als ein Pferd.

Um über die Morgennebel hinauszukommen, stieg Tschudi oft hoch in die unbekannten und unbewaldeten Teile der Kordilleren hinauf. Auf diesen Ausläufern scheint der Geist nicht mehr zu wehen, der sonst die Natur belebt. Tod und Leben scheinen sich hier zu begegnen im ewigen Kampf um Sein oder Nichtsein. Konnte unser einsamer Wanderer auf seinem müden Reittier, fern von den schützenden Hütten, wissen, nach welcher Seite die Wagschale seines eigenen Schicksals sich neigen würde? Freudig begrüßte der Sohn der Berge die letzten Zeugen der Vegetation im matten Gelb der Puna, die vom grünlichen Weiß der Gletscher abgelöst wurde. Hier war in Blau und Purpur ein Enzian, da eine braune Calceolaria. Es gab Stellen, die vom Hellgrau des filzigen Kaktus wie mit Schuppen bedeckt aussahen. Endlose Strecken, wo nur Moose oder Flechten wuchsen, erinnerten in ihrer neutralen Färbung an ausgetrocknete Steppen, die bald der Kälte, bald der Hitze ausgesetzt sind. Manchmal, wenn er einen Stein aufhob, kam darunter ein schwarzer Käfer, eine steife Kröte oder eine hungrige Eidechse zum Vorschein.

Um die Mittagszeit wagten sich sogar größere Tiere auf diese Höhen, stolze «Huachas», diese schönen Gänse der Puna, «Charadrides» mit metallischen Reflexen, welche die Indianer unter Nachahmung der Stimme «Lligllis» nennen. Ibisse von der Gattung «Bandurria», das heißt Guitarre, näherten sich dem Reisenden ohne Furcht. Mit ihrem langen Schnabel kratzten sie die Erde auf, während grün und schwarz gefärbte Ibisse, sogenannte «Yanahuicos», schwerfällig dahergewatschelt kamen.

Am Fuße der Felswände sammelten kleine Seen das Schmelzwasser der Gipfelfirne und Gletscher. Da wiegten sich einige Enten und schwarz-köpfige Möven auf den Wellen. In der Ferne sah man Rehe sich flüchten. Manchmal blieb ein Hirsch mit dem für die Gattung «Taruga» typischen hellfarbigen Fell stehen und betrachtete mit seinen großen schwarzen Augen den einsamen Menschen.

Angelockt von einer so reichen Fauna, durfte der Jäger auf reiche Beute hoffen. Die Reste eines von seinem Herrn aufgegebenen Maultiers, über dessen Besitz sich nun Kondore zankten, erinnerte ihn daran, daß er die obere Grenze der für das Leben noch erträglichen Zone erreicht hatte. Um sein Reittier zu schonen stieg er ab und führte es am Zaume, ohne an seine eigene Müdigkeit zu denken.

Eines Tages ging auch dem Bergsteiger selbst der Atem beinahe aus. Er hielt an, um besser schnaufen zu können. Umsonst! Als er weitergehen wollte, konnte er nicht vom Fleck kommen. Eine unaussprechliche Furcht packte ihn. Seine Lippen wurden blau. Er weinte blutige Tränen. Ein Nebel schien vor seinen Augen zu schweben, bis die nächste blutige Träne fiel.

Nun begann für ihn selbst der Kampf zwischen Leben und Tod, den er schon in der Natur ringsum vorausgefühlt hatte. Zitternd legte er sich hin und blieb fast bewußtlos ausgestreckt liegen. Nach einer gewissen Zeit fühlte der Unglückliche instinktiv, daß sein Leben jetzt ganz von seiner Willenskraft abhänge. Er raffte sich zusammen, schwang sich wieder auf sein Maultier, gerade noch im rechten Moment, bevor das nachmittägliche Gewitter hereinbrach. Unter dieser Bedrohung durch die Elemente schien alles tierische Leben auf einmal zu verschwinden. Schnee fiel in Wirbelstürmen und deckte in weniger als einer halben Stunde den Gipfel und den Weg zu. Unter den Hufen des Maultieres klirrten die Steine plötzlich nicht mehr. Er war in einen Sumpf geraten. Mit jedem Augenblick wurde die Lage kritischer. Im einen Moment schien das Reittier im Sumpf zu versinken, obschon kurz zuvor die Vicuñas hier durchgerannt waren. Der Meister konnte das Tier nur dadurch befreien, daß er ihm mit seinem Messer einen Fuß um den andern aus dem Schlamm herausgrub. Endlich fand er den rechten Weg wieder. Er war doch deutlich genug markiert mit verbleichten Knochen von Lasttieren, die hier vor Kälte und Übermüdung schon zu Grunde gegangen waren!

Bald brach die Nacht herein und brachte neue Sorgen. Noch hatte er vier Stunden zu gehen bis zum nächsten Dorfe. Das Maultier war erschöpft. Der Reisende selbst war in Gefahr, in der Dunkelheit und unter dem in Massen fallenden Schnee zusammenzubrechen. Zum Glück bemerkte er einen Felsen, der auf der einen Seite etwas über den Boden vorsprang. Er band das Maultier an einem Steine fest und verkroch sich in die geschützte Stelle unter dem Felsen. In der Nacht weckten ihn unerträgliche Augenschmerzen. Seine Wimpern waren durch geronnenes Blut verklebt. Als er sie endlich geöffnet hatte, glänzte der Himmel von Sternen besäht in majestätischer Stille über den stummen Bergen. Einzig der monotone Ruf der «Penelope mit dem roten Bauch», einer Rebhuhnart der Anden, unterbrach die Totenstille. Da er nicht mehr einschlafen konnte, setzte er sich auf eine Erhöhung, die er als einen Stein ansah. Als der Morgen anbrach erkannte er mit Schrecken, daß er auf einem menschlichen Leichnam saß. Er schlich aus der Höhle. Draußen wartete schon wieder ein Unglück auf ihn. Sein Maultier lag tot am Boden. Das halbverhungerte Tier hatte einen aus dem Boden hervorragenden Strauch erreichen können, dessen giftige Blätter schnell ganze Arbeit verrichtet hatten.

Als die Sonne die Welt wieder mit ihrer Wärme belebte, sah Tschudi, daß die Berge und Täler weitherum mit Neuschnee bedeckt waren. In seiner Nähe hüpfte piepsend der «Accaclo», ein kleiner Raubvogel herum. «Viscachas (Berghasen) spielten zwischen den Felsen und in der Ferne erkannte man die «Vicuñas» (Lamas) an ihren langen Hälsen. Ein unaussprechliches Wohlbehagen erfaßte den Geist des Reisenden in dem Maße wie er seine Lebenskräfte wieder erwachen fühlte. Er kehrte zu der Felsgrotte zurück, um festzustellen, wer der Tote sei, mit dem er die nächtliche Lagerstätte geteilt hatte. War es ein Leidensgefährte, der hier unter der Müdigkeit zusammengebrochen war? Tiefe, von Steinen herrührende Kopfwunden bewiesen, daß hier ein Mestize unter den perfiden Streichen der Indianer gefallen war.

Nachdem Tschudi sich zum Frühstück ein großes «Chinchilla» (Hasenmaus) geschossen und dann gebraten hatte, ließ er einen prüfenden Blick über die Täler schweifen, die unter ihm lagen. Plötzlich erspähte er in der Ferne zwei Männer. Bald erkannte er den charakteristischen Lockruf der Indianer für Lamas. Er eilte auf die Männer zu, schmeichelte ihnen mit freundlichen Worten und bot ihnen Tabak an. Sie willigten ein, mit ihm zur Höhle zurückzukehren, wo er die Nacht zugebracht hatte. Sie nahmen auch sein Gepäck mit. Ihre Lamas waren mit Vicuñadünger beladen, den die Indianer als Brennstoff verkaufen wollten.

So noch einmal glücklich davongekommen, ließ Tschudi die Leiche seines getreuen Maultieres dort zurück, in der Gesellschaft so vieler anderer Schicksalskameraden, die von hier auch nicht mehr weitergekommen waren. Dann folgte er der Lamakarawane bis zum nächsten Bergwerk, für welches das Brennmaterial bestimmt war.

Tschudis damalige Forschungen befaßten sich auch mit dem geologischen Aufbau der Kordilleren. Er meldete Agassiz das Vorkommen von Kalkfelsen mit Fossilien. Anderseits finde man glatt geschliffene Felsen und erratische Blöcke zwischen neun- und zwölftausend Fuß über Meer. Agassiz schloß daraus, daß zu einer Zeit, als unsere Gegenden nach seiner berühmten Theorie ganz von Eis bedeckt waren, die Gletscher der Tropen so weit hinunter reichten wie heute in der Schweiz.

12

Alfred Escher schlägt die Gründung einer Aktiengesellschaft vor

Einen Monat später war Tschudi wieder in Jauja, von wo er am 22. Februar 1840 an Coulon schrieb. Er schilderte die verheerenden Wirkungen der Feuchtigkeit im Urwald und berichtete über die paar Wochen, die er auf der Puna zugebracht hatte. Wie hart auch das Leben in Höhlen war, seine Gesundheit im ganzen war doch besser geworden. Er hatte Wildbret im Überfluß; aber Mangel an Pulver zwang ihn, einige Tage nach Lima zurückzukehren.

Tschudi überquerte die Kordilleren bei ganz schlechtem Wetter. Die Wege waren von Schnee bedeckt und der Abstieg ins Tal beanspruchte viel Zeit. Die große Stadt hielt ihn länger fest als er vorgesehen hatte. Aber am Anfang des Sommers war er wieder an der Arbeit auf der Puna.

Am 25. April 1840 hatte er einmal Glück. Drei Vicuñas, denen er aufgelauert hatte, fielen innert einer Viertelstunde seinen Kugeln zum Opfer. Das war an seinem 22. Geburtstag, wie er genau ein Jahr später seinem Bruder Friedrich berichtete.

Im ganzen hatte er aber nur zehn Vicuñas geschossen. Die besten Felle machte er zum Ausstopfen bereit zusammen mit denen eines Rehs, eines Hirsches und einiger Alpacas. Besonders groß war die Zahl der geschossenen Vögel, namentlich von den für die Anden charakteristischen Arten.

Die froschartigen Tiere und besonders die Eidechsen, die ihn ja am längsten interessierten, ergaben eine geringere Ausbeute. Weder die trokkene Küstenregion noch die hohen Berge Perus waren günstiges Gelände für die seltenen Arten, die er suchte.

Der Forschereifer half ihm immer wieder über die Mühen und Gefahren seines ungesunden Berufes hinweg.

Die häufig ungenügende Ernährung, mit Abwechslung nur zwischen Wurzeln und Wildbret, stellte seine robuste Konstitution auf harte Proben. Seine Kleider, ob er sie auf dem Leibe oder im Felleisen trug, waren stets der Feuchtigkeit und Schneefällen ausgesetzt. Oft konnte er wochenlang die durchnäßten Kleider überhaupt nicht wechseln.

Das Leben im Freien hatte seine Lunge gegen alle Gefahren gestählt, aber die Ruhr begann ihm schließlich zuzusetzen. In seinen damaligen Lebensverhältnissen konnte die Krankheit verheerende Folgen haben. Da er nur Steine als Kopfkissen hatte, ging er gelegentlich zu einer Eingeborenenhütte, um etwas Hilfe zu erbitten. Er wurde von den Leuten, die natürlich den Fremden fürchteten, meist sehr schlecht empfangen, «so wie man in Europa einen aus einer Menagerie ausgebrochenen Tiger begrüßen würde», schreibt er selber. Endlich kam er in ein Dorf, wo ihm, zwei Monate früher, ein Eingeborener während eines Gewitters Schutz gewährt hatte. Hier fand er wieder ein Obdach und etwas Hilfe, aber keine Milch. Als nach fünf oder sechs Tagen die Krankheit nur noch schlimmer wurde, entschloß er sich, ein vom Gastgeber empfohlenes Gebräu zu schlukken, dessen Grundsubstanz aus Maisalkohol bestand, «eine Medizin, die hundert andere getötet hätte». Die Roßkur wirkte. Nachdem er ein zweites Horn voll getrunken hatte, fühlte er wieder innere Wärme. Bald konnte er seine Reise fortsetzen, die ihn wieder nach bewohnten Gegenden brachte.

In Tarma, dem Flecken, von dem er anderthalb Jahre früher ausgezogen war, um die Hütte in der Montana de Vitoc zu bauen, wurde er zu einem der bestbekannten Grundbesitzer der Gegend gerufen, der krank war und in den letzten Zügen zu liegen schien. Tschudi erkannte die Krankheit sofort als eine Lungenentzündung. Er blieb an der Seite des Kranken und die Rettung gelang. Der reiche Pflanzer bewies dem jungen Arzt seine Dankbarkeit durch ein Geschenk von sechzehnhundert Franken, eine Summe, die umso willkommener war, als Tschudi so gut wie nichts mehr hatte.

Ende 1840, nach Abschluß einer ertragreichen Jagdperiode, warb er zwei Maultiertreiber an, die seine Sammlungen an die Küste hinunter bringen sollten.

Unter Überwindung ungeheurer Schwierigkeiten, unter Gefahren auf Schritt und Tritt auf den gewundenen steilen Bergpfaden, gelangte der Transport am letzten Tage des Jahres 1840 glücklich nach Lima. Tschudi und die beiden Maultiertreiber waren bis an die Zähne bewaffnet; denn gerade in der nächsten Umgebung der Hauptstadt wimmelte es von Räubern.

Als seine Fracht in Lima glücklich versorgt war, erkundigte sich Tschudi nach Briefen aus Europa. Da war ein Brief von Coulon, der den Empfang der ersten Kiste für das Neuenburger Museum meldete. «Sie hat diejenigen mundtot gemacht, die angefangen hatten, gegen Sie zu murren», schrieb der Bankier.

So war es also doch gekommen, wie er befürchtet hatte. Während er sich fast zutode arbeiten mußte und sich allen Gefahren ausgesetzt hatte, um die Amateure daheim zu befriedigen, die ihn ausgesandt hatten, gab es wirklich einige Maulhelden, die ihn kritisierten! Dem Brief Coulons lag ein Wechsel über tausend Thaler bei zur Bezahlung der Reisekosten für die Heimkehr. Aber wie sollte er die Kollektion von Kisten spedieren? Wie sollte er die Sammlung zu Ende führen, wenn er alles Geld für die Rückreise brauchte?

Auch von Alfred Escher wartete ein Brief auf ihn. Vom ältesten Jugendfreund, den er gefunden hatte, als er, zum ersten Mal von der Familie getrennt, sich einsam fühlte in der weiten Welt. An diesen Freund hatte er immer wieder gedacht; mit ihm hatte er in Gedanken Gefahren und Mühen geteilt, in der brennenden Sandwüste, auf den kalten Hochebenen oder in den dunklen Urwäldern Perus.

Escher hatte versucht, in Zürich einige finanzkräftige Leute für Tschudis Unternehmen zu interessieren. Er hatte ihnen die Gründung einer Aktiengesellschaft vorgeschlagen, die die Forschungsreise unterstützen und dafür ausgestopfte Tiere erhalten sollte. Aber seine Mühen waren umsonst.

«Was hat er sich nur vorgestellt», sagte Tschudi beim Lesen dieser Nachrichten. Sicher hatte ihm Escher nur aus finanziellen Schwierigkeiten heraushelfen wollen. Für diese Absicht war er ihm herzlich dankbar. Aber man hatte ihn falsch verstanden. Man hatte seine Unternehmungen also als eine verrückte finanzielle Spekulation angesehen, ein Geschäft, das natürlich nie rentieren konnte. Er war froh, daß Escher keinen Erfolg gehabt hatte. Selbst wenn die Aktiengesellschaft zustande gekommen wäre, hätte er sich kaum entschließen können, als Commis voyageur für Aktionäre auf Forschungsreisen zu gehen! Er fühlte sich doch als etwas mehr als nur ein Sammler. Von Anfang an hatte er sich zur heiligen Pflicht gemacht, die Natur nicht als ein Lagerhaus von verkäuflichen Artikeln betrachten zu lassen. Wenn er Aktionäre hätte befriedigen müssen, wäre es ihm unmöglich gewesen, gerade Tiere derjenigen Klassen und Gattungen zu sammeln, deren er für seine späteren Arbeiten am dringendsten bedurfte.

In Lima hatte Tschudi durch Vermittlung seiner lieben Mutter auch 600 Thaler von seinem eigenen Geld erhalten. Auch sein Bruder Iwan hatte ihm geschrieben; aber von Friedrich, seinem Lieblingsbruder, an den er am häufigsten dachte, war nicht ein einziges Wort gekommen.

In Lima galt es nun vorerst, die Sendungen nach Neuenburg zu verschiffen. Er verpackte die Tierfelle in Rhumfässer. Eines der Fässer enthielt Pflanzen für Escher, mit genauen Instruktionen, wie daraus ein Tee zu kochen sei, der Eschers kranker Mutter sicher Linderung ihrer Schmerzen bringen werde.

Zwei Monate dauerte diese schwere Arbeit des Verpackens. Dann kam der Transport zum Hafen von Callao, auf dem gleichen Wege, den er drei Jahre zuvor oftmals im Kugelregen hatte zurücklegen müssen.

Was er nach Neuenburg senden konnte, entsprach ungefähr dem Voranschlag, den er zwei Jahre früher im Urwald aufgestellt hatte. An einer Sitzung der Neuenburger Naturwissenschaftlichen Gesellschaft, die anfangs des folgenden Jahres stattfand und bei welchem Anlaß Agassiz einen weitern Band seiner «Fossilen Fische» vorlegen konnte, teilte Präsident Louis Coulon mit, daß er von Tschudi neun Fässer erhalten habe, mit 600 Bälgen von Vögeln, 70 Fellen von Säugetieren, 2000 Insekten und eine große Zahl von Skeletten, sowie 20 Arten Muscheln. Als interessanteste Exemplare für das Museum erwähnte er verschiedene Affenarten, Lamas, Vicuñas, Alpacas und drei Exemplare bisher unbekannter Robben.

Als Tschudi die Jagdbeute glücklich auf einem Segelschiff verstaut hatte, das via Kap Horn fuhr, beschloß er, seine Forschungen an der Küste Perus, nördlich von Lima, fortzusetzen. Gerade damals hörte er von einem Schiff, das in dieser Richtung segeln und in Huacho anlegen sollte. Er sicherte sich einen Platz an Bord. Aber ach, der Kapitän hatte sich entschlossen, Gefangene als Passagiere mitzunehmen. Da er Fluchtversuche der unfreiwilligen Reisenden befürchten mußte, wagte er gar nicht, in Huacho anzulegen. Tschudi, ein Priester und drei andere Passagiere, die dort aussteigen wollten, wurden in einem Kanu vom Schiff aufs Meer hinunter gelassen und ruderten dem Lande zu. Die Leute am Ufer glaubten, es handle sich um einen Angriff von Seeräubern. Diesen würden sie einen warmen Empfang bereiten! Glücklicherweise (und bevor Schüsse fielen) erkannte der Hafenkommandant durch sein Fernrohr einen Priester unter den Insassen des Kanus und damit war alles in Ordnung.

Tschudi blieb mehrere Wochen an diesem kleinen Ort, mitten unter Indianern und Mestizen. Er stand oft schon um fünf Uhr auf, um von den heimkehrenden Fischern die für seine Zwecke interessantesten Exemplare an seltenen Fischen kaufen zu können. Leider ging von der prächtigen Sammlung der perlmutter- und silbern glänzenden Fische ein großer Teil im Hafen von Callao, trotz Verpackung in Alkohol, zugrunde; denn die Matrosen hatten die Fässer monatelang einfach am Quai an der Sonne liegen lassen. Der größte Teil der Fische mußte ins Meer geworfen werden. Der Rest der Sendung kam in Neuenburg leider ebenfalls in unbrauchbarem Zustand an. Unser Forscher hatte anderseits das Glück gehabt, einen lebenden Seehund fangen zu können, einen von der Gattung Ulloa, benannt nach dem spanischen Seefahrer, von dem die erste Beschreibung dieser Art stammt. Er behielt das Tier mehrere Tage, konnte es aber nicht dazu bringen, Nahrung anzunehmen, so daß es elendiglich zugrunde ging.

Nach Lima zurückgekehrt, dem Etappenort während all seiner Expeditionen an der Küste, erfuhr Tschudi, daß verschiedene andere ausländische Naturforscher in Peru an der Arbeit seien. Der aktivste von ihnen war der Deutsche Leopold von Winterfeldt. Der zirka vierzigjährige Forscher hatte es in Südamerika rasch zu einer vielversprechenden Laufbahn gebracht, dank seinem Spürsinn und dem Zusammenspiel von glücklichen Umständen mit persönlicher Sicherheit im Auftreten. Er war ein ehemaliger Offizier, war, erst fünfzehnjährig, mit Blücher nach Waterloo gezogen und hatte dann den Dienst quittiert, um in die Bergbauschule einzutreten. Dann ging er auf des großen Humboldts Spuren unter die Naturforscher. Nachdem er noch die Tochter einer der vornehmsten Familien von Guayaquil geheiratet hatte, waren seine Stellung und sein Name gemacht. Dieser Abenteurer, zusammen mit zwei andern Europäern, leitete in Lima die große englische Firma Gibbs, Crawley & Co.

Der Baron fand in Tschudi alle diejenigen Eigenschaften, die ihm selber fehlten: absolute Selbstlosigkeit, leidenschaftliche Hingabe an die Wissenschaft unter Aufopferung aller Bequemlichkeiten des täglichen praktischen Lebens. Er begriff auch, daß es sinnlos wäre, den jungen Enthusiasten von seinem gewählten Wege ablenken zu wollen, sondern daß man ihn besser bis aufs äußerste ermutigen müsse. Tschudi, dem seinerseits so lange die Berührung mit der Zivilisation gefehlt hatte, war wie hypnotisiert in der Gegenwart dieses selbstsichern Geologen, der ihm von Humboldt erzählte und ihm den großen Naturforscher als Vorbild empfahl.

In Callao zeigte man Tschudi ein dänisches Kriegsschiff, an dessen Bord sich der Gelehrte Henrik Kröyer befand, der fortlaufend seine schöne und große Molluskensammlung ergänzte. «Auch ein gewisser Baron Doppler

treibt sich hier herum», schrieb er an Alfred Escher, «um dir einen Begriff von seinen naturhistorischen Kenntnissen zu zeigen, mag folgendes Beispiel hinreichend sein. Als er sich in Valparaiso aufhielt, kamen die Huasos und verkauften ihm Hühner, denen sie künstlich Entenköpfe aufgenäht hatten, und vice versa, als sehr seltene Tiere, die er auch als solche kaufte und im Weingeist wohlbewahrt nach Europa sandte.»

13

Neue Pläne und Heimweh

Am 20. Oktober 1841 war Tschudi wieder nach den Bergen aufgebrochen. Diesmal schlug er eine nördlichere Richtung ein, um jenseits von der Kordillerenkette Cerro de Pasco zu besuchen, das wegen seinen Silberminen berühmt war.

Nach Überwindung der steinigen Ebene, die Lima umgibt, drang er in das farbenreiche Tal des Rio Seco vor. Jeder Vegetation bar, ist das Tal von großen Porphyrplatten bedeckt. Die seitlichen Hänge, welche das Tal begrenzen, bestehen aus glattgeschliffenen Ophiten, die braunrot und gelegentlich zinnoberrot glänzen. Die Luft wurde bald frischer. Blumen tauchten auf, da wo der Fluß Chillôn dem Boden nur ein wenig Feuchtigkeit ließ. Die Kalzeolaren waren von Lippenblütlern durchsetzt. Die kurzstieligen, sich nach der Sonne drehenden Pflanzen, erinnerten den Reisenden an Europa.

Nachdem er neuerdings die Kordillere über den Col de la Vinda (4620 m) überquert hatte, kam Tschudi in der Stadt Cerro de Pasco (4352 m) an. Er beschrieb sie als eine Quelle von Reichtümern, aber zugleich als Ort größter physischer Leiden, als Treffpunkt von Menschen, die dort zwar Lasten von Silber finden, aber nicht Luft genug, um zu atmen. Die Häuser sind in einem wahren Labyrinth enger Gassen planlos hingestreut. Die Hauseingänge öffnen sich einander nahe gegenüber und führen immer in das Kellergeschoß. Der Boden ist von verlassenen Gruben unterhöhlt, und oft brechen Gallerien unter den Füßen von Passanten ein. Es herrscht beißende Kälte, und doch sind die Läden voll der schönsten tropischen Früchte, die von Maultieren heraufgebracht werden. Auch die besten Weine, Bordeaux und Champagner, kann man hier kaufen.

Tschudi hatte wenig Sinn für diese große Lotterie der Schatzgräber. Er begnügte sich, einige reichhaltige Muster von Schwefelsilber, Silbererz, Pyrit und silberhaltigem Eisenarsen zu sammeln, nur soviel als es braucht, um sie in den Vitrinen eines Museums ausstellen zu können. Dann zog er weiter hinauf in die Puna.

Eines Tages kam ein indianischer Bote mit der Meldung, der Baron von Winterfeldt liege an einem kleinen Ort irgendwo im Gebirge im Sterben. Tschudi brach sofort dahin auf und ritt Tag und Nacht, bis er den Baron fand. Er war kaum wieder zu erkennen. Ein heftiges Fieber hatte ihm sehr zugesetzt. Der Körper war geschwollen, ein Arm gelähmt. Der Baron war von einer in Europa unbekannten Krankheit befallen worden. Nur die Rückkehr an die Küste konnte vielleicht noch Hoffnung auf Rettung versprechen. Aber da der Todkranke nicht gehen konnte, mußte man ihn auf gefährlichen Wegen tragen. Ein einziger Fehltritt konnte fünf Personen das Leben kosten. Anderthalb Monate später ging Winterfeldt, von Tschudi gerettet, der Genesung entgegen.

All den Gefahren, denen er und andere bisher so glücklich entgangen waren, vermochten unsern Glarner nicht zu entmutigen. Sie schienen im Gegenteil nur seinen Willen zu stärken, die Zeitspanne, welche ihm die Vorsehung zugemessen hatte, auszunützen, um großen Plänen zu dienen. Leider hatte er keinen Agassiz mehr zur Seite, um ihm zu Konzentration zu raten, ihn auf eine Aufgabe hinzuweisen, die seinen Kräften angemessen war. Vier volle Jahre war er nun schon von Europa weg.

«Wäre es nicht wegen meinen lieben Eltern und Brüdern, die mich an die Schweiz binden», schrieb er seinem Bruder Friedrich, der eben in Zürich seine theologischen Studien abschloß, «ich glaube, ich würde nicht mehr heimkehren.» Er habe seine Heimat verlassen, um sein Schicksal in fernen Kontinenten zu erfüllen. Nie, glaube er, werde er sich wieder an das seßhafte Leben der Europäer gewöhnen können. «Ich habe schon zu lange die freie Luft geatmet, und ich werde es mein ganzes Leben lang tun.»

Wo übrigens sollte er sich niederlassen? Wünsche hatte er wenige. Sein größtes Sehnen galt der Mutter. Sie hätte er wieder sehen mögen, um dann sein Forscherleben erneut aufzunehmen. Häusliches Glück schien ihm wie ein ferner Kindertraum. Ohne Freunde, ohne Berater hatte er sich selbst isoliert und sich nie gefürchtet, auch nicht in sehr kritischen Situationen. Unglück und Armut, Hunger und Not hatte er ertragen und überwinden gelernt. Schwere Arbeit, die seine Kräfte aufs äußerste anstrengte, hatte ihm doch den innern Frieden nicht gegeben, der ihm wünschenswerter schien als Ruhm und Ehre.

«Bei meiner Abreise vom heimatlichen Boden», schrieb er an Alfred Escher, «habe ich mir heilig gelobt, entweder *nie* dahin zurückzukehren

oder nur dann, wenn ich völlige Zufriedenheit mit mir selbst erlangt habe, und eine Aufgabe ausgeführt, die mich würdig machen könnte, neben meine Lehrer gestellt zu werden, deren Lebenslauf und tiefen Kenntnisse ich mit Ehrfurcht bewundert habe.»

Im Februar 1842 kehrte Tschudi nach Tarma zurück, während der Zeit, da die großen Tiere ihre Jungen zur Welt bringen. Die dadurch verringerte Beweglichkeit der Tiere erleichtert dementsprechend ihre ruhige Beobachtung aus der Nähe. Während Tschudi so der Puna entgegenzog, kamen wieder Zweifel über ihn, ob seine frühere Tätigkeit richtig gewesen sei. Keine Arbeit war vollendet. Nichts ließ sich vergleichen mit dem, was jene großen Männer geleistet haben, auf die die Wissenschaft stolz ist. Konnte er nach Europa zurückkehren, bevor er alles versucht hatte, dessen seine Kräfte fähig waren? Wieder kam er auf den Plan zurück, den Amazonas hinunter zu fahren. Er würde in Ega Halt machen, um diesen Teil des brasilianischen Urwaldes näher zu studieren. Dann beschloß er, ganz Peru zu durchqueren, von der Grenze Columbiens bis zum Desaguadero an der Grenze Boliviens.

In Tarma angekommen, schrieb Tschudi seinem Bruder Friedrich, um ihm das riesige Programm bekanntzugeben, das er zusammen mit dem Baron von Winterfeldt besprochen habe. In Peru werde er keinen Ort unbesucht lassen; alles wolle er studieren. In die Schweiz werde er nicht zurückkehren, bevor er folgende Werke vollendet haben werde:

- 1. Eine ganz genaue geographische Karte von Peru,
- 2. Eine historische, geographische und statistische Beschreibung Perus,
- 3. Einen Bericht über seine Reise,
- 4. Eine geographische Karte der Kordilleren, eine Arbeit, die noch nirgends bestehe. Humboldt habe sie nur skizzieren können.
- 5. Anlage von naturwissenschaftlichen Sammlungen, von denen er mit Bestimmtheit sagen könne, daß darin kein Tier und keine Pflanze fehle, die es irgendwo in Peru gebe.
- 6. Ein Werk über die Fauna Perus mit einem Band Bildertafeln,
- 7. Ein Werk über die Flora von Peru und
- 8. Eine philosophische Studie über vergleichende Anatomie und Physiologie.

Das Projekt hatte wirklich Format und würde bei jedem andern zum guten Teil der Phantasie zugeschrieben werden müssen. Nicht so bei Tschudi, dessen bisherige Laufbahn und vielfach erprobte Willenskraft wir geschildert haben. Schon die Reise erforderte außerordentliche Kräfte, wenn er sich richtig Rechenschaft gab. Soweit es auf ihn ankomme, würde die Arbeit ununterbrochene Fortschritte machen.

Dann, als hätte er eine Vorahnung gehabt, bereitete er den Bruder auf ein mögliches vorzeitiges Ende vor. Wenn er den Strapazen erliegen sollte, so geschehe halt der Wille Gottes. Obschon er noch recht jung sei, habe die Erfahrung seine Seele gereift. Er habe nach seiner Ansicht genug gelebt, um sich nicht an das Leben, ein Gut also, das ihm ja gar nicht gehöre, anzuklammern. Übrigens habe er nicht so viel zu verlieren auf dieser Welt. «Ich habe bis jetzt mehr mit Unglück, Gefahr und Elend gekämpft als reine Freude genossen», bekannte er Friedrich in einem von Tarma am 12. März 1842 datierten Brief. Die Reise solle sechs Jahre dauern. Dann werde er nach Europa kommen und zwar auf dem Wege über die Rocky Mountains, Astoria und Californien oder über die Aleutischen Inseln und Sibirien.

Nachdem er im März 1842 mehrere Briefe geschrieben hatte, unter andern an Alfred Escher, seinen ehemaligen Lehrer Schönlein und an verschiedene andere Gelehrte, ging Tschudi wieder auf die Höhen, um Vicuñas zu jagen. Ganz allein auf seinem Maultier durchwanderte er die wilden Hochebenen, wo die Hand des Schöpfers ihre Arbeit eingestellt zu haben schien. Er überblickte dann wieder einmal sein ganzes einsames Leben seit seiner Abreise von Europa. In den Sandwüsten an der Küste des Pazifischen Ozeans, in den stillen Urwäldern, auf dem Gipfel der von ewigem Schnee bedeckten Kordilleren.

«Erinnere Dich der herrlichen Worte Vater Johann Gaudenz von Salis», schrieb er seinem Bruder, und es kamen ihm die schönen Verse des Dichters in den Sinn:

> Traute Heimat meiner Lieben, Sinn ich still an dich zurück, Wird mir wohl, und dennoch trüben Sehnsuchtstränen meinen Blick.

Was mich dort als Kind erfreute, Kommt mir wieder lebhaft vor: Das bekannte Dorfgeläute widerhallt in meinem Ohr.

Traute Heimat meiner Väter, Wird bei deines Friedhofs Tor Mir einst früher oder später Auch ein Ruheplätzchen sein? Anfangs Mai 1842 kam Tschudi neuerdings nach Tarma, um es schon nach neun Tagen wieder zu verlassen. Er wollte sich zu Pferd nach der Andenkette zwischen der Sierra und den Urwäldern begeben. Dort gedachte er einige naturhistorische und archäologische Forschungen zu unternehmen.

Zum ersten Mal sprach der Naturforscher auch von der Archäologie als einem seiner Forschungsziele. Immerhin hatte er längst im Vorübergehen alles notiert, was er als die Geschichte der Menschen betreffend erkannte und was im speziellen die Zivilisationen Perus vor der Zeit der spanischen Eroberung betraf.

Am Tage seiner Abreise lag drückende Hitze über dem Tale. In Schweiß gebadet erreichte er die Paßhöhe. Dort überraschte ihn ein heftiger Schneesturm, gefolgt von eisigen Winden. Bei Nachteinbruch suchte Tschudi in einer Indianerhütte Zuflucht. Kaum unter Dach, empfand er gewaltigen Durst und bat um etwas zu trinken. Der Eingeborene reichte ihm ein Horn voll Wasser, das nach Sarsaparilla schmeckte, welches sich in jenen Gegenden in allen Quellen findet.

Schüttelfröste packten den Reisenden in seinen nassen Kleidern. Er wischte den Schweiß mit herumliegenden Schaffellen ab, legte sich hin und verbrachte eine schlechte Nacht. Von Schlaf keine Spur. Die zwei folgenden Tage waren noch schlimmer als der erste. Er konnte sich kaum mehr bewegen. Da er fühlte, daß er nicht genesen könne, wenn er in dieser Hütte am Boden liegen bleibe — Medizinen und Lancetten hatte er in Tarma zurückgelassen — beschloß er, um jeden Preis dorthin zurückzukehren.

Vier Tage Krankheit hatten ihn so geschwächt, daß er schon vor der Hütte zusammenbrach und sich aufs Pferd tragen lassen mußte. In diesem Zustand und auf so gefährlichen Wegen verbrachte er doch zwölf Stunden im Sattel. In Tarma angekommen, fiel er fast vom Pferde. Das Fieber hatte den Mann bezwungen, der einige Tage vorher dem Bruder geschrieben hatte: «Ich habe hier reiten gelernt, daß ich glaube, es wird mich nicht so leicht ein Pferd aus dem Sattel schmeißen. Ich reite nicht schön, aber fest.»

In Tarma legte sich der Kranke sofort hin. Eine Lungenentzündung brach aus. An drei aufeinander folgenden Tagen schröpfte er sich reichlich. Die Fieber ließen vorübergehend nach. Aber dann kam eine Art Nervenfieber über ihn, das in der Sierra endemisch und so gefährlich sei, daß ihm acht von zehn Patienten erliegen.

«Ich will dir nicht beschreiben, was ich dabei litt», schrieb er später seinem Freunde Escher. Seine wenigen Andeutungen sind schwer genug.

Vom Freitag bis zum Pfingstsonntag war er scheintot ausgestreckt. Als er erwachte, war ein spanischer Karmelitermönch an seiner Seite, bereit, ihm die letzte Ölung zu reichen. Er hatte gerade noch Kraft genug zu erklären, daß er Protestant und entschlossen sei, in dem Glauben zu sterben, in dem er getauft worden sei. Da man ihn deswegen nicht in der geweihten Erde des Friedhofes von Tarma beerdigen könne, wollte der Priester wissen, wo er wünsche, daß man sein Grab bereite. Der Todgeweihte bezeichnete eine Stelle am Abgang eines Hügels hinter der Kapelle «De los Milagros». Von dieser Anstrengung erschöpft, schlief er ein. Am andern Morgen erwachte er im Delirium. Volle 22 Tage lebte er in einer Welt der Phantome, hörte Stimmen und antwortete darauf.

Endlich lokalisierte sich die Krankheit. Die Jugend und seine eiserne Konstitution waren stärker. Er war immer noch im Delirium, als ein Barbier kam, um ihm einen Tumor aufzuschneiden. Das Skalpellmesser ging ganz nahe an die Kopfschlagader, so nahe, daß er hätte sterben können. Als die Krise vorüber war, war er vollkommen taub und hatte keine Haare mehr auf dem Kopfe.

Einige Meilen von Tarma wohnte ein alter Stabsoffizier, der General Francisco Otero, den Tschudi in Lima kennengelernt hatte. Dieser Mann hatte seiner Zeit an der Seite Bolivars in den Freiheitskriegen gekämpft und sich namentlich in der Schlacht bei Junin, 1824, ausgezeichnet. Als er erfuhr, daß das Leben des jungen Mannes in Gefahr sei, kam General Otero sofort an sein Krankenbett, und als es Tschudi einigermaßen besser ging, stellte er ihm sein Landhaus für die Zeit der Erholung zur Verfügung.

In dem Moment also, als schon alle Vorbereitungen für seine Beerdigung getroffen waren, konnte der Gerettete sich zur Genesung auf das Gut des edlen Offiziers begeben. Die Familie des Generals ließ ihm eine wunderbare Pflege angedeihen, für die er das ganze Leben dankbar blieb. Die Freundschaft war wohltuend wie Balsam für den Kranken, so weit weg von der Heimat.

Nach und nach kam das Gehör zurück. Aber ein Ohr eiterte noch lange. Auch der Haarwuchs erneuerte sich. Sobald sich Tschudi stark genug fühlte, um den Ritt über die Kordillere zu wagen, kehrte er nach Lima zurück; denn er fürchtete die Regenzeit auf den Höhen und wollte nicht warten, bis die Wege aufgeweicht wären. Es war am 9. Juli 1842, genau zwei Monate seit Beginn seiner Krankheit. Vom langen Liegen war sein Rücken ganz von Wunden bedeckt. Jeder Schritt seines Reittiers erschütterte seinen

schwach gewordenen Körper. Auch litt er noch an einer offenen Wunde am Hals und einer andern am Bein, die auch Eiter und Blut absonderte. In diesem Zustand mußte er in Schneestürmen die Kordilleren überqueren. Er mußte ohne Obdach im tropischen Regen schlafen. Dabei tröstete ihn der Gedanke an seinen Freund Escher, der seinerseits schwer krank gewesen war, der aber nach einer Reise auf einer guten Straße Zuflucht bei den Eltern gefunden hatte.

Endlich kam der Reiter doch heil in Lima an. Die Leute, welche ihn damals sahen, erklärten, man hätte an ihm das ganze Knochensystem studieren können, ohne ihm die Haut abzuziehen. Am längsten brauchte die Wunde am Hals, denn der Barbier in Tarma hatte beim Aufschneiden der Eiterbeule das Messer sehr tief eingesetzt.

14

Heimkehr

Der Mensch denkt, Gott lenkt! Der Wink der Vorsehung war deutlich gewesen. Tschudi beschloß, alles doch noch einmal gut zu überlegen, bevor er sich in eine neue Expedition stürzte, die über die Kräfte eines einzelnen Mannes hinausginge, dem zudem die nötigen materiellen Mittel fehlten. Verschiedene ernste Gründe drängten ihn zur Rückkehr nach Europa. In Lima hatte er Briefe von Coulon und Agassiz gefunden. Der Bankier und der Professor fanden seine Anwesenheit in Neuenburg sei unentbehrlich, um seine Sammlungen zu ordnen. Anderseits lag es ihm selber daran, die neulich gemachten Funde selbst zu klassieren und die Ergebnisse zu publizieren.

Während sich so das Projekt der Heimkehr deutlicher abzuheben begann, erfaßte den Einsamen auch das Heimweh nach seiner Familie und seinen Freunden wie nie zuvor. Seine Laufbahn erschien ihm über alle Massen gefährlich. Seine neulichen Erfahrungen zeigten ihm das Risiko eines möglichen katastrophalen Kurzschlusses. Für dieses Mal der Gefahr entronnen, bekannte er offen in einem Brief an Escher, er befürchte sterben zu müssen, bevor er die Seinen nochmals gesehen habe. Die Heimkehr würde übrigens kein Hindernis sein für die Vorbereitung einer neuen Reise. Die Planung dafür und die Vorarbeiten könnten ebensogut in Europa gemacht werden, jetzt, wo er genau wisse, was an Material für eine Forschungsreise nötig sei.

Kurz vor seiner Abreise von Lima machte er einen Abschiedsbesuch bei Freunden auf einer Hacienda außerhalb der Stadt. Auf der Rückkehr in die alte Stadt der Könige war er von einem Mestizen begleitet. Am Rande der Straße, eine halbe Meile außerhalb der Stadt, fanden sie einen Maultiertreiber, der von einer Bande «Montoneros», halb tot und vollständig ausgeplündert, einfach liegen gelassen worden war. Der Mestize, wie einst der barmherzige Samariter, setzte den Unglücklichen auf sein Pferd und führte ihn zur nächsten Herberge.

Wieder in der Hauptstadt, freute sich Tschudi auf die baldige Abreise und das Wiedersehen mit ruhigern Gegenden und sichern Wegen, wo der Wald nach Tannenharz riecht statt nach dem betäubenden Parfum der Mistela und der Aromaten. Aber nie zuvor war ihm die Stadt Lima schöner vorgekommen. Es war ein milder Vorfrühlingsabend. Die Türmchen der Residenz, die kühnen und spitzen Pfeile des reichen Santo Domingo-Klosters und die Kuppeln der Kathedrale hoben sich vom Braun und Rosa der Dämmerung ab. Von Zeit zu Zeit schwebte, in schwindliger Höhe nach Beute spähend, einer der großen Raubvögel vorüber. Tschudi lenkte sein Pferd nach der Brücke über den Rimac durch breite, schlecht gepflästerte Straßen, als er plötzlich einen europäischen Freund erblickte. Er gab die Zügel seines Pferdes und seinen Mantel dem Mestizen und eilte mitten durch die vielgestaltige, bunte Menge der Bürger, die sich drängten, um sich an der kühlen Luft vom Flusse her zu erfrischen. So kamen die beiden jungen Landsleute auf dem Hauptplatz zusammen.

Es wurde spät an jenem Abend. Tschudi und sein Gast waren lange bei einer Flasche Portwein auf der Terrasse eines Cafés sitzen geblieben.

Der Himmel von Lima strahlte in wunderbarem Glanz und goß ein magisches Licht über die langen, fast verödeten Häuser. Tausend Erinnerungen tauchten auf beim Gedanken an den Abschied und die Heimkehr nach dem fernen Vaterlande.

Tschudis Kamerad erzählte von seiner Rückkehr von Surco nach Chorillos während eines Erdbebens in der Nacht. Gleichzeitig tobte ein Gewitter, und Blitze zerrissen den Himmel. Das Pferd des Reiters bäumte sich. Er versuchte es zu beruhigen, indem er es in ein verlassenes Haus führte. Da aber wurde die Sache noch schlimmer; er hörte Geister an die Türen klopfen...

Tschudi hörte nur noch mit halbem Ohr den Gespenstergeschichten zu, er, der in Peru oft genug ganz anders gefährliche Menschen aus Fleisch und Blut des Nachts an seinen Türen rütteln gehört hatte. Er träumte auch,



Tafel 6 Hochgebirge der Kordilleren in den Anden Photo J. Weigle-Naville

Tafel 7
Otarie (Otaria Ulloae Tschudi)
Übergeben an das Naturhistorische Museum Neuenburg durch Tschudi
Photo R. Gacond



er sei auf dem Weg zu einer schönen, verschleierten Frau, die in ihren «Manto» gehüllt ihm nahe bei der Rimac-Brücke begegnet war. War das nicht die mysteriöse Enkelin eines Inkas, von der man erzählte, sie habe einen englischen Marine-Offizier geheiratet, der bald darauf gestorben sei? Sie lebe seither, hieß es, unter der Obhut eines Negerlakaien und eines franziskanischen Beichtvaters. Wieviele Geheimnisse mochten da zu lösen sein, wie viele Leiden, welches Gemisch von Menschenschicksalen, einheimischen und halb exotischen, barg doch diese alte Metropole der spanischen Eroberer!

Verschiedene Schiffe verließen den Hafen von Callao Mitte August 1842. Tschudi schiffte sich auf der «Alfred» ein, die am 24. August die Anker lichtete. Ungünstige Winde verzögerten die Fahrt auf der ersten Etappe. Weiter südlich bis zum Kap Horn ging es besser. Aber als die Segelschiffe in die Zone der kalten Südwinde kamen, setzte starker Schneefall ein und es drohte Gefahr von Eisbergen.

Auf der Höhe von Montevideo wüteten besonders heftige Stürme und rissen nicht weniger als fünf Segel mit dem Tackelwerk herunter. «Sonst nichts», bemerkte Tschudi trocken, der zur See nicht mehr ein Neuling war. Einen Monat später wurde der Äquator überschritten. Die Hitze schien Tschudi weniger groß als das erste Mal, denn im Urwald hatte er sich gründlich daran gewöhnen können.

Tagelang herrschte vollkommene Windstille. Die Segel hingen schlaff herunter. Tschudi langweilte sich gründlich. Nicht daß er es besonders eilig hatte. Eher plagten ihn Erinnerungen an das Leben in den Kordilleren, sein Nomadenleben, die Hütte im Urwald. Lieber als das ewig gleiche Menu auf dem Schiffe, mit dürren Bohnen, gesalzenem Fleisch und Reis, hätte er wieder einmal an einem Affenschwanz genagt. Ach, daß es nichts mehr zu jagen, nichts mehr im Weingeist zu verpacken gab! Mit einem geheimen Schrecken erfüllte ihn der Gedanke an ein seßhaftes Leben in Europa. Eines werde ihm immerhin das Leben interessant machen, dachte er, nämlich die Fortschritte der Forschung seit seiner Ausreise zur Kenntnis zu nehmen. Daß es ihm nachher noch in Europa gefallen werde, bezweifelte er sehr.

Am 21. Dezember rief ein Matrose «Land, Land!» vom Mastkorb herunter. Man war in der Nähe der Azoren. Am 1. Januar 1843 näherte sich das Schiff dem Hafen von Bordeaux. Kein Wind blähte die Segel. Erst am 6. Januar, nach 133 Tagen auf dem Meer seit der Abfahrt in Callao, konnte Tschudi wieder an Land gehen. Drei Schiffe, die zwei Monate vor der «Alfred» ausgefahren waren, hatten den Bestimmungshafen noch nicht erreicht. Das eine war untergegangen. Die andern hatten solchen Schaden erlitten, daß ihnen in Rio die Erlaubnis zur Fahrt über den Atlantischen Ozean nicht erteilt wurde. Von andern Seglern hatte man überhaupt keine Nachrichten.

15

Aufenthalt in Paris

Gleich nach seiner Landung schrieb Tschudi an seinen Freund Alfred Escher, um ihm seine baldige Ankunft in Paris zu melden. Dort werde er im Hotel du Jardin des Plantes absteigen, rue Copeau No. 4. Auch seine Mutter und Coulon wurden sofort von seiner baldigen Heimkehr benachrichtigt.

Je näher er der Heimat kam, desto größer wurden seine Sorgen wegen der Konservierung der Sammlungen. Das fühlt man bei der Lektüre seiner ersten Briefe nach der Ankunft in Europa. Umso größer war seine Freude, vom Neuenburger Museum eine lang erwartete Antwort zu erhalten, die ihn beruhigen konnte. Die Säugetiere waren zwar zum Teil so beschädigt, daß sie nicht ausgestopft werden konnten, schrieb Coulon. Die Fische mußte man vollständig wegwerfen; aber der Rest hatte nicht gelitten.

«... Aber, mein lieber Herr, all das soll Sie nicht entmutigen. Was uns anbetrifft, sind wir sehr zufrieden, sehr zufrieden mit der Art, wie Sie sich uns gegenüber benommen haben. Und was uns am meisten freut ist, daß Sie zurück sind ...»

Innert weniger Tage hatte es sich in Neuenburg herumgesprochen, daß Tschudi zurückgekehrt sei. Mit herzlicher Vorsorge schrieb ihm Coulon neuerdings am 28. Januar 1843: «... Ich möchte Ihnen nur wiederholen, was ich Ihnen schon sagte: alle sind zufrieden. Ich habe keinen gehört, der etwas Ungünstiges gesagt hätte. Man beglückwünscht sich namentlich in den Kreisen Ihrer Gönner. Alle, die Sie kennen, freuen sich, daß Sie wieder in Europa sind...»

Tschudi meldete die gute Aufnahme sofort seiner Mutter. Wie er sie lieb hatte, wie es ihn zu ihr zog, wie er sich freute, sie wiederzusehen!

Anderseits riet ihm Coulon eine Reise nach Deutschland zu machen, bevor er in Neuenburg Aufenthalt nehme, um nachher in aller Ruhe die Tiere für das Museum zu präparieren. Der Forscher hatte sich selber schon vorgenommen, Humboldt in Berlin wegen seinen Publikationen zu konsultieren und draußen einige Studien abzuschließen. Die Reise verschob er auf den Herbst.

In Paris wartete der «verlorene», wieder heimgekehrte Sohn mit Ungeduld auf Nachrichten von der Mutter. Leider enthielt der so sehnlich erwartete Brief die Nachricht, daß sie zum zweiten Male Witwe geworden sei. Auch von seinem Bruder Friedrich kam endlich ein Brief nach sechs Jahren des Schweigens. Gleich unter dem Eindruck der Todesnachricht schrieb Tschudi im Pariser Hotelzimmer selber nieder, was der «zweite Vater» für ihn und seine Familie gewesen sei. «... Ein treuer Freund ... ein Ratgeber ...» einer jener Männer, für die er «hohe Achtung, Verehrung und Liebe» fühlte. «Mit den edelsten Tugenden verband er eine unerschütterliche Charakterfestigkeit. Er soll uns zum prächtigen Vorbild dienen! ...» Wenn Johann Jakob ex tempore auf der Stelle solche Gefühle zu Papier gab, so wohl deshalb, weil sie echt und tief waren. Der Verstorbene gehörte der Verleger- und Buchhändlerfamilie Zollikofer von St. Gallen an, in welches Geschäft er auch Hans Iwan Tschudi, Johann Jakobs ältern Bruder, aufgenommen hatte.

Im Jardin des Plantes in Paris war Tschudi nicht mehr der junge Unbekannte wie bei seinem ersten Besuch, damals, als er Bibron wegen Eidechsen konsultieren kam. Er hatte aus unerforschten Gebieten eine reiche Ernte von Erfahrungen und Beobachtungen heimgebracht. Ins Gebäude, das erfüllt war von Erinnerungen an Buffon und Bernardin de Saint-Pierre, kamen berühmte Naturforscher, um ihn anzuhören. Sie fingen an, ihn ernst zu nehmen und seine Arbeit zu loben.

Noch eine andere Freude erwartete ihn in der französischen Hauptstadt. Sein Freund, sein «alter ego», Alfred Escher, war ja schon da. «Alles andere mündlich», hatte ihm Tschudi schon auf dem Meer geschrieben, am Schluß eines langen Briefes über seine Abenteuer in Peru. Die beiden Freunde sahen sich in Paris jeden Tag. Andere Landsleute stießen zu ihnen, wie zum Beispiel die beiden Namensvettern Eschers, Conrad Escher, der Geologe, und Jakob Escher, mit dem zusammen Tschudi im Alter von erst fünfzehn Jahren einen Studienzirkel, die «Okenia» gegründet hatte.

Am 29. Januar schrieb Agassiz an Monsieur Tschudi, Naturforscher und Reisender, rue Copeau, Paris. «Lieber Tschudi», begann er in vertraulichem Ton, «durch Ihren neuesten Brief an Coulon erfahre ich, daß Sie jetzt in Paris sind. Ich beeile mich, Sie herzlich willkommen zu heißen auf diesem alten Festland.» Er schrieb weiter, es freue ihn, ihn bald wieder im

vertrauten Kreis in Neuenburg zu sehen, in einem gebildeten Kreis, nach so langen Abenteuerfahrten in wilden Gegenden und Wüsten. Dann empfahl er ihm in Paris noch den Naturalisten d'Orbigny zu besuchen.

Der gelehrte Professor bedauerte, daß der junge Entdecker seine zwei letzten nach Lima gesandten Briefe nicht erhalten habe. Darin habe er ihm sehr empfohlen, für einige Zeit nach Europa zu kommen. Tschudi war glücklich, daß sein eigener Entschluß so gut mit den Wünschen des Meisters zusammenfiel.

Die Zeit drängte indessen, wenn der Forscher verhindern wollte, daß noch mehr heimgebrachtes Material zugrundegehe. Im weitern hatte er vor, Experimente zu machen mit den im Alkohol aufbewahrten Tieren, seine Entdeckungen zu beschreiben und neue Reisen vorzubereiten. Ein kurzer Aufenthalt in Neuenburg ermöglichte ihm selber seine Sammlungen sicherzustellen. Dann fuhr er nach St. Gallen. Er war nun der eigenen Familie zu nahe, um noch schreiben zu müssen. Seine Rührung und diejenige seiner Mutter können wir uns vorstellen.

Nicht weit von St. Gallen wartete der Bruder Friedrich auf Johann Jakob. Der Jüngste der Familie war Pfarrer geworden und amtete seit kurzem im hübschen Städtchen Lichtensteig, am untern Ausgang des Toggenburgs. Er lud den Bruder ein, bei ihm Quartier zu nehmen, und Johann Jakob hielt mit seinen Kisten, Spritzen und Mikroskopen seinen Einzug ins Pfarrhaus.

Die neu gekauften Instrumente des Naturforschers verdrängten bald alle Möbel in seinem Zimmer. Man sah darin nur noch Kröten und Salamander. Er erkundigte sich über den Studiengang seines Bruders, der ihm nicht einmal die Inauguralpredigt geschickt hatte.

«Du fürchtest wohl ich hätte keine Bibel.» — Da täuschte sich der Pfarrer allerdings. Johann Jakob hatte in Lima eine ganz kleine Bibel gekauft, die er als getreuen Begleiter während vier Jahren immer auf sich trug. Das Buch hatte ihm in vielen schweren Stunden Trost gespendet. Er las fast jeden Abend einige Abschnitte daraus und gewann mit der Zeit ein vollkommenes Gottvertrauen, ohne das es ihm sicher nicht möglich gewesen wäre, nochmals nach Europa zu kommen. Auf der Bibel beruhte sein Glaube, so fest wie auf Felsen gegründet, unerschütterlich im Unglück, allen Gefahren gewachsen.

Auszeichnung durch den König von Preußen

Im Oktober 1843 war Tschudi in Berlin. Er bewohnte einige Zimmer in einem Hause an der Luisenstraße. Von seinem Zimmer sah er direkt auf den Zoologischen Garten und die von Bäumen eingesäumte Spree hinaus.

Den größten Teil des Tages widmete er der Klassifikation der in fünf Forschungsjahren in Peru entdeckten Tiere. Auch die Indianerschädel wurden in verschiedene Kategorien geordnet. Immerhin wußte er sehr wohl, wie gering die Unterschiede zwischen verwandten Rassen und Arten sind. Bei aller Ehrfurcht vor der Wissenschaft mußte er doch gelegentlich lachen und Witze machen über die vielen Systeme, die auf irgend ein äußeres Zeichen abstellten. Mit Theorien konnte man ja alles unter einen Hut bringen, von der Eule bis zur Katze.

Seine wissenschaftliche Tätigkeit in Berlin unterbrach er nur selten, um mit andern Forschern Fühlung zu nehmen, vor allem mit dem größten, Alexander von Humboldt. Im weitern besuchte er einige Spezialisten der Zoologie, arbeitete in Bibliotheken und Museen und gelegentlich auch in privaten Sammlungen.

Humboldt war fünfundsiebzig Jahre alt als Tschudi an seine Türe klopfte. Da war er also dem Manne gegenüber, den Napoleon eingeladen hatte, ihn zusammen mit Dolomieu und andern Gelehrten auf dem ägyptischen Feldzug zu begleiten, der illustre Geheimrat des Königs von Preußen, Schöpfer eines riesigen und genialen Werkes. In seinem «Kosmos» enthüllte er seine Auffassung vom Universum, wie er sie sich auf seiner Expedition mit dem Franzosen Bompland in Zentral- und Südamerika zusammengetragen hatte.

Tschudi sah in Humboldt zuerst nur den mit Titeln und Orden bedeckten alten Mann, der zur Wirklichkeit keine Beziehung mehr zu haben schien. Er war versucht, ein oberflächliches Urteil über ihn zu fällen und lieh der Kritik, die immer bereit ist, Größen anzugreifen, die sie nicht erreichen kann, ein zu williges Ohr. Nachdem er, einer schriftlichen Einladung Humboldts Folge gebend, ihm einen zweiten Besuch gemacht hatte, bereute Tschudi aufrichtig sein übereiltes Urteil. Er unterhielt sich gut mit dem Greis, dessen umfassende Bildung mit allen nationalen Vorurteilen aufgeräumt hatte, der mit Balzac, mit Jules Janin, Guizot und den meisten gekrönten Häuptern korrespondiert hatte. Er kam ihm jetzt vor, wie ein

Vorläufer der modernen, wissenschaftlich ausgerichteten Zeit und doch noch im Besitz der ganzen Poesie des vorangegangenen Jahrhunderts.

Unser junger Naturforscher hielt sich auch von gewissen Professoren fern, die gerne Humboldts Manieren nachahmten, aber weit davon entfernt waren, seine Qualitäten zu besitzen. Um unwillkommene Begegnungen mit solchen unerwünschten Zeitgenossen zu vermeiden, hätte Tschudi sich am liebsten auf seine Arbeit konzentriert und Störungen vermieden. Trotzdem er ohne Unterbruch arbeitete, hatte er nicht das Gefühl, mit seiner Arbeit über die «Fauna Peruana» richtig vorwärts zu kommen. Das Ganze würde ein großes Buch bilden, das der Verlag Zollikofer in St. Gallen herauszubringen bereit war. Die Firma hatte bekanntlich seinem Stiefvater gehört. Johann Jakobs Bruder Iwan war Zollikofers Teilhaber geworden.

Von Neuenburg hatte Johann Jakob die Kisten mit den Insekten kommen lassen, um die Etiquettierung sowohl für das Museum als auch für sein Buch zu besorgen. Seine Reiseberichte und seine zahllosen anatomischen Notizen genügten ihm nicht in allen Fällen. In den Berliner Museen prüfte er 200 Arten, welche er aus Peru gebracht hatte, an Hand derjenigen Exemplare nach, die schon früher von den Spaniern Ruiz und Pavon gesammelt worden waren. Dann schlug er überall in den Berichten der Gelehrten und Forscher die Stellen nach, welche sich auf sein Fachgebiet bezogen. Einige kurze Stellen seines eigenen Berichtes waren oft das Ergebnis tagelangen Suchens.

Ein Zeichner half Tschudi, die Illustrationen des großen Werkes zu schaffen, das er vorbereitete. Leider war kein Künstler von Format eines Nicolet mehr verfügbar. Dinkel hatte einige Platten gezeichnet. Dem jungen Maler fiel es schwer, auf dem Papier die wunderbaren Farben der Vampire und Kolibris wiederzugeben, der Robben und der Vicuñas, die Tschudis Leben während seiner schönsten Jugendjahre erfüllt hatten. Der Verfasser ließ dem Illustrator keine Ruhe, bis er möglichst genaue Bilder geschaffen hatte. Stets hatte Tschudi den Bleistift zur Hand, zeichnete, korrigierte oder strich ganze Bilder aus, die wieder neu entworfen werden mußten. Furcht trieb dem jungen Maler den Schweiß auf die Stirne.

Das erste Heft von Tschudi über die «Untersuchungen über die Fauna Peruana» sollte im Februar erscheinen. Im Dezember war noch nicht die Hälfte des Textes geschrieben. Er arbeitete täglich sechzehn bis siebzehn Stunden und machte nur dann eine Pause, wenn er irgend einen Spezialisten konsultieren mußte. Einige Ratschläge erhielt er vom Anatomen Johannes Müller. Der unermüdliche Forscher verbrachte auch einige Abende bei

Professor Erichson, der selber ein Buch über Insekten vorbereitete. Er war der Nachfolger Wiegmanns an der Universität und in der Redaktion der «Archive der Naturwissenschaften». In seinem Salon begegnete Tschudi einer jungen Dame, die ihn durch ihre Schönheit, ihren Geist und ihre Liebenswürdigkeit bezauberte. Gerne hätte er sie näher kennen gelernt. Sie war die Tochter eines gefeierten Dichters und trug den schönen Namen Adelaide von Chamisso.

Dann, im Moment wo er es am wenigsten erwartete, überraschte ihn der Humboldtschüler Baron von Winterfeldt, den er in Lima kennengelernt hatte, mit seinem Besuch.

Die Größe Humboldts, die Schönheit von Fräulein von Chamisso, die Erinnerungen an Tarma und an die Küstenzone von Peru, die durch Winterfeldts Besuch wieder wach gerufen wurden, durften ihn alle nur kurz bei der Arbeit unterbrechen, die äußerst dringend war. Am Ende des Winters waren vier Lieferungen über die Säugetiere zum Druck fertig. Die Hefte über die Vögel waren gut vorbereitet. Vorstudien und Vorbesprechungen erschienen schon in den naturwissenschaftlichen Zeitschriften.

Eine erste Übersicht über die Säugetiere Perus erschien in den Archiven der Naturwissenschaften. In seiner Ungeduld hatte es der Redakteur unterlassen, dem Verfasser die Korrekturbogen vorzulegen. Orthographische Fehler waren leider zahlreich, besondern wenn es sich um spanische Namen handelte.

Während der Reise in Peru hatte Tschudi seine Beobachtungen keineswegs nur auf Tiere beschränkt. Vom ersten Moment an waren ihm die große Zahl von Menschentypen und die starken Rassenunterschiede der Bewohner Perus aufgefallen. Er fragte sich, wer wohl die Ureinwohner des Landes gewesen seien. Die Minen, die Gräber, die Sprachen, die Berichte der frühesten Kolonisatoren zeugten alle für das hohe Alter der verschiedenen Kulturen. Die zwar kurze Herrschaft der Inkas hatte doch so lange gedauert, daß es nicht mehr möglich war, unter den heutigen Indianern rassenreine Vertreter der ihnen vorausgehenden Ureinwohner zu erkennen. Tschudi war auf die Idee gekommen, seine Forschungen nach den vorinkasischen Ureinwohnern auf die Orte zu konzentrieren, wo sie sich stillgehalten hatten, nämlich auf die Gräber. Diese enthielten allerdings nur Knochen. Analog der bei den Vögeln und Säugetieren angewandten Methoden unterschied Tschudi drei Typen von unter sich sehr verschiedenen Schädelformen. Die an der Küste, im Despoblado de Tumbez, in der Sandwüste von Atacama und bis zum Fuß der Kordilleren gefundenen Schädel, waren oben flach,

möglicherweise weil man nach einer barbarischen Sitte den Kleinkindern eine Steinplatte auf den Kopf gebunden hatte. Diese Knochen entsprachen der Rasse der Chinchas oder Yungas. Eine zweite Rasse bewohnte die zentralen Hochplateaux Perus und speziell die gegenwärtigen Gebiete von Junin und Ayacucho. Auffallend ist die stark zurückliegende Stirne. Tschudi bezeichnet sie als Huancas, nach den Wilden, die heute die Gegend um Jauja bewohnen. Den ersten typischen Vertreter dieses Zweiges hatte er unter den Arbeitern einer Kupfermine in Morococha entdeckt.

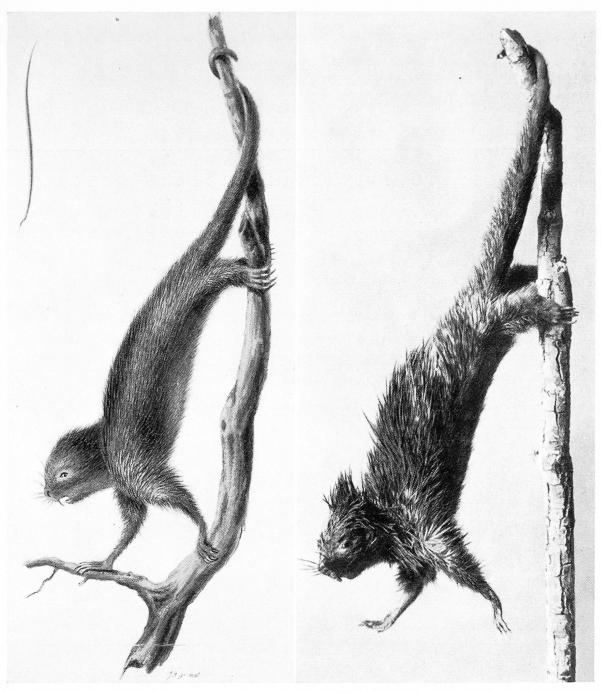
Die dritte Rasse bewohnte die weite Hochebene, die sich südlich des Berges Arangaro bis nach Bolivien ausdehnt. Diesem Zweig der Aymaras entstammte das Herrscherhaus der Inkas. Die Leute sprachen Ketschua, welche Sprache sie über ganz Peru verbreitet hatten, in dem Moment als die Spanier erschienen. Vor den Inkas hatten die andern Indianer Perus verschiedene Sprachen gesprochen.

Die von Tschudi gezeichneten Schädel und die von ihm gemachten Aufzeichnungen, seine physiologischen Beobachtungen sowie auch seine philologischen Bemerkungen, warfen ein neues Licht auf die früher absolut dunkle vor-columbische Zeit Perus. Seine Ansichten sind seither ergänzt, aber nicht bestritten worden. Er selber hatte erklärt:

«Meine Theorien haben großes Interesse erweckt, denn ich konnte meine Ansichten auf die schönsten Beweise stützen.» Professor Johannes Müller hat die ersten Resultate in seinen «Physiologischen Archiven» im Jahre 1844 publiziert.

Von nun an erhielt Tschudi zahlreiche Zuschriften von Gelehrten aus aller Welt. Er hat Briefe aufbewahrt von Kopenhagen, Stockholm, London, aus Frankreich, aus allen Teilen Deutschlands und Österreichs. Seine Korrespondenten gratulierten ihm zu seinen Entdeckungen und zu seinen Publikationen. Außerdem konsultierten ihn die einen über neue Tierarten, andere wünschten Schädel oder ausgestopfte Tiere zu kaufen. Einige antworteten auf Fragen, die er ihnen gestellt hatte. Der große Chemiker Justus von Liebig offerierte im Januar 1844, eine gewisse Pflanze zu analysieren, die er aus Amerika gebracht hatte, um herauszufinden, ob sie Theein enthalte. Er schrieb, es interessiere ihn sehr, konstatieren zu können, ob Tschudis Annahme richtig sei.

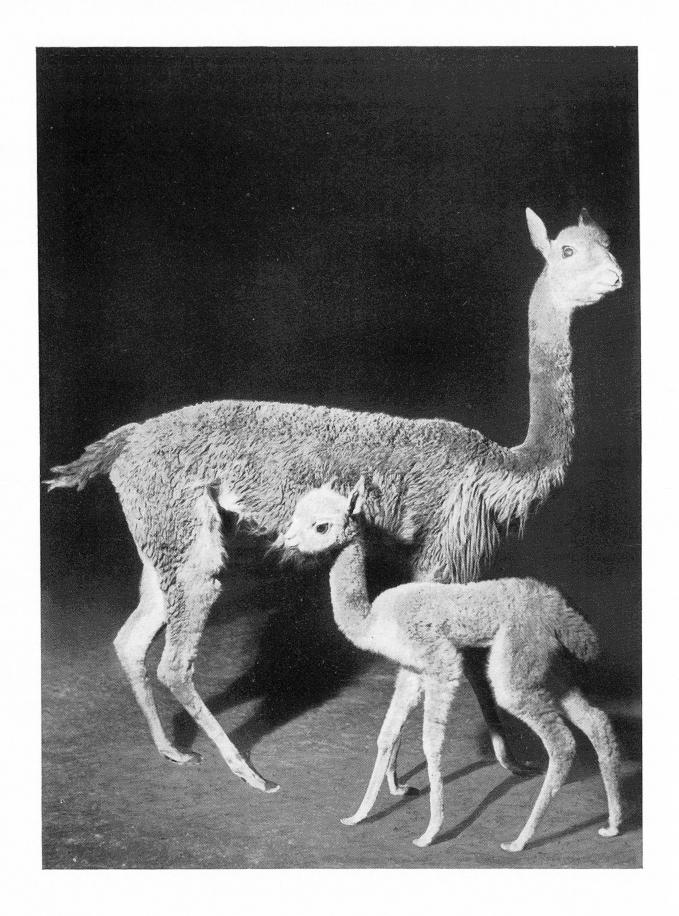
Die Schwerarbeit mit der Feder begann schließlich Tschudi zu ermüden. Öfters war er schon dem Zusammenbruch nahe, erdrückt von dem Übermaß des zu bewältigenden Materials und entmutigt von den vielen Schwierigkeiten. Ein unfaßbares Sehnen nach der Ferne, nach Freiheit



1 2

Tafel 8 1 Abbildung eines Greifstachlers in Tschudis Buch «Fauna Peruana», von 1844—1846

2 Das gleiche Tier (Sphingurus bicolor) Übergeben an das Naturhistorische Museum Neuenburg durch Tschudi Photo R. Gacond



Tafel 9
Vikunnen (Auchenia vicuna)
Übergeben an das Naturhistorische Museum Neuenburg durch Tschudi
Photo R. Gacond

erfaßte ihn, ein unwiderstehlicher Drang sich loszureißen, weit weg zu fahren, dorthin am liebsten, wo er die schönsten Jahre seines Lebens verbracht hatte...

Er blieb gerade lange genug in Berlin, um seine Nachforschungen zu vollenden, klagte aber ständig über die vielen Unterbrechungen, die nicht zu vermeiden waren. Vom Monat Juni an zählte er die Stunden, die er noch an der Spree verbringen mußte. Im August begab er sich nach Hamburg, um ruhiger arbeiten zu können. Redaktionelle Probleme schienen ihm besonders schwer. Er fühlte, seine Feder sei oft schwerfällig und ungeschickt und befürchtete, die Leser würden bald müde wegen seiner mangelnden Eleganz. Sein Ideal waren eben die niemals übertroffenen Schilderungen Humboldts. Um solche Vollendung zu erreichen, sagte Tschudi, fehle es ihm an Phantasie und dichterischem Schwung. Diese seien ihm eigentlich ganz fremd. Wenn sich auch hie und da ein kühnes Bild einstelle, müsse er doch meist darauf verzichten, weil er die ästhetische Form nicht beherrsche. Sein ganzes Leben lang habe er sich nur mit genauen, objektiven, kleinlichen und pedantischen Forschungen befaßt. So sei das Wenige an Poesie, das Gott ihm vielleicht zugedacht habe, längst durch Forschung nach der Wahrheit verdrängt worden. Mit Schrecken dachte er an den historischen Teil seines Reiseberichtes.

Doch die Zeit hat zu seinen Gunsten gearbeitet. Die romantisch-poetischen Schilderungen so vieler Forschungsreisender seiner Zeit haben heute viel von ihrem einst gepriesenen Reiz verloren, während die von Tschudi geschilderten Tatsachen Dauerwert besitzen und noch heute zum Herzen sprechen. Nichts ist gekünstelt. Er beschreibt Tiere, die man leben fühlt, die an uns vorbeiflitzen, aufglänzen, zucken und zappeln, sich zu wehren versuchen. Wir sehen Menschen unter seinen Augen leiden. Selbst Steine lassen ihn das Drama versunkener Kulturen empfinden, die er mit der Geduld des Gelehrten zu rekonstruieren versucht.

Tschudis Bruder Friedrich, der nie durch diese Abenteuer und Leiden gegangen, war nicht in der Lage, ihn verstehen zu können. Schon hatte er Johann Jakob aufgefordert, das «von» doch wieder anzuwenden, das er aus alten Adelsbriefen herleiten zu können glaubte. Johann Jakob war gerne bereit ihm zuzustimmen; aber aus ganz anderen Überlegungen heraus: «Adelige Namen gehören zum Adel des Herzens», schrieb er.

Aber als Friedrich ihn anfragte, ob er eine Medaille des Königs von Preußen annehmen würde in Anerkennung seiner Forschungen über die «Fauna Peruana», lehnte er entschieden ab. Humboldt, sagte er, hält viel auf mir. Was würde er sagen, wenn ich diese Auszeichnung annehmen würde? Er würde sich ihr gegenüber ablehnend verhalten, weil sie unter den wirklichen Umständen nicht entsprechend wäre. — Dafür erhielt Tschudi von Humboldt selbst ein Geschenk, auf das er Grund hatte, stolz zu sein. Escher war der erste, der davon erfuhr. Der illustre Meister übergab seinem jungen Freund alle seine zoologischen Handschriften, welche er während der Reise mit Bompland in Amerika verfaßt hatte. Dazu kamen noch mehr als zwanzig Zeichnungen von Humboldts eigener Hand. Vieles war noch nicht publiziert worden. Diese über vierzig Jahre alten Notizen setzten Tschudi in Erstaunen durch ihre Aktualität und Genauigkeit, die dem allgemeinen Stand der Zoologie und Anatomie zu Anfang des neunzehnten Jahrhunderts weit voraus waren 4.

Etwas später, als der erste Teil der Forschungen über die «Fauna Peruana» separat erschienen war, ließ der König von Preußen Tschudi doch die Medaille für wissenschaftliche Verdienste zukommen. Ein Brief von König Friedrich Wilhelm IV., datiert vom Schloß zu Potsdam am 24. Juli 1844, begleitete die Auszeichnung. Der Souverän dankte dem Naturforscher für die von ihm mit so viel Mühe und Hingabe gesammelten, und nach Neuenburg zurückgebrachten Tiere. Neuenburg war damals noch preußisches Fürstentum und zugleich schweizerischer Kanton.

Beim Anblick der Schiffe des Hamburger Hafens kam natürlich wieder die Reisesehnsucht über den alten Nomaden. Die Versuchung wurde noch gesteigert durch einen vierzehnseitigen Brief eines Freundes aus Lima. Es war weit mehr als nur der vage Wunsch, ausgerüstet mit neuen Kräften nochmals nach Peru zu fahren. Es war ein unwiderstehlicher Drang, das Gefühl, er müsse wieder dorthin zurück und sich definitiv in Lima niederlassen. Aber der Verstand sagte ihm deutlich genug, daß ein solches Unternehmen jetzt ein zu großes Opfer wäre.

Vom Besuch einer Versammlung der Naturforscher-Gesellschaft in Bremen kehrte er enttäuscht zurück. Man aß und trank ihm zu viel, wie an allen Kongressen, die er besucht hatte. Jeder Teilnehmer gab eine Menge gelehrtes Geschwätz von sich; aber die wirklich wertvollen Beiträge waren höchst selten. Wertvoll war für ihn immerhin eine Begegnung mit dem großen Chirurgen Textor; denn trotz der Riesenarbeit, die ihn fast erdrückte, hatte Tschudi das Medizinstudium wieder aufgenommen.

⁴ Ein Teil dieser Zeichnungen Humboldts mit Anmerkungen in seiner Handschrift, sowie die Briefe von Humboldt an Tschudi gehören noch Prof. R. Tschudi, der sie uns freundlich zur Verfügung gestellt hat.

Im September begab er sich nach Göttingen, um sich eine Sammlung menschlicher Schädel anzusehen, welche Professor Blumenbach in der kleinen Universitätsstadt angelegt hatte. Zwei sehr schöne Schädel aus dem finnischen Stamme Tschuden fielen ihm besonders auf. Sie erinnerten ihn nicht an Mongolenschädel, als die sie allgemein angesehen wurden, sondern er glaubte eine große Ähnlichkeit mit den hyperborealen Stämmen Nordamerikas zu erkennen.

Von Göttingen schrieb Johann Jakob an Friedrich, er gedenke sich vor der Rückkehr einige Wochen in Würzburg aufzuhalten und dann nach München zu fahren. Aus Angst, er könne durchfallen, oder aus reiner Bescheidenheit, verschwieg er selbst Friedrich den eigentlichen Grund seines Würzburger Aufenthalts. Am 7. Dezember legte er nämlich der medizinischen Fakultät eine Dissertation vor und verteidigte sie im Examen so glänzend, daß ihm der Doktorhut mit der Qualifikation «summa cum laude» überreicht werden konnte. Unter dem Vorsitz von Professor Philipp Hensler und mit Joseph d'Outrepont als Präsident der Jury wurde am 28. Dezember 1844 in Würzburg der Bakkalaureat der Universität Lima Johannes Jacobus von Tschudi auf Grund seiner These «De haematoephyma» feierlich als Arzt diplomiert.

17

Wien. Neue Arbeiten, in denen Humboldt die Hand eines Meisters erkennt

Von Würzburg reiste der neue Dr. med. zunächst nach Wien. Er hatte längst den Wunsch gehabt, die dortigen Naturaliensammlungen sehen zu können. Die «Edmond»-Expedition von 1838 hatte eine schon für jene Zeit geplante Wienerreise verhindert. Dank der Bemühungen eines seiner früheren Direktoren, Johannes Naterer, hatte das Wiener Museum namentlich seine Ornithologischen Sammlungen durch reichen Zuwachs aus Brasilien erweitern können.

Sofort nach seiner Ankunft in der österreichischen Hauptstadt begab sich Tschudi in das elegante Gebäude gleich neben der kaiserlichen Bibliothek. Die exotischen Vögel erfüllten ihn mit Bewunderung. Er verglich die Ergebnisse seiner Expedition mit den Exemplaren der Wiener Kollektion aus West-Brasilien. Dann wurde der Glarner mit Stephan Endlicher, dem Direktor der Wiener botanischen Gärten, bekannt. Als ehemaliger Konservator der Manuskriptensammlung des Hofes sollte der alte Stubengelehrte Tschudi ein wertvoller Helfer bei seinen wissenschaftlichen Forschungen

werden. Einige Jahre früher hatte Endlicher mitgeholfen, die Pflanzen zu klassifizieren, welche der Forscher Poeppig von Chile, Peru und vom obern Amazonasgebiet zurückgebracht hatte.

Tschudi stellte Endlicher hoch über alle Wiener Naturforscher. Nach seiner Ansicht übertraf er alle durch die tiefe Ehrlichkeit seines Denkens und den Umfang seines Wissens. Diesem Manne widmete Tschudi seine «Reiseskizzen».

Im Frühjahr 1845 beschloß unser Forscher, nach der Schweiz zurückzukehren, um die Drucklegung der zwei letzten Hefte seiner «Fauna Peruana» zu beschleunigen.

Vor der Abreise aus Wien hatte er noch Gelegenheit, dem damals 86jährigen Fürsten Metternich vorgestellt zu werden, der von Tschudis Reisen gehört hatte. Körper und Geist des alten Diplomaten seien von den Gesetzen der Natur nicht unberührt geblieben, bemerkte Tschudi. Aber von der Schweiz habe er mit außerordentlicher Geistesklarheit gesprochen und es sei besonders interessant gewesen, die weltpolitischen Prognosen Metternichs anzuhören.

Von diesem ersten Wienerbesuch an begannen sich zudem Bande des Herzens zwischen Tschudi und «diesem Teil der Welt» zu knüpfen. Die erste Anspielung findet sich in einem Briefe aus München an seinen Bruder Friedrich, vom 7. März 1845, das heißt, wenige Tage nach dem er Wien verlassen hatte. «... ich bin einer fremden Königin untertan», schrieb er. «Aber bitte, entre nous.»

In St. Gallen legte er Hand an die letzten fünf Hefte «Forschungen über die Fauna Peruana», die gebunden einen stattlichen Band von 723 Textseiten ergaben. Dazu kamen zweiundsiebzig Farbentafeln. Er hatte größtes Gewicht nicht nur auf korrekte Beschriftungen, sondern auch auf genaue Zeichnungen gelegt. Sie waren fast alle zum ersten Mal nach den Vorlagen ausgeführt worden, die er direkt aus Peru gesandt oder mitgebracht hatte.

Über gewisse Säugetiere, die sehr schwer zu erjagen sind, wie die Vicuñas, brachte Tschudi eine reiche Ernte neuer Kenntnisse zurück. Wir wissen, welchen Preis er hatte bezahlen müssen für dieses bessere Wissen, als es Forscher besaßen, die nie von der Küste weggekommen waren. In den höchsten Tälern der Anden hatte er die Affen und Vögel, Viscachas und Fledermäuse studiert.

Die ganze Tierwelt des westlichen Teils der Kordilleren ist nicht so wild wie zum Beispiel diejenige Brasiliens. Sie fällt auf wegen ihrer Schönheit und Mannigfaltigkeit. Tschudi war nur einmal gezwungen, sich gegen einen gefährlichen Angriff durch ein Tier zur Wehr zu setzen, nämlich gegen ein Kondorweibchen, das in Verteidigung seiner Jungen Tschudi zu einer überstürzten Flucht von einem schwindlig hohen Gipfel zwang. Manchmal in der Nacht griffen blutdürstige Vampire seine Maultiere an. Aber es gelang ihm, sie mittelst einer kampferhaltigen Salbe zu schützen. Schwärme von Affen hatten unter seinen Augen Indianer angegriffen und mit Früchten und Wurzeln beworfen. Er hatte zum Schrecken der Eingeborenen Eidechsen in die Hand genommen, welche die Indianer für ebenso giftig hielten wie Schlangen. Wie sich das alles so sonderbar ausnahm, jetzt, wo es auf dem Papier stand! Seine gefährlichsten Feinde waren die Menschen im Naturzustand gewesen.

Die «Forschungen über die Fauna Peruana» waren also erschienen. Fertig war damit ein riesiges Werk. Es hatte abschließenden Charakter mit Bezug auf die Beschreibung vieler Tiere, von denen manche zum ersten Mal von einem mutigen Naturforscher studiert worden waren, der sich jahrelang unter oft sehr gefährlichen Wilden aufgehalten hatte. Gewissenhaft zitierte unser Verfasser alle seine Vorgänger und was er ihnen verdanke.

Drei unter all den Männern, die in diesem Buch erwähnt sind, erhalten besonderes Lob.

Eduard Klee, der bescheidene Matrose, der als einzigen Lohn nur einen Teil der Jagdbeute verlangte, hatte Tschudi auf den felsigen Wegen, durch Sümpfe und Urwälder begleitet, in denen Wilde mit vergifteten Pfeilen hausten. Selber nun eine anerkannte Größe unter den Naturforschern geworden, erinnerte sich Tschudi voll Dankbarkeit des bescheidenen Kameraden, der ihm in der Wildnis die schwersten Arbeiten abgenommen hatte. Seinen Namen verewigte er dadurch in der Wissenschaft, daß er ihn einer neuen Spezies von Crypturen gab, die nun Crypturus Kleei heißt.

Der Baron von Winterfeldt, der ihn durch den Hinweis auf das Beispiel Humboldts ermutigt hatte, wurde Namenspatron eines Sumpfvogels aus der Familie der Charadrides.

Der Name des Generals Otero, Held des südamerikanischen Freiheitskrieges, der den halbtoten Tschudi in sein Haus aufgenommen und mit edelster Gastfreundschaft gepflegt hatte, wurde gepaart mit demjenigen eines wunderbaren Colibris mit smaragdgrün spiegelnden Farben.

«Ich habe diese Spezies in dankbarer Erinnerung dem General Don Franzisco de Paula de Otero gewidmet. Als ich mich von den furchtbaren Folgen eines höchst intensiven Abdominal Typhus, der mich auf einer Reise in der zweiten Kordilleren-Kette überfiel und unter ungünstigen Verhältnissen an den Rand des Grabes brachte, einigermaßen erholt hatte, ließ mich dieser edle Mann nach seiner Hacienda La Florida bringen, wo ich von seiner liebenswürdigen Familie, insbesondere von seinem Sohne Don José de Otero, die sorgfältigste Pflege und die liebevollste Teilnahme, die für den kranken, hilflosen Reisenden, ferne von seinem Vaterlande, der heilendste Balsam ist, genoß.»

Man wird sofort beeindruckt von der Gewissenhaftigkeit, mit der das Buch geschrieben ist, das nun dem Publikum zum Kaufe angeboten wurde. Der Wahrheit und Genauigkeit opferte er, wenn nötig, den Charakter der Einheitlichkeit und der Aufmachung. Das sehen wir zum Beispiel im Kapitel über die Fische. Die Sammlung, welche Tschudi 1841 in der Gegend von Huacho zum Versand bereit gemacht hatte, war, wie man sich erinnern wird, mehrere Monate lang unter der brennenden Sonne vergessen geblieben. Andere Sendungen waren jahrelang unterwegs. Die Süßwasserfische aus den kleinen Seen nahe den Andengipfeln und aus den Urwaldflüssen waren in schlechtem Alkohol verdorben. Die an Ort und Stelle gemachten Notizen und der Vergleich mit den Exemplaren im Berliner Museum erlaubten es immerhin dem Autor, diese Tiere zu beschreiben und sogar eine gewisse Anzahl von ihnen zu zeichnen. Aber lieber, als daß ein Fehler in den Farben hätte unterlaufen können, ließ er diese Bilder nur schwarz ausführen.

Als Tschudis Bruder Friedrich das Buch gelesen hatte, bedauerte er, daß es so «unpersönlich» gehalten sei. Es tat seinem Familienstolz weh, daß die erstaunlichen Leistungen, die Gefahren, die Abenteuer nicht genügend ausgewertet worden seien, obwohl sie die Quelle der Beschreibungen und der schönen Zeichnungen gewesen waren. Warum habe der Verfasser nicht wenigstens eine Beschreibung der Reise in der Einleitung gegeben?

Johann Jakob verteidigte sich. Er betrachtete es schon als eine Konzession ans Publikum, daß er im Titel von «während einer Reise gemachten Forschungen» spreche. Daraus ersehe doch der Leser, daß der Autor selber die Forschungen gemacht, selber an Ort und Stelle das Material gesammelt und sein wissenschaftliches Werk nicht auf Grund ausgestopfter Tiere zusammenkolportiert habe. Er hatte offenbar weise gehandelt dadurch, daß er sein wissenschaftliches Werk scharf abgrenzte, wie einen Kristall rein hielt und auf Schöpfungen der Natur und topographische Beschreibungen beschränkte.

Im Frühling 1845 griff Johann Jakob die Idee wieder auf, die Peripetien seiner Reisen in etwas anderer Darstellung zu erzählen. Er fing an, seine «Reiseskizzen» in zwei kleinen Bänden zu schreiben. Der erste behandelte

Lima und die Küstenlandschaft Perus, der zweite galt dem Innern des Landes und dem Gebirge. Die Kapitel folgten sich mehr der geographischen Lage entsprechend, als nach der zeitlichen Reihenfolge, in der Tschudi sie besucht hatte. Eingeschaltet sind einige autobiographische Stellen. Die genaue Reiseroute und die chronologische Folge seiner Erlebnisse an der Küste und in den Anden, die wissenschaftlichen Hoffnungen und Eroberungen des jungen, mittellosen Forschers in Gegenden, die auch mit dem größten Aufwand von Hilfsmitteln damals äußerst schwer zugänglich waren, haben auch wir nur an Hand der unveröffentlichten Briefe Tschudis rekonstruieren können.

Der erste Band sollte im September 1845, der zweite zu Ostern des folgenden Jahres erscheinen. In Wirklichkeit wurde das ganze Werk 1846 gedruckt und zwar in St. Gallen, im Verlag Scheitlin und Zollikofer. Im gleichen Jahr erschien in Wien eines der originellsten Werke Tschudis über die geographische Verbreitung der Krankheiten in Peru, das auf unzähligen Beobachtungen basiert.

Tschudi, der nun bald dreißig Jahre alt war, hatte fortan mehr als nur eine Möglichkeit, sein Leben zu gestalten. Doktor der Medizin einer zwar kleinen, aber bestbekannten deutschen Universität, hervorragender Zoologe, der sich einen Namen gemacht hatte durch ein wichtiges Werk über die Tierwelt einer in dieser Beziehung noch wenig oder gar nicht erforschten Gegend, Anthropologe, kühner Forschungsreisender und bis zu einem gewissen Grade Philologe, der in Peru indianische Dialekte studiert hatte, konnte er nun seinen Weg nach eigener Wahl gehen.

Je länger der Reisende von gestern in Europa blieb, desto schwerer wurde es ihm wieder loszukommen. Fast unmerklich und trotz großer Schwierigkeiten vollzog sich seine Wiedereingliederung in Europa. Unzerreißbare Bande fesselten den Forscher mehr und mehr an die alte Welt. Seine Bücher, jetzt das Hauptstück seiner Tätigkeit, waren für europäische Leser bestimmt. Ihre Form, ihr wissenschaftlicher Charakter entsprach den Traditionen der Universitäten, die er besucht hatte. Die Bibliotheken, Museen, gelehrten Gesellschaften und die Kollegien hatten daran Anteil. Von der Einschätzung dieser Instanzen hing der Erfolg seiner Bücher, ihr und sein eigenes künftiges Schicksal ab.

Die «Untersuchungen über die Fauna Peruana» hatte allerdings in der Heimat nicht den Erfolg geerntet, der ihnen im Ausland zuteil wurde. Von den ersten Lieferungen an war die Aufnahme sehr günstig in England, Deutschland, Rußland. Tschudis Forschertrieb war aber keineswegs erloschen. Sollte er sich nach anderen fernen Gegenden einschiffen? Die Polargebiete fingen an, die Neugierde zu reizen. Zwei Engländer, Roß und Sir James Clark, waren eben von der Antarktis zurückgekehrt.

Im Nördlichen Eismeer war anderseits noch die Nordwest-Durchfahrt zwischen der Baffins Bay und dem Ozean zu finden. Sir John Franklin, der von der britischen Admiralität beauftragt worden war, eine Expedition mit diesem Ziele zu unternehmen, ließ Tschudi anfragen, ob er ihn begleiten wolle? Verschiedene Intrigen verhinderten seine Teilnahme an dieser Expedition, die England im Mai 1848 verließ und im Nebel verschwand.

Das Schiff wurde vom Eis zerdrückt, während die Offiziere und die Matrosen vor Erschöpfung starben. Mehrere Jahre später fand man die Knochen der Helden, die die Franklin-Straße zwischen Prince of Wales Island und der Boothia Peninsula entdeckt hatten.

Auszeichnungen, die ihm von verschiedenen Ländern verliehen wurden, banden Tschudi einerseits immer mehr an Europa, anderseits fachten sie Wünsche an, weitere Verdienste in der Ferne zu suchen.

Am 25. August 1845 wurde der gelehrte Glarner im Schoße der «Caesareae Leopoldino-Carolinae» empfangen, der kaiserlichen Akademie der Wissenschaften, die nach dem Kaiser Leopold benannt ist. Die außerordentlich hohe Ehrung wurde selten einem so jungen Manne zuteil. «Johann Jakob Tschudi, Helvetus Glareanus, Dr. Phil., Med. et Chir.,» wurde auf Grund seiner Verdienste um die Förderung der Naturwissenschaften durch seine Forschungen in Amerika zum ordentlichen Mitglied der Caesareae Leop.-Carol. aufgenommen.

Alter Sitte gemäß erhielt er einen Übernamen. Er wurde «Ulloa» getauft zur Erinnerung an einen illustren Vorgänger, Verfasser großer Werke über Amerika im 18. Jahrhundert. Der Spanier Ulloa hatte seinen Namen auch jener Robbenart gegeben, von welcher Tschudi während seines Aufenthaltes am Pazifik ein Exemplar zu zähmen versucht hatte.

Das Jahr 1846 fing gut an für den jungen Schriftsteller. Alexander von Humboldt stellte ihm eine Reihe von Fragen über seine Entdeckungen und dankte ihm herzlich für die schon erhaltene erste Hälfte der «Fauna Peruana». Der Verfasser des «Cosmos», der geniale Naturforscher, dessen Name der größten Meeresströmung im Stillen Ozean gegeben wurde, hatte soeben weitere Lieferungen von Tschudis Werk erhalten und darin gleich die Hand eines Meisters entdeckt. In diesem originellen und umfassenden Werk erkannte er sofort die Bedeutung der geduldigen Beobachtungen, die

Tschudi in jenen wenig bekannten Gebieten im speziellen über die Vicuñas gemacht hatte.

Dank seiner Jagden hatte der Autor auch ganz neue Ansichten über die Auchenias (Lamas) heimgebracht. Darin hatte er die Behauptungen des deutschen Professors F. Meyen zurückgewiesen, der in seiner «Reise um die Welt» viele ungenügend bewiesene Dinge als Tatsachen hinstellte. Er glaubte zum Beispiel, daß die drei Spezies Auchenias (das Huanaco, das Paco und das Lama) im Begriffe seien, in eine einzige Spezies zusammenzuschmelzen. Er behauptete, daß Zwerglamas oder Pacos in neuen Generationen sich zu eigentlichen Lamas entwickeln, daß ihre Wolle länger werde, der Kopf eine andere Form bekomme und ihre Kraft zunehme.

Solche Irrtümer mochten nicht überraschen, wenn sie von bloßen Stubengelehrten begangen wurden, die nie aus Europa herausgekommen waren. Aber wie durfte ein Meyen solchen Unsinn schreiben, der doch behauptete, «Millionen» von diesen Tieren auf den Anden gesehen zu haben. Schon hatte Tschudi den Beweis erbracht, daß es keinen Übergang gibt zwischen diesen verschiedenen Arten und daß auch keine Kreuzung möglich ist. Offenbar hatte der deutsche Gelehrte die jungen Lamas, die von den Indianern von den erwachsenen Tieren getrennt gehalten werden, mit den wilden Zwerglamas verwechselt.

Bemerkungen dieser Art, von Tschudi zu einer Zeit vorgetragen, als alle die Theorien Darwins beweisen wollten, während unser Forscher absolut objektiv blieb und nur die Tatsachen schilderte, erfüllten Humboldt mit uneingeschränkter Bewunderung. Er hatte sich offenbar selber auch getäuscht, als er glaubte, die ursprünglichen Lamas seien verschwunden, und daß die Tiere, welche er auf den westlichen Abhängen des Chimborazo gesehen hatte, von gezähmten Lamas abstammten und, vor der Besiedlung fliehend, auf diesen Höhen wieder verwildert seien.

«Diese Ansicht ist also falsch!» gestand er seinem jungen Kollegen.

Ein Jahr später, am 24. Januar 1847, meldete Humboldt seinem «verdienten sehr ehrenwerten Kollegen als Forschungsreisender in Südamerika», daß ihm der König von Preußen eine neue Auszeichnung verliehen habe. Zum Dank für die zoologischen Sammlungen habe ihn der Herrscher zum Ritter III. Klasse des Adler-Ordens ernannt.

Unterdessen hatte Tschudi mit Endlicher, der damals Direktor des Botanischen Gartens in Wien war, den Plan einer noch viel umfassenderen Publikation, als seine «Untersuchungen über die Fauna Peruana» waren, entworfen. Aus seiner Korrespondenz mit dem Verleger Arnold Brockhaus in Berlin ersehen wir, daß die beiden Gelehrten ein Lexikon der Naturwissenschaften in zehn Bänden planten. Der Buchhändler hatte sich im November an den jungen Schriftsteller gewandt, mit der Bitte um ausführlichere Angaben und wenn möglich um einen genauen Plan des zu schaffenden Werkes.

Einige Wochen später lenkte Brockhaus, ohne geringeres Interesse als früher zu zeigen, die Aufmerksamkeit seines Korrespondenten auf die Schwierigkeiten des Unternehmens. Es dürfte nicht leicht sein, den Umfang zu begrenzen. Die finanziellen Ansprüche der Autoren schienen vernünftig; aber die Druckkosten würden sich als sehr bedeutend erweisen. Schließlich siegten die Befürchtungen. Im März 1847 schrieb Brockhaus an Tschudi, daß er nach reiflicher Überlegung, den Plan, das Werk in Verlag zu nehmen, leider aufgeben müsse.

Unser Forscher hat das Projekt nie mehr aufgegriffen. Es entsprach schon seinem Temperament nicht. Als gewissenhafter Schriftsteller, der im Stand war, große Aufgaben ganz allein zu meistern, wäre er offenbar nicht der rechte Mann gewesen, um ein Kollektivunternehmen mit sehr vielen Mitarbeitern zu leiten.

18

Die Wiener Revolution von 1848

Wien zog damals Tschudi mächtig an. Die Bewohner, die ungefähr die gleiche Muttersprache redeten wie er selbst, waren fröhlichen und entgegenkommenden Charakters. Die Umgebung der Hauptstadt war einladend. Vor allem war die Jagd in Österreich sehr beliebt.

Die Bibliotheken der Hauptstadt boten außergewöhnlich reiche Hilfsmittel der Dokumentation. Die Zivilisationen Latein-Amerikas waren gut vertreten. In Lima hatte er oft den habsburgischen Adler auf dem Silbergeschirr aus der Kolonialzeit bewundert. Wien seinerseits bewahrte wie Spanien viele Erinnerungen an die Zeit, da die Eroberer aus den westlichen Kolonien heimkehrten, als unter Karl V. Österreich, Spanien und Amerika in einem einzigen Reiche vereinigt waren, in dem die Sonne nie unterging.

Die Museen, wie die Bibliotheken waren für Tschudi Mittel zur Ergänzung seiner Kenntnisse über die ältesten Zivilisationen Perus. Die Chroniken mit Berichten über die Entdeckung und Kolonisation Amerikas nah-

men ihn gefangen. Gerne las er in dem herrlichen Gedicht d'Ercillas, das die epischen Kämpfe zwischen den araukanischen Indianern und den Eroberern beschreibt. Ein Rausch schien davon auszugehen, Unruhe vermischt mit Freude, die durch die Entdeckung riesiger neuer und geheimnisvoller Gebiete, Gebirge und Meere verursacht wurde, mit Nächten unter ganz andern Sternbildern.

Wenn er auch das homerische Epos d'Ercillas und die unerschöpften Quellen der von Garcilasso de la Vega erzählten Tatsachen hoch schätzte, verurteilte Tschudi doch streng die wertlosen Manuskripte über die Kolonisation Amerikas, die nur verbreitet wurden.

Im Jahre 1848 hatte einer seiner Schweizer Landsleute, G. A. Sprecher von Bernegg, ein Heldengedicht herausgegeben, betitelt «Die Eroberung Neu-Kastiliens», nach einer von ihm entdeckten Wiener Handschrift. Er pries das Gedicht als erhabenes Kunstwerk. Tschudi kritisierte Sprechers Ausgabe in einer Besprechung, die in den «Wiener Jahrbüchern der Literatur 1849» erschien, streng und unerbittlich. Zuerst hob er eine Reihe von Stellen hervor, die falsch abgeschrieben und Anmerkungen, die sachlich unrichtig waren, um dann das übertriebene Lob zu zerzausen, das den romanesken Stil des Fragmentes himmelhoch pries. Nichts rechtfertige einen Vergleich zwischen der farblosen Beschreibung und der Araucana. Übrigens behaupte Sprecher zu Unrecht, daß er die Handschrift zufällig entdeckt habe. Der gelehrte Bibliothekar Wolf habe sie seit vielen Jahren in seinem detaillierten Spezialkatalog spanisch geschriebener Werke, die in Wien aufbewahrt werden, erwähnt.

Tschudi hatte ein zu aktives Temperament, als daß er sich mit steriler akademischer Kritik begnügt hätte. Zudem sollten ihn die politischen Ereignisse für einige Zeit von rein wissenschaftlichen Angelegenheiten ablenken. Schwere Gewitterwolken zogen sich über der Hauptstadt der Habsburger zusammen, deren Absolutismus die ihnen feindlichen Kräfte zur Entladung brachten. Im März 1848 war Metternich in der Folge einer Meuterei gezwungen worden, zu demissionieren.

Anfangs Oktober brach die schon lange schwelende Revolution aus. An den zwei ersten Tagen des Bürgerkrieges wurden 120 bis 130 Personen getötet und eine noch größere Zahl verwundet.

Tschudi, der schon in Peru Blutvergießen unter ähnlichen Umständen erlebt hatte, blieb ruhig. Obschon er einer konservativen Gesellschaftsschicht angehörte, fühlte er sich durch keine Begeisterung ins eine oder andere Lager gezogen. Er suchte die Gründe der Ereignisse zu erkennen,

stellte verschiedene Ursachen fest, die unvermeidlich zur Explosion führen mußten, und blieb im weitern als ruhiger Beobachter abseits stehen.

Schon am ersten Tage der Revolution, am 6. Oktober, war Graf Latour, der Kriegsminister, ermordet und dann an einer Straßenlaterne aufgehängt worden. Tschudi hörte das Gebrüll der Menge, die Rufe gegen den Kaiser, die Drohungen gegen die Residenz, die «Hofburg». Er erhielt allmählich Kunde von den blutigen Ereignissen, die er zur Stütze des Gedächtnisses in seinem Notizbuch festhielt. Dann beschäftigte er sich auch damit, die Texte der Entschließungen und Proklamationen zu sammeln. Als er nachher in den Zeitungen ganz verfälschte Darstellungen dieses Bürgerkrieges las, fühlte sich unser Zeuge veranlaßt, die Ereignisse in richtiger Beleuchtung, chronologisch und analytisch darzustellen.

In der Schrift «Die Oktobertage 1848 in Wien», die er im folgenden Jahre veröffentlichte, bemühte sich Tschudi objektiver zu sein als die Verfasser anderer zeitgenössischer Berichte. Er erhob keine Anklagen. Die Verantwortlichkeit müsse in einer langen Folge vorausgegangener Tatsachen gesucht werden, in den Machinationen und der Korruption der Ungarn-Partei, den Listen und dem Rachedurst einer polnischen Minderheit, dem Haß der besiegten italienischen Agenten, Intrigen der deutschen Demokraten, die nur noch in Wien ihre Tätigkeit entfalten konnten. Dann habe es dem österreichischen Parlament völlig an einer richtigen Kenntnis seiner eigenen Stellung gefehlt, und das Ministerium habe einen absoluten Mangel an psychologischer Voraussicht bewiesen.

Im weitern enthält der Bericht persönliche Bemerkungen. Tschudi zeigt wie die kulturellen Werte in Gefahr kommen, wenn eine Reihe von Ereignissen zu Ausschreitungen führt und eine Stadt den Zufälligkeiten von Kämpfen aussetzt.

Am 31. Oktober, als Anarchie und Terror ihren Höhepunkt erreichten, wurde das Schloß belagert und man befürchtete, es könne beschädigt und die Besatzung niedergemacht werden. Glücklicherweise war der Befehl zur Räumung rechtzeitig eingetroffen und die weiße Fahne war aufgezogen worden. Im Moment, als die Tore aufgemacht wurden, genügte der Umstand, daß ein Schlüssel nicht gleich gefunden werden konnte, um die Leute glauben zu machen, es sei doch Widerstand geplant. Eine Gruppe Ungeduldiger stieg auf die Bastion. Zwei Kanonen wurden aufgestellt und die Beschießung begann.

Der kaiserliche Palast war weit mehr als bloß ein privates Besitztum des Monarchen, wie die Belagerer glaubten. Neben der Residenz waren dort die großen öffentlichen Sammlungen, die Bibliothek, das Antiquitätenkabinett, das Naturhistorische Museum, Besitztümer der ganzen Nation und Schätze der ganzen Kulturwelt untergebracht. Der Dachstuhl faßte Feuer. Eine Rauchwolke stieg über der Bibliothek auf und eine Stunde später stürzte die Kuppel in sich zusammen.

Die Schießereien dauerten weiter. Die Wache war in großer Gefahr, als die Garde-Infanterie auf dem Platze erschien und die Menge verjagte. Die Soldaten halfen nachher bei den Löscharbeiten. Wie durch ein Wunder hatte die Bibliothek im Innern keinen Schaden erlitten. Aber gewisse naturhistorische Sammlungen in den obern Stockwerken wurden vollständig vernichtet. Die Flammen bedrohten die Säle mit den Amphibien-Sammlungen, mit Tausenden mit Weingeist gefüllten Gläsern und Gefäßen. Ein Funke hätte genügt, um alles in Brand zu stecken, und dieser hätte katastrophale Folgen haben können.

Fehler waren auf beiden Seiten begangen worden und hatten Menschen gegeneinander in den Kampf geworfen, welche ihr Schicksal dem Spiel der Umstände ausgeliefert hatten, die sie nicht meistern konnten.

Der Bürgerkrieg bewirkte nicht nur Schäden an den Gebäuden. Auch Gelehrte von hohem Ansehen waren kompromittiert, weil sie versucht hatten, zu Gunsten der Studenten zu intervenieren und so den Frieden zu wahren.

Der Konservator des Botanischen Gartens, Endlicher, der Freund Tschudis, war eines der Opfer der Reaktion, die prompt auf die Revolution folgte. Innert 24 Stunden kam er um die Früchte der Arbeit eines Lebens im Dienste der Wissenschaft. Er überlebte diesen Schlag nicht lange, sondern starb im März 1849 im Alter von 45 Jahren. Er hinterließ ein beträchtliches Erbe an Arbeiten über byzantinische Handschriften, lateinische Codices, über die Grammatik des Chinesischen und besonders über die Botanik.

19

Medizin und Landwirtschaft auf dem Jakobshof

Wenn Tschudi über die Ereignisse, deren Augenzeuge er gewesen war, die historische Wahrheit sagen konnte, so war das vor allem dem Umstand zuzuschreiben, daß er sich aufs Land zurückgezogen hatte, um «ohne Schönfärberei und ohne Haß» schreiben zu können wie zu seiner Zeit der Dichter Horaz in Tusculum. Mitten unter den großen politischen und sozialen Umwälzungen, welche die Revolution von 1848 in ganz Europa zur Folge

hatte, hatte Tschudi einen Zufluchtsort in der paradisisch schönen Gegend gefunden, wo die Leitha-Berge und die Ketten der steirischen Alpen sich berühren. Er schlug sein Zelt in der Nähe der kleinen Stadt Edlitz auf, südlich von Wienerneustadt, wo er bald darauf ein Landgut, Jakobshof, kaufte. Dieses Gut hatte früher der Witwe des Patrioten Andreas Hofer gehört, dem Helden des österreichischen Widerstandes gegen Napoleon I.

Im direkten Kontakt mit der Natur wird der Charakter milder, das Urteil gerechter, die sturmgepeitschten Wogen beruhigen sich, und selbst eine schreckliche Vergangenheit, auch wenn sie nicht weit zurückliegt, erscheint vor dem geistigen Auge und im Bericht des Erzählers so ruhig wie die Geschichte eines vergangenen Jahrhunderts.

Vom ersten Winter an war der neue Grundbesitzer der ganzen Gegend auch als Arzt bekannt geworden. Er legte oft große Entfernungen im Schnee zurück, um die Kranken zu besuchen. Man kam zu ihm zur Konsultation. Bauern erschienen aus einem Umkreis von fünf Stunden. Tschudi hatte Freude an der Ausübung der ärztlichen Praxis. Einmal wöchentlich gab er Sprechstunden in der Stadt Edlitz, wo er an einem einzigen Tage 22 Konsultationen erteilte.

Der junge Landarzt war damals sehr eingenommen von einer außerordentlich vornehmen Wienerin, Ottilie Schnorr von Carolsfeld. Seine
Gefühle wurden erwidert. Mit seiner Heirat schloß Tschudi eine lange
Periode der Einsamkeit ab und begann als Ehemann und Berufstätiger ein
neues Gesellschafts- und Familienleben. Der menschenscheue Student von
Zürich, der sich gern von den Kameraden drückte, der Einsiedler im Urwald und auf den Kordilleren, verwandelte sich zum liebevollen Gatten und
bald zum Oberhaupt einer Familie.

In seinen Briefen an den Bruder beschreibt Johann Jakob seine tägliche Arbeit, seine Projekte, spricht von der Zukunft seiner Schwäger, von ihrem Leben, das zur einen Hälfte dem Regiment, zur andern der Malerei gehörte. Er schildert seine Freundschaften, seine Freuden, Sorgen und Mühen. Das Idyll mit seiner Ottilie war zu schön, als daß er darüber Worte verlor. Er war von zu zurückhaltender Natur, als daß er auch nur eine Parzelle seines intimen Glückes mit einer Frau hätte preisgeben können, die er vom ersten Moment an als Königin seines Herzens verehrte.

Als Tochter des Malers Ludwig Schnorr von Carolsfeld, Konservator des Museums des Belvedere in Wien, Enkelin und Schwester von begabten Künstlern, war Ottilie wohl vorbereitet auf das Zusammenleben mit einem Manne, der das materielle Wohl seinem Ideal opferte. Sie umgab sein ganzes Leben, das von einem unruhigen, nach neuem Wissen hungrigen Geiste erfüllt war, in stiller aufopfernder Hingabe mit der Ruhe eines einfachen und glücklichen Familienlebens.

Seine Zukunft als Ehemann, mit Verantwortlichkeit für eine Familie, stellte immerhin auch Tschudi einige neue Probleme. Er liebte das Leben im Freien als Landwirt und Landarzt, das Reiten in einem angenehmen Klima, durch Wälder und Lichtungen, durch Felder und Wiesen, mit weiter Sicht über Hügel und Täler, deren Bebauung er überwachte. Die Tage vergingen ihm rasch. Aber er konnte nie die Jahre vergessen, die er der Forschung und der Wissenschaft gewidmet hatte. Anderseits konnte er sich auch nicht ganz der Medizin widmen; denn das Würzburger Doktor-Diplom berechtigte ihn nicht, den Beruf in Österreich gegen ein Honorar auszuüben.

Eine Anstellung in einer Stadt interessierte ihn nicht, vielleicht weil ihn unbewußt die Erinnerung an seinen Vater plagte, der den ganzen Tag in einem engen, stickluftigen Bureau hatte rechnen müssen und, von der Schwindsucht geschwächt, jung gestorben war. Was ihm vielleicht zugesagt hätte, wäre eine Professur oder eine Stelle als Konservator in einem Museum in Wien gewesen. Aber Hoffnungen dieser Art hatte er bald begraben müssen. Die «liberalen» Berufe waren übrigens schlecht bezahlt, und er wäre gezwungen gewesen, sein Gut einem Pächter zu übergeben. Die Erträgnisse des Hofes erlaubten aber einen solchen Luxus nicht.

Er dachte dann daran, nach Amerika zurückzukehren, um sich in Lima als Arzt niederzulassen, oder nach Süd-Chile auszuwandern. Wenn er den Berichten einiger Grundbesitzer Glauben schenken durfte, wäre dort unten Gelegenheit gewesen, in kurzer Zeit ein großes Vermögen zusammenzuraffen.

Wozu hatte er denn aber gelernt, sein eigener Meister zu sein im Urwald und auf den Kordilleren? Sollte er all seine wissenschaftliche Tätigkeit und seine Kenntnisse eines Teiles der Neuen Welt vernachlässigen und veröden lassen wegen der Bebauung eines Stückes kargen Landes? Seine medizinische Praxis war schließlich regularisiert worden durch ein amtliches Diplom, das ihm im Namen des Kaisers durch die Wiener Fakultät ausgestellt worden war. Von da an war sein Tag ausgefüllt mit den täglichen Pflichten eines Landwirtes und der Sorge für seine Kranken. Es blieb ihm nur die Nacht für wissenschaftliche Arbeiten.

Nach der Schrift über die Oktober-Tage in Wien, von der wir gesprochen haben, schrieb er zunächst eine Reihe von Studien über Spezialfragen oder kurze Monographien für wissenschaftliche Zeitschriften. Das füllte seine Abende reichlich aus. Schon 1847, als er noch in Wien war, hatte er eine gelehrte Abhandlung über eine Art Heilpflanzen, die Kockelskörner, geschrieben und über die therapeutischen Wirkungen des bitteren Saftes, den sie absondern. Verschiedene medizinische Jahrbücher publizierten seine Arbeiten.

Ein großer Giftprozeß brachte Tschudi plötzlich in die vorderste Linie der Aktualität. Die Zeitungen berichteten über die Diskussionen, in deren Verlauf eine Frau, Anna Alexander von Marburg, der Todesstrafe nur deshalb entronnen war, weil die Anklage nicht genügend Beweise gegen sie vorbringen konnte. Sie war angeklagt, einem Leutnant, Mathias Wurzel, tötliche Dosen Arsenik verabreicht zu haben. Beim Lesen der Zeitungsberichte war Tschudi etwas aufgefallen, dessen volle Wichtigkeit den Richtern und selbst der Verteidigung entgangen zu sein schien: Eine Konfektbüchse mit weißen Pillen in Wurzels Vorzimmer, wie es ein Zeuge schon vor 20 Jahren erzählt hatte.

Mit seinem scharfen Sinn für Analogien erinnerte sich unser Arzt daran, daß die Indianer, wenn sie eine besonders große Anstrengung zu machen haben, Kolanüsse kauen oder Quecksilbersublimat einnehmen. In Österreich hatte er Bauernknechte und Kellnerinnen behandelt, die zur Verschönerung ihrer Gesichtsfarbe und zur Verdoppelung ihrer Kräfte kleine Dosen Arsenik genossen. Gab man solche Dosen nicht auch den Pferden, die man auf den Markt führte? Man gewöhnt sich ja rasch an immer stärkere Dosen. Oft aber ereignen sich schwere oder gar tötliche Unfälle, nur weil Unvorsichtige das Reiz- oder Schönheitsmittel mißbrauchen.

Der Artikel, den Tschudi damals in der wichtigsten medizinischen Zeitschrift Wiens über die Giftesser veröffentlichte ⁵, machte einen ungeheuren Eindruck auf die Ärzte und Juristen und trug viel dazu bei, die öffentliche Meinung aufzurütteln, die sich leidenschaftlich für oder gegen die Schuld der Frau Alexander aussprach.

Unterdessen hatten Tschudis Bücher in Europa und in Übersee ihren Weg gemacht. Die Einnahmen aus dem Verkauf der «Untersuchungen über die Fauna Peruana» hatten nur knapp die hohen Druckkosten zu decken vermocht. Aber die «Reiseskizzen» wurden auch ins Englische übersetzt. In London und in New York wurde der Name des Forschers Tschudi bekannt. In Peru erweckten seine Kapitel über die Indianer der Vor-Inka-Zeit

⁵ Wiener medizinische Wochenschrift, 1. Jahrgang 1851, Nr. 28, 11. Oktober, J. J. v. Tschudi, über die Giftesser.

das lebhafte Interesse der Gelehrten. In seinem Geburtsland und in den österreichischen Bergen, wo er lebte, gingen die Leute an ihm vorüber, ohne zu wissen, wer er war.

Wenn er seine bescheidene Tagesarbeit vollendet hatte, setzte sich Tschudi an den Schreibtisch. Das ganze Jahr 1850 arbeitete er jeden Abend oft bis ein oder zwei Uhr morgens.

Ende 1849 verlor Tschudi seine Mutter in St. Gallen. Sie hatte nicht lange leiden müssen. Nach viertägiger Krankheit verschied sie. Tschudi hatte ihr weder die letzte Hilfe leisten, noch ihren Segen empfangen können. Die Nachricht traf ihn wie ein Blitz aus heiterem Himmel. Obschon ihn die schwere Hand des Schicksals so lange von ihr ferngehalten hatte, empfand er den Verlust ebenso schwer, wie wenn das intimste Band durchschnitten worden wäre.

Es kam ihm wieder in den Sinn, was sie für ihn getan hatte, was sie ihm seit den Tagen der Kindheit gewesen war, welche Sorgfalt sie auf seine Erziehung verwendet hatte, wie sie für ihn die besten Lehrer Zürichs suchte.

Wieder einmal empfand Tschudi das Bedürfnis, seinem alten Lehrer J. J. Hottinger zu schreiben. Er erzählte ihm, wie er sich in einen sichern Hafen zurückgezogen habe, nachdem die Revolutionen von 1848 die politischen und sozialen Zustände Europas so unerbittlich aufgerüttelt hatten. Er schrieb ihm über den Kauf seines Jakobshofes als eines stillen, abgelegenen Heimes, wo er die nötige Zeit und Ruhe für wissenschaftliche Studien finde, während die Arbeiten im Freien seinen Körper kräftig und frisch erhielten.

Im zweiten Jahre seines Aufenthaltes in ländlicher Zurückgezogenheit hatte Tschudi die letzte Hand an eine Arbeit gelegt, die ihn schon seit vielen Jahren beschäftigt hatte. Er wollte in einem Buche zu Handen der künftigen Geschichtschreibung die aussterbende Sprache des Inka-Reiches in Peru festhalten. Nachdem er von der Beerdigung seiner Mutter in St. Gallen zurückgekehrt war, sollte die Akademie der Wissenschaften in Wien mit dem Druck seines zweibändigen Werkes über die Ketschua-Sprache als Vorstudie zu einer noch umfangreicheren Publikation über die Sprachen Südamerikas beginnen. Auch wollte er in spanischer Sprache ein Werk über die Altertümer Perus schaffen.

Das waren Arbeiten, die abseits derjenigen Wissenschaften lagen, welche Tschudi an der Universität studiert hatte. Aber er vernachlässigte deshalb seine naturhistorischen Forschungen keineswegs. Dazu bot sich ihm eine schöne Gelegenheit. Die Wiener Akademie der Wissenschaften hatte eine Kommission zum Studium der Zoologie im Habsburgerreich eingesetzt und hatte ihm die Ornithologie und Forschungen über die Anthropologie anvertraut.

So konnte er auch aus der ländlichen Zurückgezogenheit seinem ehemaligen Lehrer melden, daß er noch keineswegs ganz verbauert sei.

20

Die «Peruanischen Altertümer»

Das Buch über «Peruanische Altertümer», dessen Vorbereitung Tschudi Professor Hottinger angemeldet hatte, war wie die «Untersuchungen über die Fauna Peruana» und seine philologischen Studien, ein Ergebnis seiner Entdeckungen in Südamerika. Der erste Funke war während seiner Reisen mitten durch das Gebiet der alten Kulturvölker der Neuen Welt entzündet worden.

Während seines langen Aufenthaltes in Peru hatte der Naturforscher auf der Suche nach seltenen Tieren manchmal Entdeckungen anderer Art gemacht. Er war stehen geblieben vor seltsamen, stummen und doch so vielsagenden Zeugen verschwundener Leistungen und Erfolge, raffinierter Intelligenz, Macht und Größe. Die Zeit, die Habgier und der Aberglaube haben die Altertümer zum Teil zerstört. Die Indianer kennen die Bedeutung der Überreste nicht mehr. Jahrhunderte waren vergangen, ohne daß man an die Erforschung dieser Denkmäler gedacht hatte.

Tschudi hatte beschlossen, diese glänzende Vergangenheit wieder aufleben zu lassen. Er suchte zuerst die Berichte, welche die ersten spanischen Kolonisten hinterlassen haben. Diese Texte lagen in verstaubten Bibliotheken Europas. Mit Hilfe einiger Gelehrter und besonders des Konservators der Manuskripte der kaiserlichen Bibliothek in Wien stellte er seine Fragen an die Ruinen, die er im Lande der Inkas gesehen hatte, an die von Geheimnissen umwobenen Gräber, die Mumien, die mit menschenähnlichen Figuren verzierten Vasen und die geknüpften Schnüre, welche wichtige historische Dokumente waren.

Der Maler Jean-Maurice Rugenda, der mehrere Jahre in Peru gelebt hatte, zeigte ihm Skizzen von alten Riesenbauten aus der Gegend von Cuzco und am Titicaca-See. Die alten Texte über diese Gegenden enthalten Schilderungen von den unerhörten Reichtümern, welche die Begleiter Francisco Pizarros durch ihre Pracht blendeten. Es ist darin die Rede von Gärten und den sie umgebenden Feldern, wo jede Scholle der Furchen aus Gold bestand. Bäume und Sträucher aus edlem Metall waren Nachahmungen der Natur, der Blätter, der Blumen und Früchte. Zweige schienen zu sprossen, andere reif zu sein. Zwischen diesen Bäumen wogten Maisfelder aus Gold. Da waren große und kleine Tiere aus dem gleichen Metall oder aus Silber; Kaninchen, Eidechsen, Blindschleichen, Schmetterlinge, Füchse und Katzen. Goldene Vögel saßen auf Bäumen und schienen zu singen.

Diese Beschreibung, welche Tschudi Garcilasso de la Vega entnahm, war symbolisch für das Reich der Inkas. Sie waren die absoluten Herren eines riesigen Gebietes. Sie glaubten, die Natur schöner gestalten zu können als der Schöpfer. Die herrlichen Felder mit toten Pflanzen konnten nur Habgier und Neid erwecken.

Dann hatte Tschudi seine Studien sogar in noch ältere Zeiten vorgetrieben. Er hatte die Beziehungen der Alten mit der Neuen Welt lange vor den Reisen des Christoph Kolumbus untersucht, beginnend mit den Fahrten der Wikinger, ihren Expeditionen von Skandinavien und Island aus. Ihre Siedlungen in Amerika hatten sie aber nicht lange halten können. Tschudi studierte auch die Hypothese, die auf Grund sprachlicher Ähnlichkeiten glaubte, eine Infiltration der Hebräer nachweisen zu können, die so einen Einfluß auf die ältesten amerikanischen Sprachen ausgeübt hätten. Hätten jüdische Gefangene aus Asien nach Amerika gelangen können? Das merkwürdige Dokument Votams, das die Chronisten beschreiben, fesselte seine Aufmerksamkeit einige Zeit. Die mystische Gestalt Votams hätte das Meer zwischen Afrika und Mexico sogar mehrmals überquert. Tschudi stellte auch gewisse merkwürdige Ähnlichkeiten zwischen dem buddhistischen Götzendienst und dem der Mexikaner fest.

Tschudis Schilderungen werden persönlicher, wenn er auf die Rassen der Ureinwohner Perus zu sprechen kommt. Die Gräber, die er selber in verschiedenen Zonen in den Kordilleren und an der Küste entdeckt hatte, enthielten Skelette mit deutlich verschiedenen Schädelformen.

Von dieser urgeschichtlichen Zeit ging er über auf die Zeit der Inkas und verfolgte die Spuren verschiedener Zivilisationen und verschiedener Sprachen, die schließlich durch die Inkas erstickt worden waren, deren soziales System bis zu übertriebener Vollendung ausgebaut war.

Im Regierungs- und Verwaltungssystem der Inkas konnte Tschudi keine Spur von Freiheit feststellen, die unsern europäischen Auffassungen von der Freiheit entsprechen würde. Denn das Gesetz der alt-peruanischen Nation wie es der Gründer, Manco Capac, diktiert hat und wie es seine Nachfolger erweitert haben, hatte die Grundlagen des öffentlichen Glücks für immer festgelegt. Einige Jahrhunderte lang lebte das Volk unter diesem unveränderlichen Regime. Aber die politische Freiheit, die Leben und Fortschritt erzeugt, die große Ideen hervorbringt, Aufklärung verbreitet und Wissenschaft und Bildung fördert, die gab es nicht im Inka-Staat.

Der «sozialistische» Inka-Staat — schon Tschudi bezeichnete ihn so und moderne Volkswirtschafter geben ihm Recht — überließ nichts dem Zufall. Alles war auf Grund von Statistiken berechnet, die sich auf das ganze Reich erstreckten. In diesem Staat gab es nichts zu sparen. Jeder mußte alles, was er produzierte, der Gemeinschaft, das heißt dem Inka abgeben, ausgenommen das, was jeder gerade zum Leben brauchte.

Der Monarch oder Inka verfügte über eine viel größere Regierungsgewalt als die mächtigsten Herrscher unserer Welt. Er regierte ohne Minister und war Herr über alles Leben und alle Güter zu Land, auf dem Meer und in der Luft.

«Die Vögel selbst würden ihren Flug einstellen, wenn ich es befehlen würde», hatte der letzte Inka zu den Spaniern gesagt. Diese Autokraten waren gleichzeitig auch Orakel und höchste Priester.

Mit Bezug auf die Bewirtschaftung, die Tschudi einläßlich studiert hatte, war das Land in drei Teile geteilt. Der eine gehörte der Sonne, der zweite dem Inka und der dritte dem Volk. Alle Peruaner erhielten genau gleich große Parzellen Land, gerade groß genug, um einen Mann mit Familie zu ernähren. Für jeden Sohn gab es einen Zuschlag von einem ganzen, für jedes Mädchen von einem halben «Allmendteil», wie man im Kanton Bern sagen würde. Inspektoren wachten unaufhörlich über dem komplizierten Räderwerk des Systems. Jede Verwaltungsabteilung war unerbittlich strengen Richtern unterstellt.

Je mehr er sich in sein Studium vertiefte, desto mehr empörte sich der Gutsherr vom Jakobshof über die soziale Ordnung, welche die Freiheit nur der sichern und vollständigen Befriedigung der materiellen Bedürfnisse opferte.

«Der trockene und eitle Egoismus», schrieb er, «Ursache so vieler Übel, und das allgemeine Elend, das am größten Teil der menschlichen Gesellschaft nagt und sie niederdrückt, können allein solche Systeme entschuldigen, die mit den Menschen rechnen wie der Mathematiker mit homogenen Größen. Aber sie berauben ihn der individuellen Freiheit und der Expansionsmöglichkeit seines ganzen Wesens.»

Der früher in Peru praktizierte Sozialismus war nur unter einer autokratischen Regierung möglich. Der Staatschef war gleichzeitig absoluter Monarch und höchster Priester, verehrt und angebetet von einer friedlichen und vorwiegend landwirtschaftlichen Bevölkerung. Die Sprache, welche die Inkas dem ganzen von ihnen beherrschten Reiche aufgezwungen hatten, von Cuzco bis zum Äquator, von Quito bis Tucuman und Catamarca, das heißt in den von Tschudi zum Teil durchforschten Provinzen, vom Stillen Ozean bis zu den brasilianischen Vorgebirgen der Anden, barg für ihn nicht mehr viele Geheimnisse. Nicht nur hatte er seltsame Zeichen des schriftlichen Ausdrucks gefunden — Hieroglyphen und geknüpfte Schnüre, die zum Rechnen und selbst zum Schreiben dienten — sondern er hatte bei den Indianern auch ihre Sprache gelernt. Mit Hilfe einiger Texte, die von den ersten Eroberern transcribiert wurden und unter Benützung von Grammatiken, welche die Missionare gemacht hatten, widmete er ein Kapitel der «Altertümer Perus» der Ketschua-Sprache.

Der Stand der Wissenschaft zur Zeit der Inkas, ihre medizinische und chirurgische Praxis, Astronomie, Nautik, Mathematik und Musik interessierten ihn gleichfalls sehr lebhaft. Über die Religion der Inkas suchte er sich eine möglichst unabhängige Ansicht zu bilden, halbwegs zwischen Garcilasso de la Vega, in dessen Adern Inkablut kreiste, und der diese Religion deshalb verteidigte, und anderseits einer Reihe von Nachahmern und Chronisten, die wahrscheinlich zumeist die Grausamkeit der Inkareligion übertrieben. Fest steht, daß die Peruaner regelmäßig Tiere opferten, manchmal kam es zu wahren Hekatomben. Es kam auch vor, daß sie ihresgleichen töteten, um erzürnte Gottheiten zu besänftigen.

Auf den Kämmen der Kordilleren hatte Tschudi Steinhaufen bemerkt, die er als Zeugen des polytheistischen Aberglaubens der Indianer erkannte. Das Studium der Mumien und Gräber ermöglichte es ihm, tiefer in das kultische Leben der Inkas hineinzublicken.

Die Kunst äußerte sich in Peru namentlich in der Töpferei, der Weberei und der Architektur. Die Zeichnungen in seinem Buche und die Tafeln eines großen Atlas sollten die schönsten Beispiele wiedergeben. Verschiedene Objekte waren ihm durch einen peruanischen Geologen Mariano Eduardo de Rivero geliefert worden, von dem Tschudi schon als einer Autorität unter den Naturforschern sprach, als er sich selber noch in Lima aufhielt. Rivero hatte selber eine Broschüre über die peruanischen Altertümer verfaßt. Als er erfuhr, daß Tschudi ein Werk über dieses Thema zu publizieren gedenke, bot er ihm seine Mitarbeit an. Außer der Lie-

ferung einiger Zeichnungen und Ideen beschränkte sich Riveros Mitarbeit in Peru darauf, beträchtliche Mittel zusammenzutragen, um das Werk im Groß-Quarto und den Atlas im Folioformat drucken zu können. Beide Namen, Tschudi und Rivero, sollten genannt werden und das Buch dem Souveränen Rat Perus, d. h. der Regierung, gewidmet sein.

Es fehlte Tschudi wahrlich nicht an Ideen, um das Werk zu illustrieren, nachdem ihm so die Mittel zur Verfügung gestellt wurden. Er erreichte die Erlaubnis, den Text und die Tafeln durch die kaiserliche Hofdruckerei in Wien drucken zu lassen. Der Textteil umfaßte 42 Bogen in Quarto-Format. Die farbigen Illustrationen wurden nach einem neuen Verfahren (Chemie-Typie) ausgeführt. Ein großes Titelblatt eröffnet den Band mit den Tafeln. Das Titelbild trägt den Leser auf die Hochebenen von Tiahuanaco am Titicaca-See, den er durch das Sonnentor erblickt. Dieses erhebt sich mitten unter Ruinen eines Reiches, das älter war als das der Inkas. Der obere Teil dieses Monoliths ist bedeckt von unleserlichen Zeichen, die genau nach dem Original gezeichnet sind. Auf der Bildfläche der Seitenwände des Sonnentores ließ Tschudi die Portraits der 14 Inkas zeichnen, die sich auf dem Thron Perus gefolgt waren. Die Ornamente der verschiedenen Felder sind Originale. Am Fuße des Portals sind links heidnische Götter dargestellt. Zweige von Quina und Koka, eine Agave und ein peruanischer Kaktus schmücken den Vordergrund. Hinter dem Portal zeichnet sich die Kette der Kordilleren d'Arequipa mit dem Vulkangipfel des Coropuna ab. Es handelt sich, wohlverstanden, um eine von der Phantasie geschaffene Dekoration; denn diese Berggipfel befinden sich in Wirklichkeit in einer Distanz von über 400 km westlich von Tiahuanaco. Die Indianer tragen die Kostüme Südperus. Über dem Portal schwebt ein Kondor. In seinen Krallen trägt er den Titel des Buches in schillernden Schriftzeichen, die sich fortlaufend zu verändern scheinen und bald golden, bald silbern glänzen.

Die ersten Exemplare des Illustrationenbandes wurden am 25. November 1851 an den peruanischen Kongreß abgesandt.

Aber kaum waren die «peruanischen Altertümer» gedruckt, korrigierte Tschudi schon sein zweibändiges Buch über die Ketschua-Sprache. Betroffen vom traurigen Bild des Verschwindens ganzer amerikanischer Völkerstämme, wollte er die Unvergänglichkeit dieser so hohen Kultur durch die Sprache sichern, deren Reichtum an grammatikalischen Formen und Ausdrucksmöglichkeiten erstaunlich ist. Zu diesem Zwecke hatte er aus Amerika reiches Material mitgebracht und es jahrelang verarbeitet.

In den Kordilleren hatte Tschudi gesehen, wie Skelette, die irgend jemand der Erde entrissen hatte, an der Sonne gelblich wurden und dann plötzlich zu Staub zerfielen. Kein Grabmal hielt die Erinnerung an einen Menschen fest, der vielleicht der Chef eines großen Volkes gewesen war. Was mag er geleistet haben? Welche Sprache redete er? Wie ein Schatten war er vorübergegangen, ohne eine bleibende Spur zu hinterlassen. Die Nachwelt wird nichts von seiner Existenz wissen. Dann war der mächtige Druck von Osten gekommen, der in Amerika ganze Nationen zerstörte. Die noch ältern Zivilisationen, die teilweise bis in die Inkazeit lebendig geblieben waren, hatten sich unter dieser Herrschaft grundlegend verändert. Wenn es auch fast unmöglich ist, Veränderungen zu verhindern, sollte man einer vergangenen Zivilisation wenigstens ein Grabdenkmal in Stein oder ein schriftliches Erinnerungszeichen widmen. Das zu besorgen, fühlte Tschudi sich berufen.

In seinem Vorwort zur «Ketschua-Sprache» ⁶ erklärt Tschudi, wie er unter Benützung des vorhandenen Materials und gestützt auf intensive mehrjährige Studien unter den letzten Überlebenden des von den Inkas beherrschten Reiches ein Lexikon in drei Teilen verfaßte mit 1. einer Grammatik der Ketschua-Sprache, 2. Textbeispielen und 3. einem Vokabularium der Sprache, die früher von Millionen von Bewohnern der Gegenden zwischen den Kordilleren und dem Stillen Ozean gesprochen wurde.

Die für die Herausgabe erforderlichen Mittel waren diesmal in Wien aufgebracht worden. Die kaiserliche Akademie der Wissenschaften hatte selbst die Druckkosten übernommen. Tschudi gab das «Gut zum Druck» auf dem Jakobshof bei Lichtenegg am 31. Dezember 1852.

21

Familie und Reisepläne

Im März 1851 wurde Tschudi ein Sohn geboren. «Ein kleiner Blondkopf mit großen schwarzen Augen, die sich dem Lichte zuwandten und bald auch schon dem Spiel von Hell und Dunkel.» Über diesen Sohn, den er Hugo taufen ließ, berichtete der Vater fortan voll herzlicher Zärtlichkeit in allen Briefen an seinen Bruder Friedrich. Schon im Monat Juli beschrieb

⁶ J. J. v. Tschudi. Die Ketschua-Sprache, zwei Bände, Wien. K. K. Staatsdruckerei 1853.

er das Kind als «kräftiges Wesen, das versucht, sich bemerkbar zu machen» und auch schon modulierte Töne von sich gebe.

Ob Tschudi selber es wußte oder nicht, seine Persönlichkeit machte damals eine deutliche Veränderung durch. Der gelehrte Landedelmann, dessen einziger Ehrgeiz es gewesen war, durch sein wissenschaftliches Werk unsterblich zu werden, wurde bescheiden vor dem kleinen Lebewesen, das sein Recht, den Vater zu überleben, anmeldete.

Auf seinem Landgut hatte Tschudi eigentlich alles zur Verfügung, was er wünschen konnte. Das Landleben entsprach seinen Neigungen und Bedürfnissen, es machte ihn glücklich, namentlich dank der Verbindung mit der medizinischen Praxis. Seine Bücher waren erfolgreich und wurden in den großen Zeitungen und Zeitschriften besprochen.

«Du weißt freilich, daß ich gerade alles hier habe», rief er anfangs 1852 aus, «richtig, ja, aber unter welchen Verhältnissen? Die Landwirtschaft ruiniert den Landwirt. Himmel, Klima und Boden machen seine Mühen zu nichts und statt des Lohnes erntet er Sorgen.

Ganz ähnlich verhält es sich mit der Praxis medica.»

Und doch war sein Wirkungsfeld sehr groß. Er hatte zahlreiche Patienten und die besten Heilerfolge. Aber die Praxis war nicht lukrativ. «In Peru», schrieb er, «würde ich in einer Woche soviel oder mehr verdienen als in Österreich in einem halben Jahr. Die Leute hier sind arm und es liegt meiner Natur überhaupt nicht, Honorare zu verlangen.»

Im gleichen Brief vom 22. Februar 1852, auf dem Höhepunkt der literarischen Erfolge seiner besten Bücher, erklärte Tschudi:

«Mit der Schriftstellerei ist es eine sehr prekäre Sache, und offen gestanden, ich bin ihrer schon etwas müde; denn ich bin seit Jahren nie ordentlich zum Atmen gekommen.»

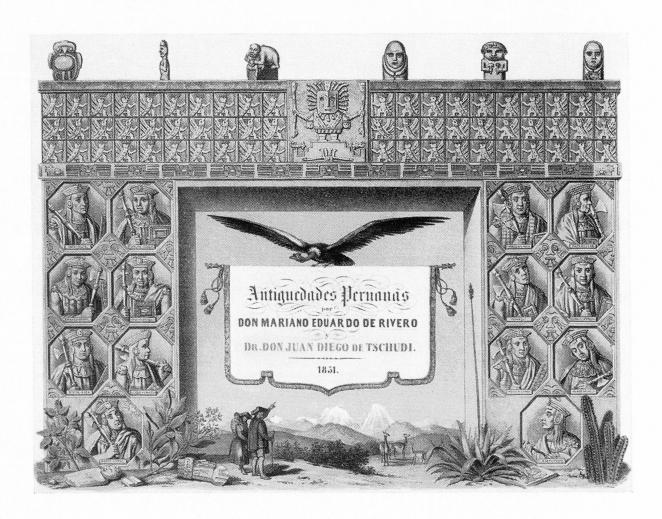
Welch ein Bekenntnis! Soviel übermenschliche Anstrengung, um bekannt zu werden, um ein dauerndes Werk zu schaffen! Und im Moment, wo das Größte getan war, diese Enttäuschung!

Von dieser Zeit an machte er Pläne für eine neue Lebensführung. «Wenn Dich meine Absicht, das Gut zu verkaufen, überrascht hat», schrieb er dem Bruder, «so wirst Du noch ungleich mehr überrascht sein, wenn Du meine ferneren Projekte kennen wirst.»

Er gedachte nämlich damals allen Ernstes nach Peru auszuwandern. Er gab zu, der Plan komme ihm selber ein wenig verrückt vor, jetzt wo er Frau und Kind habe, dazu ein Landgut und ein großes Maß vielseitiger Arbeit in Europa. Offenbar empfand er das Bedürfnis, über sich selbst ins



Tafel 11 Titelbild der «Antiguedades Peruanas» von Tschudi



Klare zu kommen. Im Grunde ging es ja nur darum, einen Auswanderungsplan zu verwirklichen, der ihm seit seiner Rückkehr immer vorgeschwebt hatte.

Äußere Umstände hatten seine Ausreise verzögert. Der Entschluß war keineswegs neu. Seit zwei Jahren hatte er ihn mit seiner Frau mit aller Vorsicht und in aller Ruhe überlegt. Seine gründliche Kenntnis Perus und vier Jahre Erfahrung in Österreich hatten seine Entscheidung reifen lassen. Aber die letzten Hemmungen überwand eigentlich erst das Kind für ihn. Für dieses wollte er handeln und arbeiten.

Tschudis Plan wirkte verlockend auch auf andere Familien. Sie wollten mit ihm auswandern. Am reisefreudigsten war dabei ein Elternpaar mit vier Kindern und mit einem Vermögen von 400 000 Gulden! Tschudi hatte aber diese Begleitung abgelehnt, da er nicht verantwortlich sein wollte für fremde Schicksale. Übrigens wollte er zuerst allein ausreisen, um alles für den Empfang seiner Familie vorzubereiten, und dann wollte er zurückkommen, um selber Frau und Kind abzuholen. Eine Reise nach Peru war ja damals «nur noch eine kleine Ausfahrt von fünf Wochen im Schiff!»

Die große Teuerung des Jahres 1851 machte den Verkauf des Hofes unmöglich. So ging einstweilen das tägliche Leben unverändert weiter. Bessere Ernten folgten auf die schlechten. Der kleine Hugo gedieh prächtig. Man konnte ihn schon aufs Pferd setzen. Der Wildfang war fast nicht zu meistern. Er rannte um die Wette mit «Ali», dem Hund, seinem besten Kameraden.

Unterdessen fuhren die Zeitungen weiter, über Tschudis Publikationen zu schreiben. Man wollte noch mehr Bücher von ihm haben. Oft schrieb er Artikel für die «Medizinische Wochenschrift» in Wien 7. Julius Schaller, Professor an der Universität Halle und Verfasser eines wichtigen Kommentars über Humboldts «Cosmos», wollte mit dem Geologen B. Cotta eine Revue «Weltall» 8 gründen, die in volkstümlicher Sprache der Verbreitung naturwissenschaftlicher Kenntnisse dienen sollte. Dafür sicherte er sich Tschudis Mitarbeit.

Als der junge Forscher Wilhelm von Helmreich, der ein Buch über die Diamantenminen von Minas Geraes in Brasilien geschrieben hatte, plötzlich starb, übergab die Wiener Akademie die Manuskripte des zu früh verstorbenen Mitgliedes, Tschudi zur Fertigstellung und Herausgabe.

⁷ «Medizinische Wochenschrift», Wien.

^{8 «}Weltall», Leipzig, 1854.

So vergingen einige Jahre, ohne daß er abgereist war. Die Jagd erlaubte ihm dennoch, mit der Natur und dem einfachen Leben in Fühlung zu bleiben. Allerdings Vicuñas und Viscaches, Robben und Kolibris waren in Österreich keine zu erlegen; wohl aber Gemsen, die damals im Tyrol noch zahlreicher waren als in der Schweiz. Das galt auch für Rehe und Wachteln. Tschudi war als ein wahrer Nimrod bekannt, und als der Verlag Brockhaus das große Jägerhandbuch von Winkel neu herausgeben wollte, wandte es sich an ihn.

Friedrich von Tschudi seinerseits schrieb in St. Gallen ein dickes Buch über «Das Tierleben der Alpenwelt», ein Volksbuch, aber, offen gesagt, ein recht unzuverlässiges Werk. Schon der Titel stimmt nicht mit dem Inhalt überein; denn wenigstens ein Drittel des Buches ist der Botanik gewidmet. Die Beschreibungen der Tiere sind zu oberflächlich. Der Text über den Wolf z. B. fand Johann Jakob höchstens gut genug für den Mann auf der Straße. Das Betragen des Raubtieres sei in diesem Buche so nett wie dasjenige eines gesitteten Wolfes in einer Menagerie. Das in der Freiheit lebende Tier aber sei ganz anders! Er möchte wetten, der Leser, der den Wolf nur nach der Lektüre des Buches seines Bruders kenne, würde ihn kaum von den zahlreichen Verwandten zu unterscheiden vermögen. Friedrich von Tschudis Stil ist schwülstig, mit Adjektiven überladen, deren oft drei bis vier ein einziges Hauptwort begleiten. Dennoch hatte das Werk im Buchhandel einen sehr großen Erfolg, was leider ein Grund war, daß der Verfasser die von seinem Bruder vorgeschlagenen Verbesserungen niemals vornahm.

Die brüderliche Eintracht kam aber wegen diesen Meinungsverschiedenheiten über Form- und Geschmacksfragen nicht zu Schaden. Johann Jakob empfahl das Buch seinen Kollegen, u. a. dem großen Zoologen Andreas Wagner in München, dessen günstiges Urteil er selbst dem Bruder übermitteln konnte. Eine Abschrift dieses Empfehlungsschreibens schickte er dem Erzherzog Johann.

Bei einem Anlaß begegneten sich übrigens die beiden Brüder in ihren Auffassungen von der Natur. Im großen Gelehrtenstreit zwischen Geheimrat Rudolf Wagner und Professor Carl Vogt nahmen sowohl der Verfasser der «Fauna Peruana» als auch derjenige des «Tierleben der Alpenwelt» für Wagner Partei. Johann Jakob konnte Carl Vogt nicht zustimmen, daß das Denken ein Ausscheidungsprodukt des Gehirns sei, genau so, wie der Urin durch die Nieren abgesondert werde. Er bezeichnete die Streitschrift Vogts⁹,

⁹ Carl Vogt: «Köhlerglaube und Wissenschaft». Eine Streitschrift, Gießen, 1855.

in der das religiöse Ideal Wagners angegriffen wird, als eine niederträchtige Schmähschrift und fügte bei, das Pamphlet sei ein Seitenstück zu des gleichen Verfassers «Bilder aus dem Tierleben» ¹⁰.

Die geistige Arbeit beanspruchte weiter jeden Augenblick von Tschudis Freizeit. Aus einem Brief von 1856 ersehen wir, daß er das Material beisammen hatte für eine umfangreiche Publikation über die Verbreitung der Wirbeltiere. Je mehr er sich auf diese Untersuchung konzentrierte, desto mehr fesselte sie ihn selbst, besonders während der Ausarbeitung des Kapitels über den Einfluß der Wirbeltiere auf die Geschichte der menschlichen Zivilisation. Gerade damals wurde er immer häufiger ersucht, Berichterstattungen für die Wiener Akademie der Wissenschaften zu übernehmen und Artikel für medizinische und landwirtschaftliche Zeitschriften zu verfassen.

Wenn seine Arbeit auch anstrengend und vielseitig war, nie verlor Tschudi dabei den Kontakt mit der Wirklichkeit. Obschon seine Bücher ihm noch keine Unterstützung aus der Schweiz eingebracht hatten, obschon ihm nicht einmal ein Lehrstuhl an einer Universität angetragen worden war, blieb er der Heimat doch von ganzem Herzen treu. Als sich Ende 1856 der politische Horizont verdunkelte und Preußen seine Ansprüche auf Neuenburg mit massiven Drohungen unterstrich, machte er sich ernste Sorgen um seine Landsleute und studierte Verteidigungsmöglichkeiten. Was er am meisten befürchtete, war die diplomatische Isolierung der Schweiz; denn, meinte er, England werde sie doch nicht unterstützen, während ihr Österreich immer noch zürnte wegen der Unterstützung, welche die 1848er Revolutionäre in der Schweiz gefunden hatten. Er war gegen eine kriegerische Auseinandersetzung mit Preußen. Dagegen, glaubte er, würden sich die eidgenössischen Milizen im Falle einer Invasion als Guerilla-Krieger gut bewähren. Glücklicherweise konnte, dank der festen Haltung des Bundesrates, ein blutiger Konflikt vermieden werden.

Im Laufe des Jahres 1856 wurde Tschudi angefragt, ob er bereit wäre, eine große Studienreise in Südamerika zu unternehmen. Zu viele derartige, weitausgreifende Projekte waren seit seiner Heimkehr aus Peru zu nichts geworden, als daß er von diesem neuesten Plan etwas hätte verlauten lassen, bevor er sicher war, daß er werde reisen können. Im August 1857, zehn oder elf Monate nach Beginn der Verhandlungen, äußerte er sich zum ersten Mal in einem Briefe an den Bruder Friedrich, den er auch jetzt

¹⁰ Idem «Bilder aus dem Tierleben», Frankfurt a. M., 1852.

noch bat, nichts verlauten zu lassen bis zu seiner Abreise, die allerdings schon im nächsten Monat erfolgen werde. Würde das bekannt, so hätte er eine Überschwemmung mit «Desiderata-Briefen» zu erwarten. Er sollte am 7. oder spätestens am 9. September abreisen, um am 20. ein Schiff zu erreichen, welches Lissabon, Pernambuco, Bahia und Rio de Janeiro anlaufen würde. Von Rio aus gedachte er einige Staaten Brasiliens zu besuchen und sich dann nach den La Plata-Staaten zu begeben. Dann wollte er die Anden überqueren und nach Chile hinuntersteigen, Bolivien und Peru besuchen und über Venezuela zurückkehren.

«Nachrichten aus England», schrieb er dem Bruder, «haben mich zur Abreise veranlaßt.» Es handelte sich darum, die Karten von der den Engländern gehörenden Minenregion der brasilianischen Provinz Minas Geraes zu überprüfen. Unterwegs gedachte er Notizen zu machen für seine eigenen wissenschaftlichen Arbeiten und daneben einer großen Zeitung des Kontinentes regelmäßige Reiseberichte zu senden. Er übernehme, sagte er, diesen Forschungsfeldzug gerne, um sich der Wissenschaft und seiner Familie nützlich zu erweisen. Das sei sein jetziger Plan. Aber möglicherweise könnten ihm Zufälle und Überraschungen unterwegs andere Horizonte eröffnen.

22

Zweite Reise nach Südamerika

Tschudi verließ Hamburg am 20. Oktober 1857 auf einem großen deutschen Dampfer. Neunzehn Jahre waren seit seiner ersten Ausfahrt auf dem Segelschiff «Edmond» von Le Havre vergangen. Seit seiner Rückkehr, 1843, hatte er sehnsüchtig auf diesen Tag der neuen Ausfahrt gewartet. Amerika lockte ihn schon wegen der Erinnerung an die Jahre seiner jungen Forschertätigkeit, aber auch wegen der ungeheuren Distanzen und all den unbekannten Dingen, die es damals noch barg. Dort hatte er als junger Mann davon geträumt, ein wissenschaftlicher «Conquistador» (Eroberer) des Kontinents zu werden. Seither hatte ihn Europa um eine nach der andern der wundervollen Illusionen der Jugend gebracht. Das Geheul der Schiffssirene erweckte in ihm die Hoffnung, einige der damaligen Projekte doch noch verwirklichen zu können. Seine seitherigen Erfahrungen würden ihm dabei gute Dienste leisten.

Dreizehn Jahre lang hatte er die Expedition in Gedanken vorbereitet. Zwar hatte sich das Zukunftsbild dabei oft verändert. Als er Lima verließ, war er sicher, daß er bald zurückkommen werde, um Peru noch viel gründlicher als zuvor in rein wissenschaftlichem Sinne zu erforschen. Damals sah er das Leben noch als eine einzige Folge schön geplanter Studienreisen. Dann hatten ihn die harten Notwendigkeiten des Lebens die Dinge ganz anders ansehen lassen. Wollte er nicht Arzt in Lima werden, viel Geld verdienen und für seinen Sohn Güter kaufen? Auch Großgrundbesitzer in Südchile hatte er werden wollen. Jetzt war wieder der Gedanke an eine wissenschaftliche Expedition obenauf gekommen, aber diesmal verbunden mit praktischen Zielen, wie der Berichterstattung für die Tagespresse.

Das Leben ist ein steter Kompromiß zwischen dem, was wir bewußt oder unbewußt anstreben, und dem, was die Ereignisse daraus machen würden, wenn unser Wille sie nicht meistern würde. Jetzt hatte sich Tschudi eine günstige Gelegenheit geboten, die Abenteuer, die er sich ausgedacht hatte, ins wirkliche Leben einzubauen. Aber Vorstellung und Wirklichkeit decken sich kaum jemals. Wer sich heute darauf beschränken wollte, den nachträglichen Bericht unseres Forschungsreisenden zu lesen, würde nur eine trockene Beschreibung, Statistiken einer vergangenen Zeit und längst überholte geographische Erklärungen finden. Er würde kaum verstehen, was Tschudi beabsichtigte und was das Schicksal daraus gemacht hat. Die Enttäuschung durch die Wirklichkeit hat seine einstigen Träume überdeckt. Aber neue Illusionen, die durch sein ganzes Vorleben bedingt waren, stiegen auf. Vom Wissen gelenkt, widmete er sein Leben nun neuen, selbstlosesten Idealen.

Die Reise begann bei schönstem Wetter. Sie wurde aber bald durch weniger günstige atmosphärische Bedingungen getrübt. An der englischen Küste wurde die frische Brise durch starke Winde und dann durch Stürme abgelöst. Viele Schiffe suchten Zuflucht in den Häfen. Dasjenige Tschudis hatte große Mühe, den Klippen auszuweichen.

In Lissabon wurden die Passagiere ganz unerwartet gezwungen, in Quarantäne zu bleiben, wie Tschudi glaubte, wegen der Skrupellosigkeit eines Journalisten, der aus Sensationsbedürfnis von einer phantastisch übertriebenen Zahl von Cholerafällen in Hamburg geflunkert hatte. Demgegenüber wurden in Lissabon fröhlich Passagiere nach Brasilien an Bord genommen, ohne Rücksicht auf das an den Ufern des Tejo herrschende gelbe Fieber.

Als der Dampfer am 31. Oktober wieder ausfuhr, mußte er ständig gegen schlechtes Wetter ankämpfen. Das für jene Zeit sehr große Dampfschiff, das bei ruhiger See schnell fahren konnte, wurde bei schlechtem Wetter viel mehr gerüttelt als ein Segelschiff. Auch schien es Tschudi, der neue Schraubendampfer rolle und schlingere viel mehr als ein Raddampfer.

In der Nacht vom 8. zum 9. November wurden die Kap VerdeschenInseln passiert und man durfte hoffen, in etwa einer Woche Pernambuco
zu erreichen. Doch wurde die Überfahrt durch ein unvorhergesehenes Ereignis verzögert. In der dunklen Nacht wurden die Passagiere durch gewaltige Stöße und ein heftiges Kreischen geweckt. Beim Stampfen war die
Schraube über das Wasser hinausgehoben worden, so daß sie sich in der
Luft drehte. Als sie wieder in die nächste Woge eintauchte, gab es einen
derart heftigen und plötzlichen Schlag, daß der Wellbaum, der die Schraube
trug, zerbrach.

Glücklicherweise war der Kapitän im Moment, als sich der Unfall ereignete, gerade auf der Kommandobrücke und konnte ein Unglück dadurch verhüten, daß er befahl, alle Maschinen sofort abzustellen. Provisorische Reparaturen ermöglichten immerhin die Weiterfahrt mit Hilfe eines einzigen Zylinders und der Segel, die damals auch Dampfschiffe für alle Fälle noch mitführten.

Das Schiff passierte den Äquator am 14. November, und am 17. fuhr es durch den Kranz von Klippen, die Pernambuco umgeben. Im Hafen wurden unter Verwendung neuer mechanischer Hebemittel die Zuckersäcke zu kristallenen Bergen aufgeschichtet. Der Duft tropischer Früchte erfüllte die Luft.

Als das Schiff repariert war, setzte es seine Fahrt längs der atlantischen Küste Lateinamerikas fort. In der wunderbaren Bucht von Bahia besuchte der Glarner rasch seinen berühmten Landsmann, den Neuenburger de Meuron, Besitzer einer großen Zigarrenfabrik, deren Produkte die besten Kenner brasilianischer Tabake in ganz Europa kauften. De Meuron beschäftigte damals noch eine größere Anzahl schwarzer Sklaven. Tschudi interessierte sich sehr für diese Neger und ihre soziale Stellung. Schon hatte auch er die Notwendigkeit und Dringlichkeit ihrer Befreiung und Neueingliederung in die Gesellschaft eingesehen.

Wieder stach der Dampfer in See. Aber bevor er Rio erreichte, gab es nochmals einen schweren Tag mit schlechtem Wetter. Die Passagiere waren glücklich am 26. November endlich in «der vielgetreuen und heroischen Kaiserstadt», wie sie damals noch hieß, aussteigen zu können. Tschudis Artikel in der «Augsburger Allgemeinen Zeitung» mit Berichten über die Seereise geben seiner Unzufriedenheit mit den mangelhaften hygienischen und sanitären Einrichtungen an Bord des Schiffes Ausdruck,

für die er die medizinischen Berater der Schiffsgesellschaft verantwortlich machte. Er hatte offenbar ganz vergessen, welche viel schlimmern Verhältnisse und welche widerlichen Krankheiten auf dem Segelschiffe geherrscht hatten, das ihn vor zwanzig Jahren nach Südamerika getragen hatte. Die Erinnerung hatte eben die frühere Reise längst idealisiert.

23

Brasilien, erste Fühlungsnahme mit den in Not geratenen Schweizer Kolonisten

Von Rio gab Tschudi eine interessante und wohldokumentierte Beschreibung. Er sah die Stadt zu einer Zeit, als die Reichtümer eines üppigen Hinterlandes dort zusammenzufließen begannen. Der Handel war in sprunghafter Entwicklung begriffen und es wurden große Anstrengungen gemacht, um auch das geistige Leben der Stadt zu fördern. Prächtige Plätze waren umgeben von großen, aber schlecht gepflegten Gebäuden. Die Pferde schienen so verwahrlost, als hätten sie überhaupt keinen Meister. Aber imposante offene Wasserleitungen wie im alten Rom, einige von französischen Architekten erbaute Paläste, Barockkirchen und ein Reiterstandbild Kaiser Dom Pedros I., von Louis Rochet, einem Schüler von David d'Angers, und die großartige Palmenallee des Botanischen Gartens machten dennoch aus Rio eine großartige Hauptstadt. Unser Medicus studierte prompt die statistischen Angaben über das Klima, die Krankheiten, die Ausländerkolonien. Was den Schriftsteller am meisten interessierte und ihn am tiefsten beeindruckte, war der weite Raum, der hier der Poesie und Literatur eingeräumt wurde. Die Zahl der Buchhandlungen war auffallend groß für eine Stadt mit einer relativ kleinen Zahl gebildeter Einwohner unter so vielen Negern, Mulatten, Mestizen und Indianern. Tschudi blieb drei Wochen in Rio, während welcher Zeit er seine ersten Reiseberichte verfaßte. Aber dann hatte er es eilig die Stadt zu verlassen und ins Innere vorzudringen.

Mitte Dezember verließ er Rio. Zuerst überquerte er die Bucht. Dann benützte er die neuerbaute Eisenbahn bis zur damaligen Endstation Ruiz de Serra. Von dort führte ihn ein Wagen nach Petropolis, der Residenz des Kaisers Dom Pedro II. Von Petropolis schrieb er seinem Bruder, wie froh er sei, Rio hinter sich zu haben, wo er trotz teuren Hotelpreisen sein Zimmer habe mit Ratten und Mäusen teilen müssen.

Die wunderbare Natur Brasiliens schildert er als unfaßbar reich für jeden, der sie zum ersten Mal sieht. Die kaiserliche Residenz war auf allen Seiten von Urwald umgeben. Doch waren die wilden Tiere aus der Umgebung zum großen Teil schon verschwunden. Nur gelegentlich ließ sich ein Brüllaffe, noch seltener ein Tapir hören.

Tschudi, dem es sehr daran lag, seine Unabhängigkeit zu bewahren, kaufte sich fünf Maultiere, statt sie nur zu mieten. Drei der Tiere wurden zum Tragen des Gepäcks bestimmt. Das vierte Tier bestimmte er zum Reiten für sich. Sein brasilianischer Sattel war mit zwei geräumigen, reich dekorierten Taschen versehen. Zuletzt stellte er noch einen Führer an, dem er das fünfte Maultier zuteilte.

Das war nun wieder eine Expedition nach seinem Sinn! Hinaus gings, in unbekannte Gegenden. Er war so froh wie einst als Knabe im Glarnerland oder wie als junger Mann in den Kordilleren Perus. Wohl war es ihm in der stillen Einsamkeit, wo selbst das Klirren der Hufeisen auf Steinen seine Gedanken rhythmisch zu begleiten schien. Neue Straßen hörten bald auf. Die alten waren von Wasserläufen durchzogen. Viele Brücken waren von den während der Regenzeit angeschwollenen Flüssen weggetragen worden.

Zuerst durchquerte er Landschaften mit Teeplantagen, Mais- und Maniokfeldern. Dann folgten endlose Wälder. Aus der Rinde der alten Araucaria-Bäume grüßten Eidechsen, alte Bekannte unseres Naturforschers. Er sah Neger Fuhrleute, die sich vergeblich anstrengten, im Schlamm stecken gebliebene Karren herauszuziehen. In den Wirtshäusern drang der Regen in diesem außerordentlich niederschlagsreichen Sommer durch die Dächer und bis auf sein Bett. Das Ungeziefer ließ ihn kaum den Schlaf finden.

Als er den Rio Parahyba do Sul erreicht hatte, sah sich Tschudi ganz nahe von feenhaft schönen Irrlichtern umgeben. Er hat das Schauspiel später an einer Sitzung der kaiserlichen Akademie der Naturwissenschaften in Wien beschrieben. Plötzlich, mitten im Walde, tauchte 800 Meter vor ihm eine orange leuchtende Feuerkugel auf, die bald nach links, bald nach rechts schwebte, sich hob und senkte. Drei, fünf und mehr Sterne begleiteten jede Kugel und es war, als ob sie vom großen Feuer angezogen und verschlungen würden. Nach etwa einer Viertelstunde tauchten sie wieder auf.

Je tiefer Tschudi in den Urwald eindrang, desto mehr erinnerte ihn die Vogelwelt an diejenige Perus. Er glaubte eine Spechtart wiederzuerkennen, die er in Peru gesehen hatte. Während der rote Schlamm dem grauen Ton des Campos wich, erinnerte ihn die Landschaft immer mehr an die Puna Perus. Termitenbauten türmten sich am Waldrande auf. Bebaute Felder waren äußerst selten. Gelegentliche Viehfarmen schienen übermäßig dicht besetzt.

So kam Tschudi nach Auro-Preto, in den «Schwarzen Goldminen», deren Einwohner ewig in Streit und Verschwörungen verwickelt waren, bis schließlich die Erschöpfung der Goldadern den Verfall der ganzen Siedlung nach sich zog. Immer höher steigend, studierte Tschudi die Geologie der Berghänge und erreichte schließlich auf einer Hochebene Diamantina, die Stadt der Diamanten. Die Kirchen und öffentlichen Gebäude waren vernachlässigt, augenscheinlich zum Vorteil der vielen Luxusgeschäfte des Ortes.

Während sich die neureichen Eigentümer auf den Carneval vorbereiteten, flüchtete sich der Forscher schon wieder in den Urwald. Wieder einmal, wie in der Studentenzeit, zog er die Poesie der Natur den geselligen Belustigungen vor. Noch hatte er die gleichen Lebensauffassungen, noch war er so offen wie der frische Student in Zürich, den die Trinkgelage seiner Kameraden anwiderten. Damals hatte seine Mutter Professor Hottinger geschrieben, wie fleißig und voll guten Willens der Jüngling sei, die ihm von Gott geschenkten Gaben vernünftig einzusetzen, während sie den Sohn selbst beschwor, seine Freizeit nützlich anzuwenden. So hatte die edle Frau ihrem Sohne geholfen, einen Charakter zu bilden, der ihn durch alle Schwierigkeiten ans Ziel führte.

Tschudi stieg vom Rio Grande do Diamantina auf die Hochebene, genannt Campo dos Crystaes, das von Felskristallen und Spuren von Amethysten und Topazen übersät war... Das Campo beherrschte einen Teil der Provinz Minas Geraes, deren geographischen Charakter Tschudi später in einer gelehrten Schrift einläßlich beschrieb. Sie erschien als Kommentar zur Karte Halfelds.

Dann durchquerte er weite Gebiete, die mit weniger hohen Bäumen bewachsen waren. Dabei begleitete ihn ein ununterbrochenes Konzert eines richtigen Waldorchesters von buntfarbigen Tucanen mit enormen Schnäbeln, reizenden Singvögeln, frohen Kuckucken, prächtig gefiederten Meisen, Baumläufern, großen und kleinen Papageien, Spechten. Ihr Singen, Zwitschern, Piepsen wurde nur unterbrochen durch die metallisch klingenden Pfiffe der Kolibris. Banden von Kapuzineraffen flüchteten sich erschrocken von Ast zu Ast, während schwarzhaarige Seidenäffchen den Reisenden unverschämt angrinsten. Ein braunes Coati (Nasentier), eine Art Zwergbär mit länglicher Schnauze, ergriff die Flucht, wenn die Hufe eines Maultiers gegen einen Stein stießen. Faule Kammeidechsen (Leguane) entfernten

sich nur langsam. Einmal wurde Tschudi von einem fast drei Meter langen Ameisenbären verwundet.

Nach Durchschreiten dieser Übergangszone der Pflanzenwelt, fand sich der Forscher im Urwald von Mucury, der wegen seiner riesigen Bambuspflanzen berühmt und wegen dem undurchdringlichen Dickicht berüchtigt ist. Während der Halte, wo aber die Mücken keinen Waffenstillstand gewährten, gabs nichts zu essen. Erst am Abend, nach 10—12stündigem Ritt, konnte Tschudi sich der Jagd widmen. Während der Nacht schröpften blutgierige Vampire seine Maultiere. Nach Tagemärschen im ewig gleichen Urwald boten felsige Regionen wohltuende Abwechslung. Zwanzig Jahre früher wurde Tschudi nie müde in der Bewunderung des Urwaldes. Er liebte ihn mit all seinen Geheimnissen und Schrecken. Wenn er in den Berichten aus Brasilien von der Monotonie des Waldes spricht, so offenbar, weil er es eilig hatte, die Tropenzone zu durchqueren. Jetzt hatte er nicht mehr Zeit, sich monatelang über kleinste Lebewesen zu beugen, um darin ein Feld fruchtbaren Studiums zu finden. Weil er zum Analysieren nicht mehr Zeit hatte, fanden seine Augen keine Ruhe. Er entdeckte im dichten brasilianischen Urwald, wo die Vegetation den Himmel verdeckte, überhaupt keinen Horizont mehr. Sogar Atemnot empfindet man in diesem Dickicht. Die vielgerühmte «Straße durch den Urwald von Mucury» war in Wirklichkeit bloß ein schlechter Pfad, quer über den fast unübersteigbare Baumstämme lagen und der von Ästen überhangen war, die einem Gesicht und Hände zerkratzten.

In diesen Breiten ist die Abenddämmerung von kurzer Dauer. Auch Tschudi wurde eines Tages unerwartet von ihr überrascht. Er ließ sich von seinem Reittier weiter durch die Dunkelheit tragen. Plötzlich hörte er Stimmen und sah vor sich ein Feuer, dem er sich näherte. Gleich war er von Indianern umringt, die mit Bogen und Pfeilen bewaffnet waren. Die Lage hätte gefährlich werden können, wenn Tschudi nicht seine ganze Ruhe und Geistesgegenwart bewahrt und den Angreifern, die immerhin weniger gefährlich aussahen als die Chunchos in Peru, erst einmal Tabak angeboten hätte. Nachdem es ihm so gelungen war, ihnen Vertrauen einzuflößen, beobachtete er mit einläßlichem Forscherblick diese fremdartigen Menschen, Angehörige des Stammes der Botokuden. Die Begegnung dauerte nur einige Stunden. Dann wurde Tschudi von den Indianern zur nächsten Farm eines Weißen gewiesen.

Einige Tage später erreichte der völkerkundige Forscher wieder bewohntes Gebiet bei der Stadt Philadelphia, welche von dem Unternehmer

Ottoni und seinen Brüdern für die Kolonisten der Missionsgesellschaft gebaut worden war. Die Gesellschaft hatte sich auch die Förderung des Handels mit dem Innern Brasiliens zur Aufgabe gestellt. Zu diesem Zwecke hatte sie einen Dampferdienst auf dem Flusse eingerichtet, um den Abtransport der Baumwolle zu ermöglichen. Tschudi machte die persönliche Bekanntschaft eines der Brüder Ottoni und verschiedener Kolonisten.

Auf seiner Rückreise an den Atlantischen Ozean kam Tschudi noch einmal mit wilden Indianern, ebenfalls Botokuden, zusammen. Sie waren vollkommen nackt, in verschiedenen Farben bemalt, wobei zinnoberrot und blau dominierten. Die Gesichter entstellten sie durch Aufspannen der Lippen mit Holztellern.

In kurzen Etappen folgte Tschudi den Ufern des Mucury talwärts. Auf dem Wege begegneten ihm schlanke Ateles-Affen, flinke Nasenbären (Coati), scheue und lärmige Papageien, einsame Milane, makellos weiße Reiher. Nachts begleitete ihn das monotone Quaken der Frösche.

Sobald der Fluß schiffbar wurde, setzte der Forscher die Reise in Kanus fort. Auf den Maultieren hatte er im ganzen 245 Meilen zurückgelegt, fast ununterbrochen vom Regen begleitet. Dem Bruder bekannte er, daß ihm doch ein Bett auf dem Jakobshof noch lieber sei, als ein Lager mitten unter Kisten auf diesem Flußboot. Auf dieser Reise war er auch von einem halbverhungerten Zwerglöwen angefallen worden, den er nur mit Mühe hatte vertreiben können.

Nun glitt das Schiff ruhig zwischen Urwaldbäumen auf den Wassern des Mucury-Flusses dahin. Zum Nichtstun verurteilt, war Tschudi ins Nachsinnen versunken, aus dem ihn plötzlich ein unvorhergesehenes Ereignis aufschreckte. Als er in die Nähe von Paredes gekommen war, näherte sich das Boot einem Depot der Mucury-Gesellschaft. Auf einmal hörten die Reisenden verzweifelte Hilferufe und Bitten. Auf Verlangen Tschudis hielten die Ruderer, die sonst nicht gewöhnt waren, auf die Stimme des Mitleides zu hören, ihr Boot an. Tschudi ging als erster an Land und betrat den Schuppen, von dem die Rufe zu kommen schienen. Dort lagen etwa dreißig Personen am Boden, in einem Zustand schrecklicher Erschöpfung. Alle waren von heftigen Fiebern befallen, mit der einzigen Ausnahme eines Mädchens, das aus Graubünden stammte. Selbst vom Fieber verschont, opferte es sich direkt auf bei der Pflege der Kranken, von denen die meisten Schweizer waren. Tschudi kam als der barmherzige Samariter und sprach mit ihnen in der eigenen Landessprache. Unter den Sterbenden war eine Frau, die eben geboren hatte. Neben ihr waren noch zwei weitere schwangere Frauen.

Tschudi vergaß das Schreckensbild sein Leben lang nie mehr. War nicht er selber auch einmal in solcher Todesnot gewesen, damals während seiner ersten Reise in Südamerika? Angesichts dieses Elends mußte er sich an das ärmliche Lager erinnern, das ihm ein Indianer angeboten hatte, aus dessen Hütte er nicht mehr lebend herauszukommen hoffen durfte. Ohne den Barbier, der ihm noch gerade rechtzeitig den Tumor aufschnitt, und ohne das Mitleid des Generals Otero, hätte er nie mehr zu seiner Mutter in Europa zurückkehren können. Edle Menschen leiden nie vergeblich. Sie erkennen ihre Aufgabe umso rascher, wenn unerwartet die Not anderer um ihre Hilfe bittet. Die unglücklichen Kolonisten hatten sich im Vorjahr in der Nähe des Mucury niedergelassen, angelockt durch die scheinbar günstigen Exportverhältnisse an einer Wasserstraße. Die weisen Warnungen vor dem mörderischen, feuchten Klima hatten sie nicht hören wollen.

Tschudi schildert die stumme Ergebung, mit der die Unglücklichen den Tod erwarteten. Einzig ein 14jähriger Freiburger flehte, man möge ihm doch helfen, am Leben zu bleiben. Aber seine Stunden waren schon gezählt.

Unser Arzt ließ seine ganze Reiseapotheke zurück, die mit Chinin reichlich gefüllt war. Dann konnte er doch die Erlaubnis erwirken, zwölf der Kranken an Bord des Schiffes nehmen zu dürfen. Diese pflegte er selber, als er mit ihnen endlich die atlantische Küste erreicht hatte. Die meisten gewannen ihre Gesundheit wieder, dank der Brise vom Meere her und dank der Medizinen, die ihnen dieser Retter aus der Heimat gebracht hatte.

24

Von Rio nach Buenos Aires

Nach einem Ausflug an den Rio Peruipe verabschiedete sich unser Forscher von den Genesenden und kehrte auf dem Seeweg nach Rio de Janeiro zurück. Das Schiff lief an einem schönen Abend in die weltberühmte Bucht ein, zu spät für die Passagiere, um noch landen zu können. Tschudi genoß in vollen Zügen die Pracht der herrlichen Tropennacht angesichts der Lichter der Hauptstadt und Botafogos.

In Rio hoffte er Nachrichten von den Seinen zu finden. Aber der April-Dampfer hatte für ihn nur politische Nachrichten und Presseberichte gebracht. Seine Kritiken über das deutsche Schiff, das ihn von Hamburg gebracht hatte, waren publiziert worden, und der Schiffschirurg hatte in einer andern Zeitung zum Gegenangriff ausgeholt. Das Schicksal der Schweizer-Kolonisten in Brasilien, wovon er eben ein erschütterndes Beispiel gesehen hatte, und die Vorbereitung für seine Reise durch ganz Südamerika, ließen Kleinigkeiten wie die Zeitungsfehde von untergeordneter Bedeutung erscheinen. Aus den Briefen, die er nach seiner Rückkehr an die eidgenössischen Behörden richtete, ergibt sich, daß er sich schon damals mit einer Erhebung über die Kolonisation in Brasilien befaßte. Seine Landsleute in Rio, im besondern General-Konsul David, lieferten ihm einige Unterlagen. Er erkundigte sich auch beim zuständigen brasilianischen Ministerium, bei Diplomaten verschiedener Länder, die in Rio akkreditiert waren und bei denen er durch den Minister des Großherzogs von Baden, Herrn von Meysenburg, eingeführt worden war.

Tschudi stand von diesem Moment an unter dem Eindruck, daß auf beiden Seiten, von den Kolonisten sowohl wie von den brasilianischen Behörden, Fehler gemacht wurden, daß insbesondere viele unserer Schweizer-Kolonisten ihrer Aufgabe nicht gewachsen waren und vielfach aus Leuten bestanden, deren sich die Heimatgemeinden in der Schweiz als unerwünschter Elemente hatten entledigen wollen. Anderseits gaben sich die brasilianischen Behörden wenig Mühe, die Gesetze in Anwendung zu bringen, die es ermöglicht hätten, die Kolonisten gegen die Ausbeutung durch skrupellose Agenten zu schützen.

Die schweizerischen Auswanderer waren zudem noch in besondere Schwierigkeiten gestürzt worden durch einen Landsmann namens H... Dieser war von mehreren Kantonsregierungen hergeschickt worden, um die Klagen zu untersuchen, welche sie von ihren Angehörigen erhalten hatten. H... hatte in einem Brief an den schweizerischen General-Konsul in Rio, Heinrich David, erklärt, die Klagen der Kolonisten seien berechtigt. Auch beschrieb er im einzelnen die schlechte Behandlung, der sie ausgesetzt seien. Gleichzeitig aber hatte der doppelzungige Ankläger selber einem der für die schlimme Situation verantwortlichen Agenten, dem Brasilianer Vergueiro, geschrieben, die Lage der Schweizer scheine ihm ausgezeichnet und ihre Klagen seien unbegründet. Vergueiro hatte sich natürlich beeilt, den Bericht H... in der brasilianischen Presse zu publizieren und den Schweizer General-Konsul David anzuklagen, er verleumde seine Gesellschaft. Das Doppelspiel empörte Tschudi, der in einem Brief an den Bruder Friedrich von H... als einem «schlechten Kerl» spricht.

Seine Verpflichtungen gegenüber wissenschaftlichen Institutionen und der absolut private Charakter seiner Reise verhinderten Tschudi, direkt zu Gunsten der Kolonisten einzugreifen. Er verließ Brasilien unter dem Eindruck, daß weder die Konsuln noch der Abgesandte der Kantone eine Besserung der Existenzbedingungen der schweizerischen Auswanderer erreichen könnten. Während einige, dank ihrer Energie und persönlichen Glücks, trotz ungünstigen Verhältnissen, Erfolg hätten, müßten viele der übrigen zugrunde gehen, wenn man ihnen nicht bald zu Hilfe komme.

Wenn er die Anden von der La Plata-Seite überqueren wollte, bevor die schweren Winterstürme einsetzten, hatte er keine Zeit mehr zu verlieren. Anderseits riskierte er eine Verzögerung der Reise um mindestens ein halbes Jahr, oder er mußte wieder den Weg um das sturmgepeitschte Kap Horn wählen. Ihm aber lag es sehr daran, den Weg über die Anden zu nehmen, um so zur Erforschung einer geographisch noch wenig bekannten Gegend beizutragen.

Vorerst mußte er sich nach Buenos Aieres begeben. Welchen Weg sollte er einschlagen?

«In diesem Lande», schrieb er seinem Bruder, «kann man nichts mit Gewißheit voraussagen. Der Reisende ist von zu vielen kleinlichen Verhältnissen abhängig. Auch sind die ewigen Revolutionen ein gewaltiges Hindernis beim Reisen.»

Der Dampfer, der ihn nach Süden führte, war ein kleines Transportschiff für Neger. Der Boden vor den Kabinen war durch die Spucke der Neger, und derjenige draußen durch die ihrer Herren lackiert. Aber die Schönheit der Landschaft ließ Tschudi die elenden Verhältnisse an Bord vergessen. Nach Santos war der dichte Urwald beherrscht von violetten Bougainvillaes, hohen feuerrotblütigen Heliconien und Cecropien mit graugrünen Blättern. Sprudelnde Quellen spendeten kühlendes Wasser.

Von Santos reiste Tschudi wieder auf Maultieren nach São Paulo. Der Weg führte über einen Paß, von dem man eine wunderbare Aussicht hatte auf die Küste mit ihren vielen Kanälen, Flüssen und Inseln, Städten, Dörfern und Landgütern. Unterwegs begegnete er zahlreichen Soldaten in teilweise recht malerischen Ausrüstungen. Dann kam er zur historisch berühmten Stelle, wo Dom Pedro I. im September 1822 seinen Degen zog und feierlich erklärte: «Entweder Unabhängigkeit oder Tod.»

So kam der Reisende nach São Paulo, von wo er beabsichtigte, Buenos Aires auf dem Wege über die Flüsse Iguassu und Parana zu erreichen. Eine solche Reise durch eine von wilden Indianern bewohnte Gegend hätte eine starke Begleitung erfordert. Darum mußte er den Plan fallen lassen. Nachdem er bis Sorocaba ins Innere vorgedrungen war, kehrte er wieder an die

Küste zurück, und am 4. Mai schiffte er sich in Santos an Bord eines alten englischen Segelschiffes ein, das in einen Dampfer verwandelt worden war.

Zwischenfälle verzögerten wieder einmal die Reise. Wir erwähnen hier einige der Abenteuer, die in des Verfassers Reiseberichten ausführlich beschrieben sind. Wir beschränken uns auf eine kurze Zusammenfassung, um einerseits nicht Tschudi selbst aus den Augen zu verlieren und um den Ereignissen in einem so reichgefüllten Leben die richtige Proportion zu wahren. In Cananea fand der Kapitän die gestrandete Mannschaft eines andern Schiffes der gleichen Gesellschaft, das durch einen Brand zerstört worden war. Die Gestrandeten überredeten den Kapitän des Dampfers, auf dem sich Tschudi befand, einfach seine Passagiere auszuladen und zuerst sie nach Rio zurückzuführen.

So zu einem Zwangsaufenthalt in Cananea verurteilt, entdeckte unser Forscher an der Küste sogenannte «sambaquis», eine Art Hügel im Meer, die aus Muscheln, Fischgräten und sehr alten Knochengerüsten entstanden sind.

Erst nach vier Tagen kam das Schiff zurück, um seine Passagiere abzuholen. Dann setzte schlechtes Wetter ein. Da der Kapitän Stürme befürchtete, führte er sein Schiff in die geschützte Zone der Insel Bon-Abri. Tschudi, wie immer auf Entdeckungen erpicht, ging so rasch als möglich an Land. Leider gerade in dem Moment, als der Kapitän das Gras der Insel anzünden ließ, um die Schlangen zu vertreiben. Tschudi konnte nur aus Leibeskräften der Küste zulaufen, um den vom Winde angefachten Flammen zu entfliehen. Bei einbrechender Nacht bewunderten die Reisenden die immer noch wandernden Feuer auf der Insel. Dann lichtete das Schiff wieder die Anker. In Santa Catharina stürzte sich Tschudi auf die «Imperador», die gerade im Begriffe war, nach Montevideo auszufahren. Da gab's aber wieder einmal eine Quarantäne von einer Woche wegen irgend einer Anstekkungsgefahr, trotzdem das Schiff eine lange Fahrt hinter sich hatte.

So kam Tschudi mit bedeutender Verspätung in Buenos Aires an. Er verbrachte dort die ersten Tage des Monats Juni und setzte dann die Reise auf dem Parana fort bis Rosario, von wo er nach einem kurzen Aufenthalt mit der Postkutsche weiterfuhr.

Im Winter zu Pferd über die Anden

Nun stürzte sich der Forscher wieder einmal ins Innere des Kontinents. Er wollte Argentinien von Osten nach Westen, bis zu den Anden durchqueren und von da zu Lande die Küste des Stillen Ozeans erreichen. Im Gebiete zwischen Rosario und Cordoba wurden die Reisenden damals noch oft von den Indianern der Pampas und des Gran Chaco belästigt. Nur ein Eisenbahnnetz, verbunden mit starker Einwanderung, bemerkte Tschudi, könne den Sieg der Weißen über die Eingeborenen sichern. Die Pferdegespanne fuhren vom Morgen bis zur Nacht im gestreckten Galopp über die unermeßliche Pampa, die wie «ein Land gewordenes Bild des Meeres» aussieht. Nichts als Himmel und Steppe, nichts das sonst den Blick anzieht.

Um der Monotonie eines geschlossenen Wagens zu entgehen, mietete unser Naturforscher von Etappe zu Etappe Reitpferde und galoppierte so neben der Postkutsche her. Hie und da flüchtete sich ein flinkes Viscacha vor ihm. Sogar merkwürdige Luftspiegelungen gab es in der endlosen Ebene. Die Passagiere glaubten in dieser Fata Morgana Wagen zu sehen, die mit Gepäck beladen ihnen voran in der Luft schwebten.

Bei der Poststation Cabeza del Tigre sahen sie zu ihrer Überraschung ungefähr fünfzig Pampas-Indianer ihrem Häuptling in Einerkolonne folgen. Am Abend versammelten sich die Indianer um ein Feuer vor einer Hütte und verzehrten ein Schaf samt Fell und Wolle. Dazu sangen sie recht fröhlich. Die folgenden Etappen zeigten weniger monotone Landschaften. Man sah einzelne Bäume. Endlich erreichte die Kutsche das von seiner wunderbaren Kathedrale beherrschte Cordoba. Umsonst suchte Tschudi dort in der Bibliothek des Klosters die Manuskripte über die Geschichte der La Plata-Staaten. Von Cordoba gingen keine Kutschen weiter ins Innere. So mietete Tschudi drei Sattelpferde und zwei Saumpferde. Die Tiere sollten jeweils an der nächsten Poststation durch andere ersetzt werden. Er ritt am 18. Juni weg, das heißt zu Anfang eines hier sehr strengen Winters. Es schneite heftig. Begleitet war er einzig von einem Mestizen und einem Postillon.

Zwei Ideen beschäftigten ihn besonders angesichts der weiten Strecke, die ihn vom Stillen Ozean trennte. Einerseits die Leistung selbst; denn wie er seinem Bruder schreiben mußte, waren seine Hinterbacken schon ganz wund vor Beginn des Rittes quer durch den Kontinent. Anderseits ging es jetzt um die Verwirklichung eines Projektes, das ihm seit seinem ersten Aufenthalt in Peru am Herzen gelegen war. Es bestand in der Schaffung einer genauern Karte, wenn nicht der Anden als Ganzes, wie er in der Jugend geträumt hatte, so doch wenigstens ihrer Pässe.

Die verschiedenen Verzögerungen der Reise an der Atlantischen Küste machten sich nun schwer fühlbar. Die Jahreszeit war schon stark vorgerückt. Er kam auf eine riesige, monotone Hochebene hinauf, die von dichtem dornigem Gebüsch und dürrem Gras bedeckt war. Die Pferde konnten hier nicht im Galopp gehen, weil Gefahr bestand, daß sonst das Gepäck herunterfallen würde. Schon von der ersten Poststation an suchte der Postillon den kühnen Reisenden von seinem Vorhaben abzuhalten, die Reise noch in dieser späten Jahreszeit und bei so schlechtem Wetter durchzuführen. Umsonst! In den engen Schluchten von Barancallacu, wo schon so viele Reisende von Briganten ermordet worden waren, teilte der Mestize seinem Herrn mit, daß er im Falle eines Angriffes die Flucht ergreifen werde. Wie ehemals auf den Kordilleren konnte Johann Jakob nur auf sich selbst zählen. Diesmal aber philosophierte er nicht mehr, wie damals in seinen Briefen an Alfred Escher, über seine schwierige Lage.

Dem Hochplateau folgte eine grünere Region, wenigstens bis auch sie vom Schnee zugedeckt wurde. Der Weg war kaum mehr zu erkennen. Bei der Haltestelle Los Posos waren die Höfe und die Felder weit herum vollständig bedeckt von Schwärmen von Vögeln. Der Naturforscher stellte ungefähr siebenundzwanzig Arten fest. Nach einigen weitern Etappen kam die kleine Karawane an einen ausgetrockneten Salzsee, eine wahre Wüste. Feiner Sand drang überall ein und reizte besonders die Schleimhäute.

Beim nächtlichen Halt kam ein Zwerglöwe ganz nahe an die Reisenden heran. Erst beim Knall eines Gewehres entfernte er sich ein wenig. Stundenlang hörte man ihn knurren. Am folgenden Tage sah Tschudi wieder die Höhlen von Viscachas (Wollhasen), ein Zeichen, daß er aus den Salzwüsten heraus war. Seit dem Aufbruch von der letzten Poststation waren 32 Stunden vergangen. Nur sechs davon waren Halten gewidmet. Er näherte sich jetzt Catamarca, was er zuerst am Indianertypus der Postillone ablesen konnte, ihrer stumpfen Nase und dem breiten Gesicht.

Der Weg stieg weiter an und folgte nordwärts dem Kamm eines ersten Vorgebirges der Sierra. In den Poststationen wurden die Mahlzeiten immer magerer. Manchmal ergänzte sie Tschudi durch seine Jagdbeute, Papageien und Tauben «am Spieß».

Nach neuntägiger Reise hatte die Karawane die 124 Meilen zurückgelegt, welche Cordoba von Catamarca trennen. Sie fanden in dieser Hauptstadt einer großen Provinz weder ein Hotel noch ein Restaurant noch ein Theater. Der Bau der Kirche war nie vollendet worden. Die einzige Zerstreuung, welche die Leute kannten, waren Hahnenkämpfe.

Von Catamarca hatte Tschudi beabsichtigt, sich wenn möglich direkt nach Copiapo in Chile zu begeben. Die Kälte des Winters von 1858 verhinderte die Ausführung dieses Planes. Am 5. Juli machte er sich von Catamarca in nördlicher Richtung auf, um die Kordilleren auf dem Umweg über die Wüste Atacama und Cobija zu überschreiten. An der ersten Poststation konnte er in der ihm zugewiesenen Baracke nicht schlafen, weil in der vorausgehenden Nacht sich einige Stinktiere eingeschlichen hatten, die einen unerträglichen Geruch verbreiten. Er verbrachte die Nacht im Schafstall. Gegen Mitternacht wurden die Schafe von einem Puma überfallen, der eines der Tiere unter Tschudis Augen wegtrug.

Nach dieser Haltestation verengte sich das Tal allmählich. Der Weg überquerte mehrere Wasserläufe mittelst Furten. Das Flußbett war von glatten Platten bedeckt. Auf einigen Rasenplätzen weideten noch kleine Herden. Oft werden hier Kälber schon gleich nach der Geburt von Kondoren angegriffen und zerrissen. Der Weg wurde immer steiler. Um das Plateau von Cienega zu erreichen, mußten drei aufeinanderfolgende Höhenstufen überwunden werden. Der weiche Schnee gab unter den Füßen der Reittiere nach, so daß sie einmal übers andere hinfielen.

Auf diesem Plateau erkannte Tschudi die Ruinen einer wichtigen indianischen Stadt, die von Mauern umgeben war. Hier hatten sich die Calchaqui-Indianer tapfer gegen die peruanischen Inkas und später gegen die Spanier verteidigt. Dann erreichte Tschudi die Hochebene von Pucura, von wo sich die Aussicht bis zur majestätischen Kette des Aconquija erstreckte. Nun stellten sich der Karawane neue vereiste Steilhänge entgegen. Die Tiere glitten aus. Man mußte einen Umweg machen. Abgründe, schmale Bergkämme und ein wahres Chaos von Berggipfeln erfüllten das Blickfeld. Überhängende Felsen boten geschützte Biwakplätze.

Auf diesen Höhen war die Tierwelt fast ausschließlich auf Kondore und Guanacos beschränkt. Pumas, Füchse und Marder hatten Spuren hinterlassen. An ebenen und sandigen Plätzen erhoben sich Kaktuspflanzen. In den Dörfern Santa Maria und Molinos fand Tschudi nur noch Indianer und Mestizen.

Die Maultiertreiber weigerten sich, weiter zu gehen, selbst gegen höheren Lohn, weil sie den sogenannten «Schneesturm der Madonna» (Nevada de la Virgen) fürchteten, der jedes Jahr um diese Zeit neue Opfer forderte. Endlich gelang es ihm, neben dem Postillon einen einzigen Mann, einen jungen Indianer als seinen Begleiter zu verpflichten. Am 29. Juli verließ er Molinos. Das Thermometer fiel nachts auf —8° und die kleine Karawane konnte nur einen kurzen Halt machen, indem sie mit Tola-Büscheln ein Feuer machte. Am 31. wurde der Col d'Abra de la Cartadera erreicht. Nach Überschreitung des Kammes, welcher damals die Grenze zwischen Argentinien und Bolivien bildete, erreichte Tschudi die Puna d'Atacama. Hier wurde seine Aufmerksamkeit auf Steinhaufen, eine Art «Steinmannli», gelenkt, welche die Indianer auf ihren Pässen errichten. Er hatte ähnliche auch früher schon in Peru gesehen.

Sand und Kieswüsten, Sümpfe und Salzseen, in denen sich die Flamingos der Kordilleren badeten, wechselten wieder mit neuen Tälern. Die Wege waren stellenweise so steil, daß der Forscher einen Teil seiner Mineraliensammlung wegwerfen mußte, um den Tieren das Weiterkommen zu ermöglichen. Die Atmung wurde schwer. Die Luft war so mit Elektrizität geladen, daß im Kontakt mit Wolle kleine Funken entstanden. Nachts machte die große Kälte das Schlafen unmöglich. Schon um drei Uhr früh hatten sich die drei Männer im Mondschein wieder auf den Weg gemacht. Schließlich erreichten sie den Kamm der Kordilleren, die im Westen an die Pampa d'Atacama grenzen. Am späten Abend des 5. August 1858 kam Tschudi in San Pedro de Atacama an. Er wurde durch Don Anacleto Puch empfangen, wie vor ihm schon der Botaniker Philippi.

Kaum war Tschudi in Atacama eingetroffen, brach der von allen am meisten gefürchtete Schneesturm, die schreckliche «Nevada de la Virgen», herein. Selten war diesem Unwetter ein Maultiertreiber entronnen. Wenn der Sturm zwei Tage früher hereingebrochen wäre, hätte ihm Tschudi unbedingt erliegen müssen.

Die Dörfer östlich der Paßhöhe waren ausschließlich von Indianern bewohnt, welche von den Ureinwohnern Boliviens sehr verschieden waren. Ihre Sitten, Gewohnheiten, ihre außerordentlich rauhe Sprache, ihr Gesichtsausdruck, veranlaßten Tschudi zur Annahme, daß sie die letzten Nachkommen der Calchaqui-Indianer und damit älter seien als die Inkas. Leider war ihr Idiom schon im Aussterben, wie die Ketschua-Sprache, deren Andenken Tschudi in seinen Büchern gerettet hatte. Die meisten dieser Eingeborenen hatten die Wahl zwischen nur zwei Berufen. Sie wur-

den entweder Träger oder Maultiertreiber. Im Verkehr mit den Weißen lernten sie Spanisch.

Jetzt blieb «nur» noch der Abstieg auf steilen Wegen und durch Schluchten bis auf die Hochebenen, die durch unfruchtbare Höhenzüge voneinander getrennt sind. Vor Tschudi lag zunächst die ungeheure Wüste von Atacama. Sie machte ihm einen großartigen aber melancholischen Eindruck. Fremdartig und chaotisch sieht sie aus wie ein nie fertig gewordenes Stück der Schöpfung. Endlich erkannte er in weiter Ferne, tausend Meter weiter unten, den Stillen Ozean, der aus dieser Distanz und zu dieser Jahreszeit einer grauen Sandwüste glich. Von Buenos Aires am 8. Juni abgereist, erreichte er den Hafen Cobija am 13. August nach Zurücklegung von 3600 km.

Die Beschreibung und die Karte, welche Tschudi nach dieser Reise verfaßt hat, sollten die Publikationen von Philippi ergänzen und viele genauere Auskünfte über die Provinz Catamarca und die Wüste von Atacama geben. Die vorher existierenden Karten dieser Gegend seien so falsch gewesen, als ob es sich um eine Landschaft auf dem Mond gehandelt hätte.

26

Nach zwanzig Jahren wieder in Lima

In Cobija schiffte sich Tschudi am 19. August nach dem Süden ein. Der Dampfer berührte einige Häfen, wo die Küstenfahrer Guano abholen kamen. In Coquimbo machte er einen kurzen Halt und dann erreichte er Valparaiso, genau 20 Jahre nach seinem ersten Besuch. Damals hatte er wegen des Krieges zwischen Chile und Peru einen Zwangsaufenthalt machen müssen. Von hier aus hatte er noch mit Agassiz über seine ersten Jagden nach exotischen Tieren korrespondiert. Er war stark beeindruckt vom erstaunlichen Wachstum der Stadt in den drei Jahrzehnten. Die mit Kakteen und Agaven bewachsenen Hügel von damals waren jetzt mit schönen Landhäusern bedeckt und die schlechten Quartiere saniert oder erneuert worden.

Von der Küste aus erreichte Tschudi im Omnibus die Landeshauptstadt Santiago. Er bewunderte den Santa Lucia-Park auf der Anhöhe, wo einst Pedro Valdivia die Stadt selbst gegründet und gegen die Indianer verteidigt hatte. Santiago, zu Füßen der Anden, in einer der schönsten Landschaften der Welt gelegen, begeistert alle fremden Besucher beim ersten Besuch. Tschudi ließ es diesmal ziemlich kalt, als wäre die Fähigkeit zur Begeisterung in ihm erloschen. Passive Bewunderung genügte ihm nicht mehr. Er war nicht zufrieden, wenn er seinen Gefühlen nicht auch gleich durch eine Tat Ausdruck geben konnte. Aber er wußte eben im ersten Augenblick noch nicht, in welcher Richtung sein unzähmbares Bedürfnis nach Betätigung ausbrechen werde.

Richtig stellte er sich schon wieder einen Reiseplan zusammen. Er wollte die heiligen Stätten der Inkas besuchen, sich die Altertümer von Tiahuanaco gründlich ansehen und sich an den Ufern des Titicaca-Sees aufhalten, bevor er wieder nach Lima gehen würde. Über all die besuchten Orte würde er wie zuvor genaue Berichte verfassen. Aber was nachher? Wie damals auf der Höhe der Kordillere, fragte er sich wiederum, in welcher Richtung seine fernere Zukunft liege.

Bisher hatte er dem Spiel anderer auf der Weltbühne zugeschaut, mochte der Preis an Mühen noch so groß sein. Würde er selbst einmal eine handelnde Person auf dieser Bühne werden? Während der Fortsetzung seiner Reise fühlt man immer deutlicher, daß er jetzt mehr als nur eine Zuschauerrolle spielen wollte. Wäre er denn wirklich so weit hergereist, nur um auf seiner Netzhaut Bilder aufzufangen, die er sich obendrein schöner vorgestellt hatte, als sie in Wirklichkeit waren, um menschliches Leid zu sehen, zu dessen Linderung er nicht das Geringste beitragen konnte, und um festzustellen, daß auch die Zivilisationen um ihre Existenz gekämpft haben und untergegangen sind, ohne davon gewisse Konsequenzen für unsere Zeit zu ziehen?

Man wird die Unterlagen für solche Gedankengänge umsonst in Tschudis Schriften suchen, und keine Enthüllung in seiner Korrespondenz enthält Ausführliches darüber. Um seine Rolle ganz zu verstehen, müssen wir ihm über Land und Meer und über die Berge folgen, überall, wo er hingekommen ist, zu Fuß, im Sattel, in Booten bemannt mit schwarzen Ruderern. Seine Lebensführung, nicht seine Feder, gibt uns die Antwort auf alle die Fragen, welche sich der Forscher selbst, vorerst noch unbestimmt gestellt haben muß, und von denen er seit längerer Zeit fühlte, daß sie im Begriffe waren, seine ganze Existenz zu ändern.

Bald nach seiner Ankunft in Santiago begab sich Tschudi zum Botaniker Philippi, dem er früher, nach der Rückkehr von der ersten Reise, in Deutschland begegnet war. Philippi hatte geglaubt, Tschudi sei noch in Argentinien. Er konnte nur staunen bei Tschudis Bericht über seine winterliche Expedition über die Kordilleren. Schnell durchlief unser Forscher die Museen

von Santiago. Die wohlgeordneten Reihen ausgestopfter Tiere langweilten ihn. Er hatte sie ja lebend gesehen! Bei den Spuren der Inkas hielt er kurz an. Aber sie trieben ihn zur Eile nach den Fundstellen, die er noch sehen wollte. Rückhaltloses Lob spendete er den von hervorragenden Gelehrten redigierten Annalen der Universität von Chile.

General Bulnes, den Tschudi 1839 an der Spitze der siegreichen chilenischen Truppen in Lima gesehen hatte, war unterdessen Präsident der Republik Chile geworden. Vor zwanzig Jahren war er ein flotter Offizier gewesen. Jetzt saß er als müder Greis in einem Lehnstuhl und schaute den Maurern zu, die an der Restauration des Präsidentenpalastes arbeiteten. Trotz seiner hohen Titel und Orden war der Mann nur noch eine Ruine von einem Menschen.

Von Santiago nach Valparaiso zurückgekehrt, begegnete Tschudi dort dem englischen Geologen David Forbes, der durch seine Forschungsreisen in den chilenischen und bolivianischen Anden berühmt geworden war. Am 16. September schiffte sich unser Forscher auf der «Bogota» nach Bolivien ein. Ein heftiger Wind trieb das Schiff nahe an den weißen Guanofelsen vorbei. Unterwegs legte es in mehreren Bergwerkshäfen an. Silbern strahlte im Mondlicht die Spur des Schiffes im Graublau des Ozeans. Nach der Landung in Arica besuchte er zuerst die Gemeinschaftsgräber, die mehrere Mumien aus der Vor-Inka-Zeit enthielten. Die Mumien erhielten ein merkwürdig lebensähnliches Aussehen durch die eingesetzten Augen von Tintenfischen.

Von Arica fuhr Tschudi mit der Eisenbahn nach Tacna. Dann beschaffte er sich Maultiere und stellte einige «Arrieros» oder Maultiertreiber an, um in das Hochland von Bolivien hinaufzusteigen. Auf der Straße kamen ihm lange Lama-Karawanen entgegen, welche die in den Minen der Anden gewonnenen Schätze an die Küste hinunter trugen. Tschudi wollte die Gräberstätte besuchen, von denen ihm der Maler Rugenda seiner Zeit Skizzen für seine «Altertümer» geliefert hatte. Er durchquerte wüstenähnliche Täler, wo selbst Kakteen selten waren, kam in Höhen, wo es deutlich an Sauerstoff fehlte, durchquerte die Erdspalte von Palca, überschritt einen Paß und erreichte so die eigentlichen Hochebenen von Bolivien. Viscachas und Chinchillas fristeten dort bei karger Vegetation ein kümmerliches Leben.

Gegen Abend wiederholte sich fast regelmäßig das klassische Spiel des Schneesturmes um die Andengipfel.

Die Vicuñas schienen ihm hier zahmer und weniger selten als in Peru während seiner ersten Reise. Einmal sah er neun Stück, die sich einer Herde Schafe und Alpacas angeschlossen hatten. In der hohen Puna traf er wieder die ganze, ihm von Peru her wohlvertraute Tierwelt: Guanacas, Andenhirsche, Tarugas genannt, Marder, Stinktiere. Kondore schwebten hoch in der Luft. Auf kleinen Seen schwammen die Sumpfhühner. Porphyrfelsen zeigten die seltsamsten Formationen. Manchmal erinnerten sie an die Umrisse von Tieren wie Kamele und Nilpferde.

Am Rande der Straße sah man von Zeit zu Zeit uralte Bauwerke, eine Art Häuschen aus Backsteinen oder gepreßtem Ton. Durch dreieckige Türen sind die Häuschen in zwei Hälften geteilt. Ohne Zweifel stammen sie aus einer Zeit vor dem Erscheinen der Inkas. Getreu seiner charakteristischen Bescheidenheit bekennt Tschudi, daß er keine Andeutungen gefunden habe, die es ihm erlaubt hätten, zu entscheiden, ob es sich bei diesen Häuschen um Wohnungen oder Gräber gehandelt habe. In der Tat ist diese Frage noch lange nach seinem Tode offen geblieben. Heute ist man eher geneigt, sie als Grabdenkmäler anzusehen.

Wiesen, die durch niedrige Mäuerchen von einander abgetrennt waren, erinnerten an ein riesiges Schachbrett oder Damenspiel. Die Mauern waren ohne Zement oder Mörtel, sondern bloß aus behauenen Steinen, sogenannten «Pircas» erbaut. Sie markierten die Grenzen der Felder, die unter sich alle genau gleich groß waren. Sie datierten aus der Zeit der Inkas. Hier im Freien und fern von den Städten fand Tschudi unauslöschliche Spuren des Lebens und der Landwirtschaft, wie sie von den spanischen Chronisten erwähnt und von ihm selbst in seinen «Altertümern» beschrieben worden waren. Die wenigen Einwohner, welche Tschudi zu sehen bekam, betrachtete er als Nachkommen der Aymaras, einer Rasse, die vor den Inkas hier wohnte. Ihre Sprache ist verschieden vom Ketschua. So sind auch die Sitten und Gebräuche und selbst die Menschentypen anders. Sie haben nicht stumpfe, sondern geradlinige Nasen, oder sogar Adlernasen. Die Hautfarbe ist dunkler als die der Inkas.

Auf den Hochebenen Boliviens fand der Naturforscher auch wieder die Vogelwelt, die er in der «Fauna Peruana» beschrieben hatte, u. a. den braun und olivgrünen Regenpfeiffer, dessen Kopf eine fast weiße Cape trägt. Die Indianer nennen den Vogel Llillic, in Nachahmung seines Rufes. Eine hübsche Beschreibung fand Tschudi selbst in den ihm von Alexander von Humboldt hinterlassenen Handschriften.

Endlich näherte sich die Straße einem steilen Abhang, von wo aus Tschudi zum ersten Male die roten Ziegeldächer und die Kirchtürme von La Paz erblickte, der Hauptstadt und größten Ortschaft Boliviens. Wir wollen nicht an Hand seiner Berichte die ganze Geschichte der Stadt erzählen, sondern begleiten ihn gleich zu Fuß auf und ab durch steile Straßen, vorbei an schlecht unterhaltenen Kirchen, an Denkmälern aus Alabaster, durch einen weiten Spazierweg, flankiert von bronzenen Kondoren, und auf den interessanten Früchte- und Gemüsemarkt. Tschudi studierte sehr genau die Tänze und Spiele der Mestizen und die Lieder, welche sie auf der Bandurria begleiteten, während die Indianer melancholisch auf ihren Flöten «schnauften», die noch gleich aussahen wie diejenigen der Zeit vor Columbus. Tschudi hatte solche Flöten in Gräbern gefunden und schenkte sie später der Antiquarischen Gesellschaft in Zürich.

Im Naturhistorischen Museum fand Tschudi die üblichen ausgestopften Tiere. Sie waren im Begriffe, unter der Wirkung der Milben allmählich in Staub zu zerfallen. Da war aber als besonders sehenswertes Stück ein 23 kg schweres Meteor, das südlich Corocoro auf die Erde gefallen war. Auch einige Versteinerungen von Fischen gab es, und zunächst dabei war das künstliche Gebiß eines verstorbenen Generals ausgestellt. Unter dem vielen Plunder stachen nur einige antike Kunstgegenstände und Waffen aus der Inkazeit hervor, metallene Gefäße, lange Nadeln, verziert, mit fein gearbeiteten Vicuñaköpfen aus Bronze. Menschen ganz verschiedener Rassen und Epochen hatten auf diesem Boden schon gehaust. Allerlei Spuren deuteten auf das Vorhandensein wichtiger Ruinen in der Nähe.

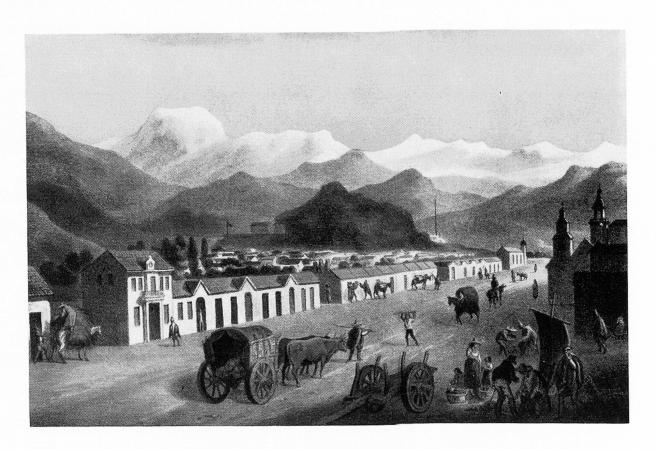
Am 18. Oktober verließ Tschudi La Paz, um sich an die Stätten zu begeben, von wo die Funde herkommen mußten. Damit näherte er sich auch schon wieder der Küste des Stillen Ozeans. Am Wege lag der Kopf einer Kolossalstatue, welche die Spanier erfolglos wegzuschaffen versucht hatten. Damit war Tschudi schon in der Nähe von Tiahuanaco, dem «südamerikanischen Pompeji».

Zunächst kam Tschudi in ein halbzerfallenes Indianerdorf, dessen Mauerwerk aus reich verzierten, behauenen Steinen bestand, welche die Leute einfach in den Ruinen zusammengelesen und auf einander geschichtet hatten. In einiger Entfernung lagen genau gleich aussehende, vierkantige Riesenblöcke, von ungefähr sieben Meter Höhe bei vier Meter Breite. Wer hatte nur diese Riesensteine aus den entfernten Steinbrüchen hieher bringen können? Und mit was für Transportmitteln und Instrumenten, von denen keine Spur zu finden war? Noch heute scheinen uns diese Leistungen menschliches Können zu übersteigen.

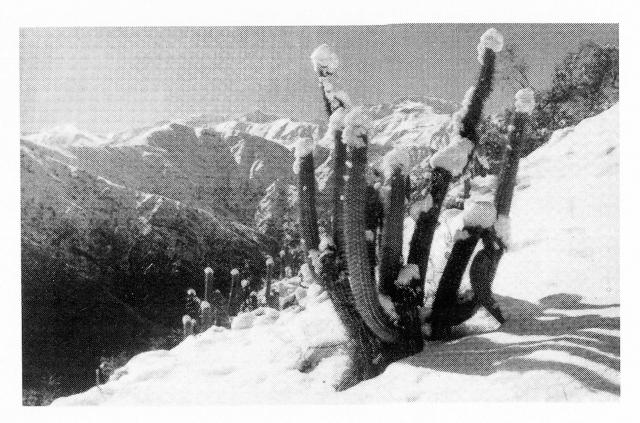
Mitten auf einer weiten Ebene erhebt sich ein aus einem einzigen Stück gehauener Torbogen. Darauf sind Statuen von Göttern und unvollendete



Tafel 12 Götzenbild aus der Vor-Inka-Zeit Von Tiahuanaco (Bolivien) herübergebracht durch Tschudi Gegenwärtig im Berner Museum



Tafel 13 Ansicht von Santiago Nach Schmidtmeyer



Tafel 14
Favellones
Schnee in den Anden

Bilder von Menschen eingehauen. Der Torbogen ist umgeben von Säulen, Götzenbildern, zerbrochenen Vasen. So war der Verfasser der «Peruanischen Altertümer» nun selber zu Füßen des erstaunlichsten aller dieser Monumente, dessen Bild das Titelblatt seines großen Werkes schmückt. Mit seinen Händen konnte er die Steine berühren, die er schon gründlich ausgefragt hatte, die ihm aber noch lange nicht alle Geheimnisse anvertraut hatten aus einer Zeit, die weit hinter Columbus und Pizarro und hinter die Herrschaft der Inkas von Cuzco zurückreicht.

Tschudi mußte seine Reise fortsetzen, ohne daß es ihm gelungen wäre neue Lichter und Erkenntnisse in das geheimnisvolle Dunkel der Vor-Inka-Kultur tragen zu können, wie er gehofft haben mochte. Der Fehlschlag steigerte seinen Forschungseifer nur umso mehr. Ein Andenken wenigstens konnte er mit sich nach Hause tragen. Nach langem Markten, wobei der Cognac eine wichtige Rolle spielte, hatte er einem Indianer das Bild eines Götzen abkaufen können, den die Bewohner von Tiahuanaco den «Gott der Diebe» nannten und immer dann anriefen, wenn ein Diebstahl begangen worden war. Er sollte den Schuldigen finden helfen und das gestohlene Gut zurückbringen. Als der Handel abgeschlossen war, schob Tschudi den Gott schnellsten in eine seiner weiten Satteltaschen und galoppierte davon. In der Poststation, wo er die erste Nacht zubrachte, schlief er schlecht, weil er einen Überfall der Indianer befürchten mußte, die möglicherweise den Handel bereuten und im Stande waren, sich den Gott mit Gewalt zurückzuholen.

Nun ging die Reise hinauf zum Titicaca-See. Zwei Olivenbäume am Wege, die ersten seitdem er den Boden Boliviens betreten hatte, deuteten auf eine fruchtbare Region. Leider konnte er die Inseln nicht betreten, die früher der Sonne und dem Mond geweiht waren. Schlechtes Wetter, gar zu unsichere Fahrzeuge, nämlich bloß aus Schilf geflochtene Boote, und die wenig Vertrauen erweckende Seemannskunst der Indianer, ließen das Wagnis zu groß erscheinen. So konnte Tschudi diese ebenfalls sehr interessanten Zeugen der Vor-Inka-Kultur nicht selbst kennen lernen. Sie wurden zwanzig Jahre später von seinem Landsmann Bandelier untersucht und beschrieben. Nach der Legende hätten hier die Sonnenjungfrauen «Chicha» für die königliche Tafel der Inkas zubereitet. Am Seeufer zeigte man Tschudi das in Stein gehauene Bad des ersten Inkas. Es war aber so primitiv, daß unser Forscher bezweifelte, daß je ein Monarch seine königlichen Glieder dort eingetaucht habe. Indem er von der nordwärts nach Cuzco führenden Straße nach rechts abbog, überschritt er wieder einmal einige Bergzüge der Kordilleren, die ihn noch von Arequipa trennten.

Diese Stadt schöner Gärten, mit herrlichen peruanischen Sonnenblumen und blaublühenden Vanillenpflanzen, wurde einige Jahre nach Tschudis Besuch durch ein Erdbeben vollständig zerstört. Auf seinen Streifzügen in die Umgebung der Stadt bewunderte unser Agronom vom Jakobshof die erstaunliche Fruchtbarkeit des neuen Landes. Eben war die Zeit der Ernte. Das Getreide reichte ihm bis zur Brust, wenn er durch die Felder ritt. Er brachte einige Samen nach Österreich zurück.

In Arequipa kaufte er noch einige Altertümer, u. a. einen zweiten Götzen, der ihm noch weit älter zu sein schien als alle Werke der Inka-Kunst ¹¹. Einen deutschen Kaufmann, dessen Gast er gewesen war, beauftragte er, für ihn einige Gräber in den nahen Bergen zu untersuchen.

Am 5. November 1858 setzte er seine Reise fort und gelangte am 7. November nach Islay, von wo er nach Callao weiterfuhr. Diesen Hafen hatte er von der ersten Reise her als eine halbe Wüste in Erinnerung. Jetzt aber sah er weit herum riesige Lagerhäuser, dazwischen ein großes neues Zollgebäude und ringsum zahlreiche Villen und volksreiche Straßen. Vorerst mußte er aber wieder an die belagerte und verödete Stadt denken, in der er während des peruanisch-chilenischen Krieges so lange festgehalten worden war. Während er damals auf einer schlechten Straße und im Kugelregen zu Fuß nach Lima gehen mußte, führte ihn nun die Eisenbahn in kürzester Zeit dorthin. Und endlich konnte er wieder in den ihm so vertrauten Straßen von Lima spazieren. Wie oft hatte er von diesem Wiedersehen mit der Hauptstadt geträumt! Und lange war es ja seine Absicht gewesen, dorthin zurückzukehren und sich dauernd niederzulassen. Aber wieder einmal schien aller Zauber von ehemals ausgelöscht, als er mit der neuen Wirklichkeit in Berührung kam.

«Die ganze Poesie der Königsstadt ist verschwunden», schrieb er seinem Bruder. Er sah vor allem viele neue Häuser, und die alten schienen fast durchwegs um ein Stockwerk erhöht worden zu sein. Die kleinen Läden, wo man früher nur Landesprodukte kaufen konnte, hatten Kaufläden nach europäischer Art Platz gemacht. Die peruanischen Trachten mit dem «Poncho» für die Männer und «Saya y Manto» für die Frauen waren durch die europäische Modekleidung nach französischem Geschmack ersetzt worden. Nur der große Platz bei der Kathedrale bot noch das alte Bild, war aber schlecht unterhalten. Die Außenquartiere waren, nach der Nase zu urteilen, noch so schmutzig wie ehemals.

¹¹ Die wertvolle Statuette, die Tschudi immer gut gehütet hatte, wurde durch seinen Enkel dem Historischen Museum in Bern geschenkt.

Tschudi bedauerte zwar die zahlreichen Veränderungen in dem ihm vertrauten Stadtbild. Aber er konnte doch nicht anders, als sich über die großen Fortschritte zu freuen, welche Technik und Wissenschaft gemacht hatten. Man war stolz auf die vorbildliche neue Strafanstalt und auf das große Spital. Die gelehrten Gesellschaften hatten sich prächtig entwickelt. Die Schule der Medizin, an der Tschudi Baccalaureus geworden war, hatte einen guten Ruf erworben. Die Naturwissenschaften waren, namentlich dank der Verdienste des Professors Raimondi, sehr gut vertreten.

Einige der schönsten Museumsstücke, die Tschudi sich wiederzusehen freute, waren leider durch einen ungetreuen Beamten gestohlen worden. Verschiedene Gegenstände, die in den Illustrationen seiner «Altertümer» dargestellt sind, waren verschwunden. So z. B. die große «Conapa» (Götzenbild) aus Gold und der schöne goldene Becher.

Trotz dem großen Kontrast zwischen der Wirklichkeit dieses neuen Perus mit dem Bild, das er in der Erinnerung von früher herumgetragen hatte, glaubte er doch fest an eine glänzende Zukunft des Landes. Diese Republik, schrieb er, könne nie mehr in die Abhängigkeit einer europäischen Monarchie fallen. Innere Kämpfe seien offenbar noch während längerer Zeit zu erwarten. Aber das Land werde seinen Platz unter den freien Völkern der Welt einnehmen.

Am 27. November 1858 verließ Tschudi Callao neuerdings in nördlicher Richtung an Bord eines kleinen englischen Dampfers «New Grenada». In Guayaquil blockierte ein peruanisches Geschwader den Hafen; denn eben hatte Peru an Equador den Krieg erklärt. Tschudis Schiff durfte immerhin die Nacht im Hafen verbringen. Aber die Passagiere mußten an Bord bleiben. Am folgenden Tage konnte das englische Schiff seine Fahrt fortsetzen, ohne daß diesmal unser Naturforscher zu Lande vergessen worden wäre wie anno dazumal.

In Panama fand Tschudi ein sehr gespanntes Verhältnis zwischen den Eingeborenen und den Weißen, vorwiegend Normamerikanern. Die zum großen Teil aus Negern rekrutierten Gepäckträger warfen den Amerikanern vor, sie hätten sie durch den Bau der Eisenbahn quer über die Landenge von Panama um ihren Verdienst gebracht; auch würden sie von den Weißen taktlos behandelt. Ihre Gottesdienste würden gestört und die Amerikaner zahlten ihre Schulden nicht. Auseinandersetzungen zwischen den Parteien führten immer wieder zu Messerstechereien.

Anfangs Dezember überquerte Tschudi den Isthmus in der damals erst vier Jahre alten Eisenbahn, durch welche eine neue schnelle Verbindung zwischen den beiden Ozeanen hergestellt worden war. Als der Bau begann, mußte zuerst eine Gruppe von 40 Ingenieuren und Arbeitern eingesetzt werden, um einen harten Kampf zu führen gegen eine üppige Vegetation, gegen Alligatoren, Schlangen und Milliarden von Mücken. Die Zahl der Bahnbauarbeiter nahm rasch zu und betrug zuletzt 7000 Mann. «Wird man jemals einen Kanal bauen, um den Atlantischen mit dem Stillen Ozean zu verbinden?», fragte sich Tschudi, als hätte ihn schon eine prophetische Ahnung erfüllt.

Der Urwald von Panama schien ihm unvergleichlich viel reicher als alles, was er bisher gesehen hatte. Wie gerne hätte er den Zug gebremst, um noch mehr zu sehen. Es tat ihm weh, daß nun die Reise schon bald zu Ende gehen solle.

Die Fahrt nach Europa erfolgte auf einem englischen Dampfer. Am 18. Dezember wurde die Küste von Puerto Rico gesichtet und am Neujahrstage 1859 landete Tschudi in Southampton.

27

Tschudi wird interimistischer Gesandter der Schweiz in Brasilien

Während seiner langen Reise hatte Tschudi von verschiedenen Häfen Kisten mit ethnographischen Sammlungen und andere, besonders mit schönen Mineralien oder mit kleinen Tieren zum Ausstopfen spediert. Auch brachte er die Unterlagen mit für einen ausführlichen Reisebericht in fünf Bänden. Schon hatte er Offerten von Verlegern erhalten. Der Geograph Aug. Petermann, Herausgeber der «Mitteilungen» des Instituts Justus Perthes in Gotha, anerbot sich, in seiner berühmten Zeitschrift die Resultate der Forschungen im Inneren Brasiliens und auf den Andenübergängen zu veröffentlichen. Er reihte den von Tschudi gleich nach seiner Rückkehr verfaßten Bericht über die Traversierung der Kordilleren unter die wichtigsten geographischen Studien der modernen Zeit ein. Sie erschien 1860 und überholte namentlich die Topographie der Provinz Catamarca. Sein Text zu Halfelds Karte der brasilianischen Provinz Minas Geraes füllt ein Heft der «Mitteilungen» von Gotha.

In der Meldung an seinen Bruder, daß er die Anden überquert habe, schrieb Tschudi: «Es wird sie mir aber auch nicht so leicht einer unter solchen Verhältnissen nachmachen. Ich versichere Dich, es braucht ein festes Sitzleder und eine eiserne Natur. Was ich damals in den Kordilleren ausgestanden habe, ist schauerlich und ich denke noch mit einem gewissen Grauen an jene Tage. Ich bin gewiß im Ertragen der Strapazen hart; hätte meine Reise damals noch zwei Tage länger gedauert ohne daß ich etwas hätte ausruhen können, ich wäre unfehlbar zugrunde gegangen.»

Der Verleger Brockhaus schrieb ihm damals, daß sich seine «Abhandlung über die Jagd» nach Winckel sehr gut verkaufe.

Tschudi ließ sich nicht blenden durch den Erfolg seiner wissenschaftlichen Arbeiten. Er konnte seine Landsleute in Brasilien nicht vergessen. Das Schicksal vieler unter ihnen erschien ihm tragisch. Das Bild der unglücklichen Schweizer-Auswanderer im Sumpfgebiet des Mucury verfolgte ihn unausgesetzt. Er sah sie am Fieber sterben, ohne jede medizinische oder moralische Hilfe, die einen in früher Jugend, die andern im Moment, wo ihre Familien sie am nötigsten gehabt hätten.

Auch die bemitleidenswerte wirtschaftliche und soziale Lage der zahlreichen europäischen Kolonisten in Brasilien beschäftigte ihn nicht minder. Mit den größten Hoffnungen waren sie ausgereist, und nun waren sie in unlösbare Schwierigkeiten geraten. Tschudi war nicht der einzige Schweizer, der sich wegen der Auswanderer Sorgen machte. Besonders im Jahre 1856 hatten Gemeinden mehrerer Kantone der deutschen Schweiz die Auswanderung nach Brasilien begünstigt, um sich die Armenlasten zu ersparen. Eine starke Propaganda hatte zahlreiche Schweizer gewonnen, so daß sich die Zahl unserer Landsleute seit 1850 in Brasilien verzehnfacht hatte. Sie hatten sich oft in ganz unfruchtbare Gegenden schicken lassen, zum Teil in solche, die man gar nicht roden konnte. Skrupellose Handelsagenten hatten sie ungenaue Kontrakte unterzeichnen lassen.

Schon seit einiger Zeit liefen in verschiedenen Kantonen Gerüchte um, die Kolonisten seien zu Sklaven herabgewürdigt worden. Klagen hatten selbst die höchsten eidgenössischen Behörden erreicht, die sich schließlich der Sache annehmen mußten.

Ende 1857 hatte der schweizerische Bundespräsident eine lange Note an den Minister seiner kaiserlichen Majestät, den Vicomte de Maranguape gerichtet, worin es unter anderem heißt:

«Wir bitten um energische Intervention der Regierung Seiner Majestät, damit die von den Herren Vergueiro & Comp. angeworbenen Schweizer-Kolonisten aus ihrer Sklaverei befreit werden . . .» Wurden die Schweizer wirklich verkauft?

Die Klagen stammten namentlich von sogenannten Halbpacht-Kolonisten aus der Provinz Sâo Paulo. In diesen Halbpacht-Verträgen hatten sie sich verpflichtet, einen großen Teil ihrer Erträge den Eigentümern abzuliefern. Viele unter ihnen hatten Verträge abgeschlossen mit einer Firma Vergueiro & Co., über die ein Delegierter der Kantone, H..., nach der Schweiz erdrückende Klagen gesandt, in Brasilien aber günstige Berichte abgegeben hatte. Einer Konferenz der Kantone, die Angehörige in der genannten Provinz hatten, war es nicht gelungen, die tatsächliche Lage richtig abzuklären. Die Bundesversammlung hatte von sich aus beschlossen, den in Schulden geratenen Landsleuten zu Hilfe zu kommen. Sie hatte zu diesem Zwecke Fr. 24 000.— bewilligt. Als sich die Situation verschlimmerte, wurde ein zweiter Kredit von nochmals Fr. 24 000.— bewilligt, um an Ort und Stelle über die zu ergreifenden Maßnahmen eine Untersuchung vornehmen zu lassen, damit die alarmierenden Zustände behoben werden könnten.

Soweit war die Sache gediehen, als der Glarner Nationalrat Joachim Heer, damals eines der einflußreichsten Mitglieder der Bundesversammlung, erfuhr, daß sein Landsmann J. J. von Tschudi im Jahre zuvor eine Studienreise in Brasilien gemacht und interessante Ideen heimgebracht habe. Er zögerte nicht, Tschudi zu konsultieren und fragte ihn schon im ersten Brief von sich aus an, ob er gegebenenfalls bereit wäre, eine Mission nach Brasilien zu übernehmen, um sich der zahlreichen dort in Schwierigkeiten geratenen Schweizer anzunehmen. Die Anfrage traf keinen Gleichgültigen!

Der Schriftsteller, der sich wieder auf den Jakobshof zurückgezogen hatte, verfaßte sofort ein langes Memorandum, das offenbar einen tiefen Eindruck zuerst auf seinen Korrespondenten Heer und dann auf Bundesrat Pioda, Chef des Departementes des Innern, machte. Bundesrat Pioda hatte sich auch mit den Auswanderungsfragen zu befassen. Heer hatte ihm prompt die von Tschudi erhaltene Antwort zugestellt.

Der Naturforscher, der die Ausgewanderten an Ort und Stelle gesehen hatte, war von der traurigen Lage vieler von ihnen tief beeindruckt. Doch schien ihm ihre Zukunft weit entfernt von Hoffnungslosigkeit in allen Fällen. Eine Intervention schien ihm außerordentlich wünschenswert unter der Bedingung, daß sie wirksam gestaltet werden könne. Nun zeigte es sich, daß ein grundlegender Unterschied zwischen der Auffassung Tschudis und derjenigen H., des Delegierten einiger Kantone bestand, namentlich in bezug auf die Ursachen der mißlichen Lage der Bedauernswerten einerseits

und anderseits über die Mittel zur Abhilfe. Ebenso widersprechend waren die Berichte, welche der frühere Schweizer-Konsul, Heinrich David, und der neue Konsul, der Genfer Eugène-Emile Raffard, eingesandt hatten.

Tschudi ließ sich nicht durch nationale Rücksichten beeinflussen, die einfach die brasilianische Regierung für alle Schwierigkeiten verantwortlich machten. Er betonte neuerdings, daß die Kolonisten selbst auch Fehler begangen hätten. Umso bemerkenswerter ist sein Wunsch, ihnen dennoch zu helfen. Nach seiner Ansicht mußten einige für die Fehler anderer leiden und zahlen. Doch waren wirklich unerwünschte Elemente hinübergeschickt worden, oder Leute, die vielleicht für andere Berufe geeignet waren, aber nicht für die landwirtschaftliche Pionierarbeit in tropischen Gegenden. Nach seiner Ansicht konnte selbst unter dem Halbpachtsystem, wonach sich die Kolonisten verpflichtet hatten, den Eigentümern die Hälfte des Ertrages abzuliefern, ein Kolonist in der Regel innert vier bis fünf Jahren seine Schulden bezahlen und sogar einige Ersparnisse machen, vorausgesetzt, daß er richtig wirtschaftete.

Es sei auch zu weit gegangen zu behaupten, die Brasilianer behandelten die Einwanderer wie Sklaven. Die Grundbesitzer seien im allgemeinen Leute von gutem Charakter. Aber sie ließen offenbar die Kolonisten nicht bloß aus humanitären Gründen kommen. Sie hatten eben große Kapitalien in der Einwanderung angelegt und bedienten sich der fremden Arbeiter, solange diese ihre Schuldner waren. «Es ist wahr, daß die Farmer die gesetzlich erlaubten Mittel oft mißbrauchten, wenn sie bei den Kolonisten auf Widerstand oder Anmaßung stießen.» Der Grund, weshalb die fehlbaren Grundbesitzer nicht immer gemahnt oder bestraft würden, liege nicht so sehr in einer mangelhaften Gesetzgebung als in der schlechten Anwendung der Gesetze und werde erschwert durch die großen Distanzen zwischen den Gütern und den Regierungsämtern.

Tschudi schloß sich nicht der Idee an, es seien die auf private Kontrakte verpflichteten Kolonisten auf Staatsland zu versetzen. In ganz Brasilien war gerodetes Land sehr teuer. Die Zentralregierung besaß kein solches Land, und die Provinzen verfügten nur über Urwald. Der Staat könnte die Kosten der Umsiedlung nicht übernehmen. Somit kämen die Kolonisten nur noch tiefer in Schulden. An einen Schuldenrückkauf sei auch nicht zu denken; denn es würde sich um ungeheure Summen handeln. Eine Million würde nicht genügen. Die Heimschaffung der Kolonisten würde in vielen Fällen nur eine Überfüllung der Armenhäuser oder der Zuchthäuser in der Schweiz zur Folge haben. Man könne den Kolonisten nicht anders als in-

direkt zu Hilfe kommen, dadurch zum Beispiel, daß man die brasilianische Regierung verpflichte, ihnen zu helfen. Das könne zum Teil durch zweckmäßige Landerwerbsbestimmungen und schließlich durch eine strikte Anwendung der bestehenden Gesetze geschehen.

Zu diesem Zwecke empfahl Tschudi eine koordinierte Aktion der Schweiz mit verschiedenen andern Staaten, die auch Arbeitskräfte nach Brasilien lieferten, in Aussicht zu nehmen. In der Tat, schloß Tschudi, die brasilianische Volkswirtschaft beruhe auf dem Prinzip: Ohne Einwanderung kein Kaffee. Ohne Kaffee keine Ausfuhrabgaben. Ohne Ausfuhrabgaben ein ruiniertes Land.

Als Joachim Heer im September 1859 Bundesrat Pioda den Bericht Tschudis mitteilte, benützte er die Gelegenheit, den gelehrten Naturforscher als die bestgeeignete Persönlichkeit zu empfehlen, die man zur Regelung der Kolonistenfrage nach Brasilien zu entsenden gedenke. Da er erst vor zwei Jahren dort gewesen sei, besitze er ausgezeichnete Beziehungen in Rio und könne die Lage mit voller Sachkenntnis beurteilen. Heer betonte, daß Tschudi ganz andere Fähigkeiten besitze als der junge, unbekannte Professor Dr. H. Als verantwortlicher Chef für Auswanderungsangelegenheiten war der Tessiner sehr beeindruckt von Heers Argumenten und ersuchte ihn um weitere Auskünfte. Diese erhielt er. Sie beweisen uns aber, daß der Glarner Nationalrat seinen engern Landsmann nicht sehr gut kannte, was anderseits einer eventuellen Kandidatur Tschudis nur umso mehr Gewicht geben konnte. Heer erwähnte unter anderem als Werke Tschudis neben den «Untersuchungen über die Fauna Peruana» einige unbedeutende Schriften über den Guano und über die Einwohner Latein-Amerikas. Er nannte das «System der Ketschua-Sprache», aber nicht die «Altertümer Perus». Er konnte das genaue Alter des Mannes nicht angeben, sprach von 43 oder 45 Jahren, während Tschudi erst 41 war. Aber er betonte mit Nachdruck den guten literarischen Ruf des Gelehrten, seine Beziehungen mit höchsten Persönlichkeiten im Lande, das er zu besuchen hätte, seine Sprachkenntnisse, seine großen Fähigkeiten und sein energisches Temperament.

Da sich die Angelegenheit schon lange hinschleppte, und da die Bundesversammlung den Beschluß des Bundesrates, einen Vertreter nach Brasilien zu senden, schon sanktioniert hatte, legte Pioda, durch Heer von Tschudis Eignung überzeugt, die Kandidatur dem Gesamt-Bundesrat vor, der ihr am 18. November 1859 zustimmte. Dann schrieb er dem Gewählten auf den Jakobshof, um ihm den Beschluß des Bundesrates bekanntzugeben, in der Überzeugung, dieser werde umgehend Annahme der Wahl erklären. Pioda

fügte auch gleich «Instruktionen» bei, erklärte sich bereit, wenn nötig ein Gegenprojekt entgegenzunehmen, und bat Tschudi, so rasch als möglich nach Bern zu kommen, um von den Akten Einsicht zu nehmen. Die Beglaubigungsschreiben würden ihm dort gleich übergeben.

Wenig später erhielt Tschudi einen zweiten Brief Piodas und ebenso ein Schreiben Joachim Heers. Beide Staatsmänner erwarteten von ihm die besten Resultate in der Angelegenheit der Schweizer-Kolonisten in Brasilien.

Der Gewählte des Bundesrates hatte es aber keineswegs eilig mit der Annahme. Er war über das Alter hinaus, wo man nur die angenehmen Seiten einer solchen Mission sieht. Die Schwierigkeiten schienen ihm sehr groß, und es war ihm vor allem aus wichtig, keinen Mißerfolg einzuheimsen. Er betonte mit Nachdruck, daß die Unterstützung durch seine eigene Regierung nicht genüge, um die Haltung der brasilianischen Behörden zu ändern. Nur gemeinsame Schritte mehrerer Staaten würden es ermöglichen, eine nützliche Aktion zu unternehmen.

In seiner offiziellen Antwort dankte Tschudi für die ihm erwiesene Ehre, bedauerte aber, die Wahl nur unter gewissen Bedingungen annehmen zu können. Gleichzeitig schickte er einen vertraulichen und ausführlichen Brief an Pioda. Darin hieß es, die Schweizer stellten eben nur einen kleinen Teil der notleidenden Kolonisten dar. Es werde sehr schwierig sein, von der kaiserlichen Regierung Abänderungen der Vorschriften zu erhalten, wenn nicht zuerst ein neues Gesetz erlassen werde, das ebenfalls auf Einwanderer aus andern Ländern anwendbar sei. Der Gesandte sollte erklären können, daß, wenn nicht eine bessere Gesetzgebung zu Gunsten der Einwanderer erlassen werde, so würde die Auswanderung nicht nur von der Schweiz, sondern auch von andern Ländern eingestellt; denn die Einwanderung von Fremdarbeitern sei für Brasilien von lebenswichtiger Bedeutung

Tschudi verhehlte nicht, daß selbst im Falle eines Erfolges beim Kaiser die zu überwindenden Schwierigkeiten dennoch zahlreich seien. Private Verträge könne man nicht annullieren. Wie könne außerdem die brasilianische Zentralregierung die Lebensbedingungen im Urwald heben, der fast nicht kultiviert und zudem von den wildesten Indianerstämmen bewohnt sei? Die Befreiung von gewissen Verpflichtungen sei nicht genug. Die, welche schon befreit und dann nach Mucury gebracht worden waren, beklagten sich, daß ihre Lage nur noch schlimmer geworden sei, und daß sie Hunger litten. 20 000—30 000 Franken auszuschütten nütze gar nichts.

Tschudi hatte nicht nur Bedenken, sondern auch konstruktive Ideen. Er sah die Möglichkeit der Ernennung von Beamten, die durch den brasilianischen Staat bezahlt würden, und an die sich die Kolonisten jederzeit wenden könnten. Er sah schon eine Art Sozialamt voraus, das willkürliche Maßnahmen der Großgrundbesitzer verhindern würde.

In einem Brief an seinen Bruder vom 14. Dezember 1859 erklärte Tschudi seine Haltung noch näher. Er machte die Annahme des Auftrages von einer gemeinsamen Aktion der Schweiz mit verschiedenen deutschen Staaten abhängig. Nur wenn er die Mission in seinem Sinne durchführen dürfe, werde er das Mandat annehmen! Seine Hartnäckigkeit, wenn ihm eine Sache gerecht schien, war noch gleich stark wie damals, als seine Mutter mit dem außerordentlichen Instinkt einer Frau, welche das ganze Leben eines Kindes voraus zu fühlen scheint, seinem Lehrer in Zürich schrieb: «Er glaubt, daß die Welt sich nach seiner Idee ausrichten wird, und er wird oft aus dieser Traumwelt aufgeweckt werden.» Würde er diesmal seine Idee durchsetzen können?

Wieder schrieb er an Friedrich, diese Mission werde ihm keinen finanziellen Vorteil bringen, sondern nur Ärger eintragen. Aber sie sei interessant, wenn sie so gelöst werden könne, wie er wünsche, und weil sie nach seiner Überzeugung sich als nützlich erweisen werde.

Auf jede neue Frage des Bundesrates antwortete Tschudi mit der wiederholten Forderung, daß sich die Schweiz von anderen Staaten unterstützen lassen solle. Österreich, Bayern, Preußen und Sachsen sollten mitmachen.

Tschudis Überzeugungskraft war so stark, daß es ihm gelang, seine Ansicht bei der schweizerischen Regierung durchzusetzen und auch den schweizerischen Gesandten in Wien, von Steiger, dafür zu gewinnen. Die Resultate wurden sogleich fühlbar.

In der Tat, im Monat Dezember 1859 erklärte ihm Bundesrat Pioda, daß seine verschiedenen Vorschläge, um der Mission zum Erfolg zu verhelfen, angenommen seien, soweit sie die schweizerische Regierung angingen. «Sie werden», schrieb ihm Pioda, «aus den Instruktionen ersehen, daß die schweizerische Regierung nie die Absicht hatte, nur einfach Geld zu verteilen, wie es die Ausgewanderten verlangten.» Damit erhielt seine Mission einen rein diplomatischen Charakter. Der Bundesrat hatte die Zwecklosigkeit einer großen Geldverteilung eingesehen. Was die Gesuchsteller erhalten hätten, wäre sofort in den Taschen der Gläubiger verschwunden, und das Übel wäre ungeheilt geblieben.

Tschudi legte anderseits großes Gewicht darauf, beauftragt zu werden, einen internationalen Vertrag zwischen Brasilien und der Schweiz zum Schutze der Ausgewanderten und selbst der Handelsreisenden abzuschließen. Im Prinzip hatte der Bundesrat auch diese Idee Tschudis schon angenommen.

Mit Bezug auf die Forderung, daß er im Namen aller Regierungen sprechen dürfe, die Kräfte zum Aufbau Brasiliens beitrugen, waren die Antworten noch nicht ganz befriedigend. Pioda hatte ihm geschrieben, der preußische Geschäftsträger in Rio werde ihn in seinen Forderungen unterstützen. Der preußische Minister in Bern hatte dem Bundesrat in diesem Sinne eine Erklärung abgegeben. Der Bundespräsident hatte unterdessen an den schweizerischen Minister in Wien, Herrn von Steiger, eine Depesche gesandt, mit dem Auftrag, er solle das kaiserliche Ministerium um eine Einführung für Tschudi bei der brasilianischen Regierung ersuchen.

Als er von diesem Schritt hörte, schrieb der anspruchsvolle Glarner sofort an von Steiger, er solle seine Intervention in Wien verzögern. Und Pioda bat er, er möchte noch weitergehendere Hilfe verlangen, denn schon bei Anlaß seiner frühern Reise sei er vom brasilianischen Regierungspräsidenten und dem ganzen diplomatischen Korps empfangen worden. Dafür brauche er also keine neue Empfehlung. Aber es sollte erreicht werden, daß Österreich nicht durch eine überflüssige Empfehlung Tschudis, sondern durch aktive Unterstützung der schweizerischen Forderungen zum Beispiel in bezug auf den Bau von Kirchen (für die fremden Kolonien), Schulen und die Revision der Besiedlungspolitik seine Mission unterstütze. Zwei Schiffe der österreichischen Kriegsflotte waren vor der Küste Brasiliens stationiert. Diese bildeten auch ein Argument, das der Kaiser von Brasilien in Betracht ziehen müsse, wenn der schweizerische Gesandte durch Österreich unterstützt werde.

Am 18. Januar schrieb Minister von Steiger an den Bundesrat, daß er nach einem Besuch beim Grafen von Rechberg, dem Präsidenten des Geheimen Rates des Kaisers von Österreich, erfahren habe, das schweizerische Begehren sei gut aufgenommen worden. Man werde ohne Zweifel den schweizerischen Gesandten in Brasilien unterstützen. Aber mündliche Zusicherungen genügten dem Kandidaten des Bundesrates nicht. Obschon er sich mit den soeben erhaltenen abgeänderten Instruktionen einverstanden erklärte, fand er es doch nötig, darauf zu bestehen, von Österreich eine sichere Hilfe zu bekommen. Die schweizerische Regierung beschloß wieder, seinem Begehren zu entsprechen, daß er persönlich in dieser Sache beim Präsidenten des Wiener Ministeriums plädieren dürfe.

Am 14. Februar meldete von Steiger dem eidgenössischen Departement des Innern, daß er Tschudi zum Grafen von Rechberg begleitet habe, auf den das Exposé des Glarners einen vorzüglichen Eindruck gemacht habe. Der Ministerpräsident habe ihm versprochen, die verschiedenen Punkte seiner Mission dem österreichischen Gesandten in Rio, Herrn von Sonnleithner, zur Unterstützung zu empfehlen.

Der Graf von Rechberg hatte selber vier Jahre in Rio zugebracht, und die Unterhaltung mit Tschudi war ein Gespräch unter Sachverständigen. Mit Bezug auf die gemeinsame Aktion war er sofort auf Tschudis Vorschläge eingegangen und hatte ihn gebeten, sich mit dem Hofrat von Klezel in Verbindung zu setzen. Da Tschudi noch gleichen abends nach dem Jakobshof verreiste, wurde abgemacht, daß er in einem Brief die Fälle aufzählen solle, in denen ihm die Hilfe Österreichs notwendig erscheine.

Er schickte eine Abschrift all seiner Instruktionen nach Wien, mit Ausnahme derjenigen, welche sich auf die Protestanten und besonders auf die Frage der Zivilehe der Kolonisten bezogen.

Am 29. Februar konnte von Steiger endlich dem Bundesrat melden, Graf von Rechberg habe offiziell den österreichischen Minister in Rio beauftragt, die schweizerische Mission für die Verbesserung des Schicksals der Kolonisten gemäß den Andeutungen, welche ihm durch Tschudi geliefert würden, zu unterstützen.

«Da ist auf alle Fälle eine respektable diplomatische Macht, die gegen Brasilien ins Spiel tritt und zwar in recht entschiedener Form», schrieb damals Johann Jakob an seinen Bruder Friedrich. Sobald er das Gefühl hatte, daß er etwas Nützliches zu Gunsten der größten Zahl von Ausgewanderten erreichen könne, stellte sich Tschudi endgültig dem Bundesrat zur Verfügung und machte sich reisefertig. Seine Beglaubigungsschreiben als Minister und außerordentlicher Gesandter wurden am 13. Februar 1860 unterzeichnet. Am 20. des gleichen Monats meldete der Bundespräsident die Mission dem Ritter de Louveiro, Geschäftsträger Brasiliens in Bern.

Nach den dem Gesandten übergebenen Instruktionen des Bundesrates — sie waren nochmals teilweise revidiert worden — bestand sein Auftrag vor allem darin, mit allen Mitteln, die ihm zur Verfügung standen, die Lage der Schweizer, die als Kolonisten in Brasilien niedergelassen waren, zu heben und sie gegen willkürliche und ungesetzliche Behandlung zu schützen. In Rio sollte er gleich nach Übergabe seines Beglaubigungsschreibens mit der Regierung Verhandlungen anbahnen und versuchen zu erreichen, daß man sich ernsthaft der Kolonisten annehme, ihnen helfe, sich ihrer Schulden

zu entledigen und sie vielleicht auf bessere Ländereien zu versetzen. Wenn diese Verbesserungen nicht mit bestehenden rechtlichen Mitteln erreicht werden könnten, solle er an den Gerechtigkeitssinn der Regierung appellieren, um eine Intervention zu Gunsten der Einwanderer zu erreichen.

Auf geistigem Gebiet solle Tschudi sich bemühen, die Bewilligung für die Zulassung von Geistlichen, je nach der Konfession der Kolonie, sowie Lokale für den Gottesdienst und Land für Friedhöfe zu bekommen. Die Kinder sollten Lehrer, Primarschulen, Religionsunterricht bekommen. Ärzte sollten berufen und Wartung für die Kranken vorgesehen werden. Ehen unter Protestanten sollten als rechtsgültig anerkannt werden. Damit sie auch in der Schweiz gesetzlich anerkannt werden könnten, müßten die Kolonisten immerhin die Zustimmung ihres Kantons einholen.

Auf alle Fälle sollte der Gesandte des Bundesrates versuchen, vertragliche Garantien zu erlangen, daß Erben berechtigt seien, ihr Erbteil zu bekommen oder ein Schuldenerbe auszuschlagen. Schließlich sei es angebracht, die Aufmerksamkeit der brasilianischen Regierung auf die Wünschbarkeit eines zeitgemäßeren und besseren Gesetzes zur Erleichterung der Kolonisation, Naturalisation und Assimilation der Kolonisten zu lenken, damit sie sich im Fall von Konflikten mit den Pflanzern verteidigen könnten. Was private Verträge angehe, müßten die Firma Vergueiro und andere vertragschließende Grundeigentümer angehalten werden, die von schweizerischen Gemeinden vorgestreckten Summen auszuzahlen.

Sollten während seiner Mission nicht erwähnte Punkte auftauchen, die ihm im Interesse der Kolonisten zu liegen schienen, solle Tschudi ermächtigt sein, sie mit der kaiserlichen Regierung zu diskutieren. Die zu treffenden Maßnahmen würden sich im Verlaufe seiner Besuche bei den Kolonisten ergeben, die bis in die von Rio entferntesten Provinzen zu finden sind.

Die Kammern des brasilianischen Parlaments versammelten sich anfangs Juni. Tschudi wollte etwa vier Wochen vor der Eröffnung des Parlamentes in Rio ankommen, um mit den zuständigen Ministern ins Gespräch zu kommen und um zu veranlassen, daß sie die Interpellationen über die Einwanderer rechtzeitig vorbringen.

Die Reise mit Klipper dauerte damals 34—36 Tage. Tschudi setzte seine Abreise auf Ende März fest. Am 26. Februar 1860 ging er nach Wien. Über Salzburg, München, Lindau erreichte er am 1. März St. Gallen. Dort übergab er seinen Sohn der Obhut seines Bruders Friedrich.

Die neue Trennung fiel ihm außerordentlich schwer. Es brach ihm fast das Herz, als er vom Eisenbahnzug aus seine Lieben weinen sah. Wie war nun seine kleine Familie zerstreut! «Gebe uns Gott ein glückliches und frohes Wiedersehn», schrieb er dem Bruder.

In Paris erreichte ihn ein Brief aus Le Havre mit der Nachricht, daß die «Petropolis» unter Kapitän Bailly ihn am 3. April nach Rio mitnehmen werde. Somit blieben ihm einige freie Tage in der französischen Hauptstadt. Am 24. März nahm er an einem vom Schweizer Gesandten, Minister Kern, offerierten dîner teil. Unter den Eingeladenen befanden sich unter anderm auch General Dufour, ein Freund von Lamartine, der Oberst Huber-Saladin von Genf und der Neuenburger de Rougemont, den Tschudi schon vor 20 Jahren, bevor er nach Peru ging, gekannt hatte, als er sein Buch über die Salamander für Agassiz schrieb.

Die Savoyerfrage beschäftigte damals alle Schweizerkreise in Paris. Dufour erklärte, daß er bei Napoleon III. nichts habe ausrichten können. «Alles geht fehl mit diesem Menschenverächter», soll der General von Napoleon III. gesagt haben. Tschudi fand Minister Kern zu offenherzig, sogar unvorsichtig für einen Diplomaten.

Am 4. April meldete der schweizerische Gesandte in Brasilien Tschudi dem Bundesrat seine Abreise von Le Havre bei günstigem Wind.

28

Empfang durch den Kaiser Dom Pedro II. von Brasilien Abschluß eines Abkommens zur Milderung des Loses der Schweizer Kolonisten in Brasilien

Tschudi landete in Rio am Sonntag, 13. Mai. Schönes Wetter hatte die Überfahrt begünstigt. Der Schweizer Generalkonsul Raffard erwartete den Minister am Quai und nahm ihn in sein Haus. Es gebührt sich, hier ehrend dieses Genfers zu gedenken, der die Mission Tschudis in jeder Beziehung förderte, und sich deswegen nicht das geringste Verdienst einbildete.

Es war höchste Zeit, daß der Gesandte des Bundesrates in der brasilianischen Hauptstadt eintraf. Schon am Vorabend seiner Ankunft war die Parlamentssession durch Kaiser Dom Pedro II. eröffnet worden. In der Thronrede hatte der Souverän einige für die Einwanderer wichtige Probleme erwähnt. Er hatte die Notwendigkeit unterstrichen, in der Verfassung den Sinn der Artikel genauer zu umschreiben, die jeder in Brasilien geborenen Person das brasilianische Bürgerrecht gewährten. Tschudi wußte, daß die mißbräuchliche Anwendung dieser Bestimmungen die Konsuln verhinderte, das Erbe der Kinder von Europäern zu schützen. Diese Auslegung hatte kürzlich zu Reibungen zwischen England und Frankreich einerseits und Brasilien anderseits geführt.

Im weitern hatte der Kaiser in seiner Rede gesagt, daß die brasilianische Regierung fortfahren werde, alle möglichen Anstrengungen zu machen zugunsten der Einwanderung freier Arbeitskräfte, deren die Industrie bedürfe. Tschudi bemerkte aber ebenfalls, daß Dom Pedro nichts über die Landwirtschaft gesagt hatte. Das Wort Kolonisation war sorgfältig vermieden worden. Keine andere Stelle der Rede befaßte sich offen mit dieser für die Schweizer-Kolonisten lebenswichtigen Frage. Dagegen hatte der Monarch die Notwendigkeit erwähnt, die Zivilehen zu regularisieren, was für alle protestantischen Kolonisten ein sehr wichtiges Anliegen war.

Die Zeitungen der Opposition hatten zum voraus prophezeiht, daß der Sturz des Ministeriums gleich nach der Eröffnung der Parlamentssession erfolgen werde. Man nahm an, daß dies am 14. oder 15. Mai geschehen werde. Glücklicherweise ereignete sich nichts; denn das würde eine Verschiebung der Beratunoen über die Einwandererfragen bedeutet haben.

Sofort nach seiner Ankunft sandte Tschudi seinen Paß an den Außenminister João Vieira Consancão de Sinimbu, mit der Anfrage, wann er sich vorstellen könne. Der Außenminister empfing ihn sofort und gab der lebhaften Befriedigung Ausdruck, welche der Beschluß des Bundesrates der brasilianischen Regierung gegeben habe, einen außerordentlichen Gesandten nach Rio zu entsenden. Er hoffe, daß diese Intervention es möglich machen werde, den Wünschen der Schweiz mit Bezug auf ihre Landeskinder entgegenzukommen. Im weitern schätze er es sehr hoch ein, daß die Wahl der Landesregierung auf einen Mann gefallen sei, dessen Kenntnisse des Gastlandes die diplomatischen Beziehungen sehr erleichtern würden. Er versprach ihm die Unterstützung der brasilianischen Regierung unter allen Gesichtspunkten und versicherte ihn persönlich seiner allerbesten Bereitwilligkeit.

Tschudi bemerkte dann, daß nicht nur die Schweiz, sondern verschiedene großen Nationen die Ergebnisse seiner Mission mit Interesse verfolgten und daß diese von großer Bedeutung für die Zukunft Brasiliens selbst sei. Herr von Sinimbu bestätigte, daß seine Regierung sich dessen voll bewußt sei. Er hoffe, die Schweizer würden Mittel und Wege finden, die Interessen der beiden Länder harmonisch zu lösen.

Am zweiten Tage nach der Ankunft in Rio erhielt Tschudi den Besuch des Herrn Linde, des Kanzlers der Gesandtschaft des Königs von Preußen. Er war von seiner Regierung beauftragt, Tschudis Mission mit allen Mitteln, über die er verfüge, zu unterstützen. Er übergab ihm zur freien Benützung die Archive der preußischen Gesandtschaft, soweit sie Siedlungsprobleme betrafen. Der residierende Minister Preußens am brasilianischen Hofe, Herr von Meusebach, wurde erst im nächsten Monat erwartet. Der österreichische Gesandte in Rio, Herr von Sonnleithner, hatte seinerseits Tschudi wissen lassen, daß er Instruktionen erhalten habe. Der Gesandte des Bundesrates erkannte darin den genauen Text des Projektes, welches er selbst vor seiner Abreise dem Hofrat von Klezel in Wien gesandt hatte. Wie er richtig vorausgesehen hatte, konnte Tschudi sein Spiel mit respektablem diplomatischem Einfluß beginnen.

Bald nachher ließ ihn der Außenminister wissen, daß Seine Majestät der Kaiser ihn am 23. Mai empfangen werde. Er bat gleichzeitig um vertrauliche Überlassung einer Kopie der Rede, die Tschudi beim Empfang zu halten gedenke. Am zehnten Tage nach seiner Ankunft in Rio fand der feierliche Empfang unseres außerordentlichen Ministers durch den Kaiser im Thronsaal seines Palastes von San Christovâo statt, während sonst außerordentliche Gesandte gewöhnlich privat ins Kabinett des Souveräns eingeführt wurden und im Beisein bloß des Außenministers empfangen wurden.

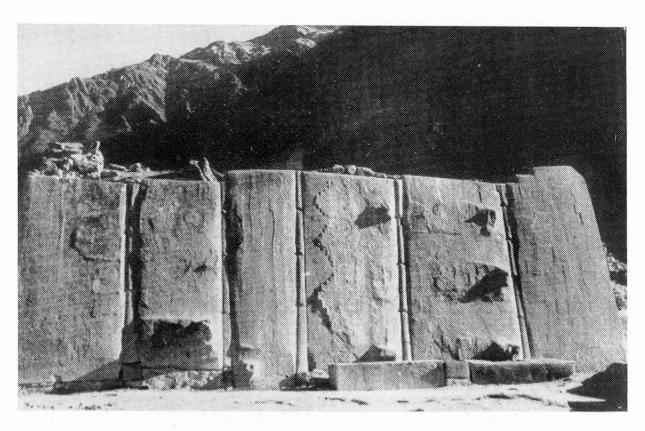
Zwanzig Jahre früher, als junger Forschungsreisender, hatte Tschudi von den Höhen der Kordilleren erstmals auf die Ebenen Brasiliens heruntergeblickt, die ihn von Europa trennten und die nun seine nächste Zukunft bargen. Noch vor einem Jahre war er als einfacher Privatmann in den Wüsten und auf den eisbedeckten Gebirgen dieses Kontinents herumgeirrt. Und jetzt wurde er von einem kaiserlichen Zeremonienmeister in den strahlend beleuchteten Thronsaal geleitet. Dort saß der Kaiser in voller Paradeuniform. Alle Staatsminister und zahlreiche Große des Reiches erwarteten ihn stehend. Als Tschudi mitten im Saale stand, erhob sich der Souverän und machte drei Schritte vorwärts. Seinerseits näherte sich Tschudi langsamen Schrittes bis zu den Stufen der kaiserlichen Tribüne. Dann verlas er mit kräftiger und lauter Stimme die Antrittsrede, in welcher er, mit allen unter solchen Umständen üblichen Formeln und Komplimenten, klar den Zweck seiner Mission erklärte:

«Die wissenschaftlichen Forschungsreisen», sagte er u. a. «die ich vor zwei Jahren in Brasilien ausgeführt habe, haben mir Gelegenheit geboten, die große Entwicklung zu sehen, welche das Kaiserreich unter Ihrer Majestät erlebt hat. Beim Studium der so wichtigen Frage der Kolonisation habe ich mich überzeugen können, daß es der Wunsch Ihrer kaiserlichen Maje-

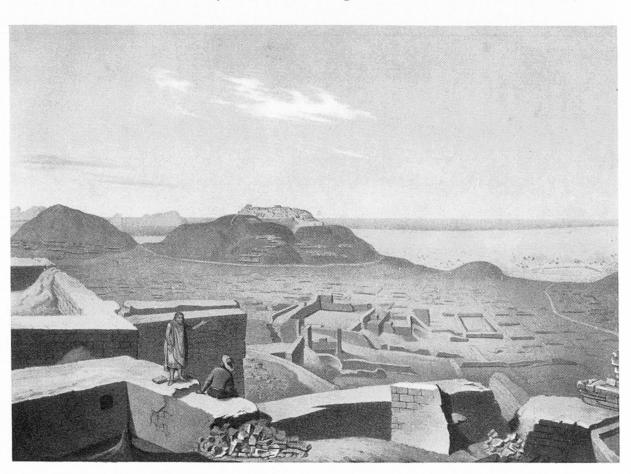


Tafel 15 Ratifikationsurkunde des Vertrages zwischen der Schweizerischen Eidgenossenschaft, vertreten durch Tschudi, und dem Kaiser von Brasilien, Dom Pedro II. Bundesarchiv

Tafel 16 Sonnentempel in Ollantaytambo



Tafel 17
Ruinen von Pachacamac (Tafel LIV aus «Antiguedades Peruanas» von Tschudi)



stät ist, das Schicksal der Kolonisten so glücklich wie möglich zu gestalten. Trotz dieser Ihrer väterlichen Sorge gibt es noch eine beträchtliche Zahl von Einwanderern, von denen ein Teil aus der Schweiz stammt, die sich in einer traurigen Lage befinden. Meine Regierung hat mich beauftragt, mit den illustren Ministern Ihrer kaiserlichen Majestät zu konferieren, um, wenn möglich, geeignete Mittel zu finden, das Schicksal dieser meiner unglücklichen Landsleute zu erleichtern...»

Der Kaiser antwortete stotternd und sich wiederholend! «...ich bin mir all der Vorteile bewußt, welche unsern beiden Ländern aus Ihrer diplomatischen Mission erwachsen werden und die von Ihnen abgegebene Erklärung, die durch Ihre eigene Beobachtung und Erfahrung unterstützt wird, beweist, daß Sie das Interesse kennen, welches die brasilianische Regierung ohne Unterlaß für das Wohlergehen der Kolonisten bewiesen hat und das eine der wichtigsten Grundlagen des Fortschritts der Kolonisation ist. Diese Tatsachen werden unsere diplomatischen Beziehungen immer leichter gestalten ...»

Dann übergab Tschudi sein Beglaubigungsschreiben dem Außenminister. Hierauf wurde er vom Zeremonienmeister durch den riesigen Thronsaal, Schritt um Schritt rückwärts gehend, begleitet. Das Protokoll erlaubte nicht, daß man dem Kaiser den Rücken kehre.

Die großen Zeitungen Rios publizierten den Text der Rede des schweizerischen Gesandten. Es entging ihm nicht, daß die portugiesische Übersetzung, die nach der dem Außenminister zum voraus übergebenen Kopie gemacht worden war, nicht ganz wortgetreu war. Statt «soulager le sort de mes infortunés compatriotes», hatte man «soulager» mit «suavisar» übersetzt, was natürlich viel schwächer ist. Und das Adjektiv «infortunés» war ganz ausgelassen worden, weil es offenbar vom Außenminister als für das Publikum zu deutlich empfunden worden war.

Nach der Audienz beim Kaiser machte Tschudi seine Antrittsbesuche bei allen Staatsministern und bei allen fremden Diplomaten. Die Herren von der Regierung zeigten sich sehr zugänglich und erwiesen ihm verschiedene Aufmerksamkeiten. Er bewertete diese Freundlichkeiten und Sympathiebezeugungen verschieden, da er wohl wußte, daß die brasilianischen Diplomaten sehr höflich und mit Versprechungen sehr freigebig seien. Aber umso schwerer sei es, von ihnen etwas Schriftliches zu erhalten.

Dann schrieb er dem Bundesrat, daß verschiedene Punkte seiner Instruktionen nicht durch die Ministerien erledigt werden könnten, da nur das Parlament zu ihrer Behandlung zuständig sei. Das betreffe u. a. die Ge-

setzgebung über die Zivilehen, über die Nationalität und das Erbwesen. Seine Aktion in diesen Dingen müsse sich auf Gespräche mit den Volksvertretern und auf Artikel in der Presse beschränken.

Ein Dekret vom Jahre 1851 über die dornige Frage des Erbschaftswesens war nur von der Schweiz, Portugal, Argentinien und Toscana ratifiziert worden, und Brasilien hatte immer die Wahl gehabt, es anzuwenden oder nicht, gestützt auf die Verfassungsbestimmung, welche sich auf die im Kaiserreich geborenen Kinder bezog, und wonach die Güter eines solchen Minderjährigen zurückbehalten werden konnten. So war zum Beispiel das beträchtliche Erbe eines Schweizers schon seit mehr als zwei Jahren konfisziert. Einzig die mit genügend großen Kriegsschiffen ausgerüsteten Seemächte konnten sich in solchen Fällen Gehör verschaffen.

Tschudi unternahm sofort energische Schritte, um dieser Willkür ein Ende zu machen. Die Arbeit begann unter ungünstigen Umständen. Das Wetter war schlecht und er mußte dem Klima seinen Tribut zahlen in der Form eines mehrtägigen Hausarrestes. Er entging zwar der damals wütenden Gelbfieber-Epidemie, der größten, die man je erlebt hatte. Fünfzehn Schweizer waren unter den Todesopfern. Wie können die gutsituierten Schweizerfamilien ihre Söhne in das mörderische Klima nach Rio senden? fragte sich Tschudi. Eben waren wieder vier junge Leute gelandet, von denen in einem Jahre drei wahrscheinlich nicht mehr am Leben sein würden.

Kaum genesen, nahm sich der Minister schon der Angelegenheiten der Einzelpersonen an und empfing Besuche in der Gesandtschaft, deren Büros im Hause des Generalkonsuls Raffard eingerichtet worden waren. Die Kolonisten verlangten sofortige Hilfe. Sie stellten sich vor, Tschudi bringe ihnen Säcke voll Geld vom Bundesrat. Die meisten verlangten in bitter forderndem Tone Befreiung von ihrer angeblichen Sklaverei und von ihren Schulden. Sogar Prostituierte kamen mit Klagen, es sei ihnen Geld gestohlen worden.

Tschudis Sinn für Klassifikation und seine Wahrheitsliebe erlaubten ihm rasch, verschiedene Kategorien von Gesuchstellern zu unterscheiden. Die einen lobten das brasilianische Kolonisationssystem rückhaltlos. Ihre Bewunderung war auf Geldvorteile oder auf fremden Druck zurückzuführen und schien keinen Glauben zu verdienen. Eine andere, stärkere Gruppe war durch eigene Schuld in Geldverlegenheiten gekommen. Diese Leute schimpften wie die Spatzen, statt vorerst ihre eigenen Fehler einzugestehen. Einige Aufrechte, endlich, erzählten die Dinge wie sie wirklich waren, Verschiedene von ihnen, die anfänglich verschuldet waren, hatten sich ganz frei machen

können und erklärten, daß, wer arbeiten wolle, in der Provinz Sâo Paulo ein Vermögen machen könne.

Tschudi befragte viele Unparteiische, die sich für das Problem interessierten und hielt zahlreiche Tatsachen fest. Durch strenge Sichtung des Materials bemühte er sich, ein klares Bild von der Lage der Kolonisten zu bekommen. Die Grundeigentümer, mit einer einzigen Ausnahme, erleichterten ihm die Aufgabe. Einzig José Vergueiro, Chef der Firma Vergueiro & Co., verweigerte ihm die Erlaubnis zum Besuch der Besitzungen, außer in seiner persönlichen Begleitung. Und dann richtete er es so ein, daß er und der Minister sich überhaupt nie trafen. Tschudi trieb die Unparteilichkeit so weit, daß er die Reklamationen der Kolonisten von Ibiçaba (Vergueiros Firma) nicht aufführte, weil er in diesem Falle nicht beide Seiten gehört hatte. Dagegen erhob er lebhaften Protest gegen die Gebühren, welche den Kolonisten, die mit Vergueiro verhandelt hatten, von vielen andern Grundbesitzern abgenommen wurden. Die Art der Berechnung der Halbpacht war ungerecht und schadete dem ganzen Kolonisationssystem.

Tschudis Erhebungen während einer ersten Rundreise in der Provinz Sâo Paulo zeigten immerhin, daß man nicht berechtigt war, von Sklaverei zu sprechen. Die Kolonisten, denen er begegnet war oder die er selbst besucht hatte, waren alle vollständig frei zu arbeiten, wann es ihnen paßte und aufzuhören wann sie wollten. Es gab keine Kontrolle der Arbeitsstunden. Aber es war im eigenen Interesse der Kolonisten, besonders zur Erntezeit, so fleißig wie immer möglich zu arbeiten. Mehr als die Hälfte der Kolonisten besaßen Reitpferde, und Tschudi sah sie nach Beendigung der Ernte einen oder mehrere Tage fröhlich im Lande herumreiten, ohne daß jemand auch nur daran gedacht hätte, irgend einen daran zu hindern.

Unser Gesandter scheute sich nicht, die Heimatgemeinden zum Teil verantwortlich zu machen für die Schwierigkeiten, die ihre Bürger erdulden mußten. Gleichzeitig mit einem ausführlichen Bericht an den Bundesrat über die Lage der Kolonisten in der Provinz Sâo Paulo, den er am 6. Oktober 1860 abgehen ließ, richtete er Briefe an neun Kantonsregierungen, eine private Depesche an den Chef des Politischen Departements und eine andere an Joachim Heer, den Vertreter des Kantons Glarus. Darin wurde die unüberlegte und unvorbereitete Auswanderung schonungslos gegeißelt.

«Gewisse Kantone werden diese bittern Wahrheiten sicher nicht publizieren», vertraute er seinem Bruder in einem Brief an, der im gleichen Monat geschrieben wurde. Viele Kolonisten, die in eine Lage geraten waren, aus der es sehr schwer war, ihnen herauszuhelfen, waren ihrer Aufgabe

beruflich gar nicht gewachsen. Gewissenlose Gemeinden hatten Elemente nach Amerika spediert, deren sie sich einfach entledigen wollten: Arbeitsunfähige, Alte, Geistesschwache, Kretinen, Gebrechliche, Epileptiker, auch berufsmäßige Bettler, Vagabunden, Alkoholiker, ehemalige Zuchthäusler und sogar Blinde. Viele von diesen hätten vielleicht in einer Stadt irgendwo beschäftigt werden können, aber sie erwiesen sich als vollkommen ungeeignet für die Arbeit auf dem Lande.

Unser Minister war nicht immer stolz auf seine Landsleute. Gerne hätte er sie bei jeder Gelegenheit gelobt und gerne und ohne Hintergedanken sie verteidigt. Das fühlte man, sobald es etwas zu rühmen gab. Auf einer Farm anerkannten die Kolonisten selber, der Grundbesitzer habe ihnen einen Dienst erwiesen, dadurch, daß er sie am Anfang streng behandelt habe. Sie waren dafür bei den ersten, die sich von den Schulden befreiten. Der Schweizer-Gesandte, der solche Charaktere zu schätzen wußte, läßt uns diese Leute lieb gewinnen durch ein paar anerkennende Worte, die von jeder Sentimentalität frei sind.

Dagegen verlangte er von den Gemeinden, daß sie einigermaßen das Unrecht, das sie an den Kolonisten begangen hatten, dadurch wieder gut machen sollten, daß sie auf die Rückzahlung eines Teils der vorgestreckten Gelder verzichten würden. An die Behörden beider Länder richtete er Briefe, um gegen das ungerechte System der Solidarschulden zu protestieren, wodurch man alle Mitglieder einer Familie oder eines Haushaltes verantwortlich machte für die Schulden von Personen, die unfähig waren, nur ihren Lebensunterhalt zu verdienen und die man oft einfach den Solidarschuldnern aufgenötigt hatte.

Tschudi hatte ein scharfes Auge für die Menschennatur mit ihren Tugenden und ihren Mängeln. Wo er mehr Qualitäten bei andern fand als Schwächen, vergaß er nicht zu loben. Wenn Schweizern Fehler vorgeworfen werden mußten, gab er sie offen und bescheiden zu. Es gab unter den brasilianischen Richtern vollkommen ehrliche Männer, die würdig ihres Amtes walteten und den Kolonisten mit größter Unparteilichkeit zu Hilfe kamen. Die Ungerechtigkeit rührte vor allem daher, daß gewisse Grundeigentümer berufen wurden, Streitigkeiten zu entscheiden, in denen sie sowohl Richter als auch Partei waren. Da hatte ein Kläger nichts zu erwarten. Das, sagte Tschudi, nachdem er die Fälle genau geprüft hatte, dürfte in Zukunft nicht mehr vorkommen. Genau so wie in der Naturwissenschaft war er ein scharfer Beobachter auch der sozialen Zustände. Aber er war zu ehrlich, aus seinen unzähligen Feststellungen Systeme ableiten zu wollen,

an welche er selbst nicht glaubte. Da die Menschen eine soziale Ordnung haben, die sie selbst beeinflussen und ändern können, wollte er sich nicht wie bei der Tierwelt darauf beschränken, nur zu notieren, was er gesehen hatte.

Man müsse versuchen, erklärte er, für beide Parteien gerechte Bedingungen zu schaffen, Regeln aufzustellen zur Verbesserung der gegenseitigen Beziehungen, zur Verhinderung jener Entmutigung, die zur Folge hat, daß die Kolonisten weniger gut arbeiten oder daß die Besitzer mit zu großer Härte einschreiten. Da, endlich, wo die Existenzbedingungen wirklich ungenügend seien, müsse man die Einwanderer wegnehmen und sie in andere Kolonien versetzen.

Obschon er grundsätzlich die Situation lieber durch Maßnahmen verbessert hätte, die allen Einwanderern und für immer zugute gekommen wären, trug Tschudi den besonderen Umständen Rechnung, so oft ihn sein Gerechtigkeitssinn dazu trieb. Die bedrängtesten Kolonisten hatten ihre letzte Hoffnung auf seine Vermittlung gesetzt. Einige von diesen Fällen empfahl er der besondern Aufmerksamkeit der kaiserlichen Regierung. Etwa dreißig Familien sollten wenn möglich auf besseres Land versetzt werden.

Die Kolonisation dürfe auch nach brasilianischer Ansicht nicht ein Mittel sein, um zu versuchen, die Arbeit der Neger durch diejenige freier Menschen zu ersetzen. Es gehe im Grunde darum, die Intelligenz und die Arbeit einzusetzen gegen Gleichgültigkeit und Faulheit. Das Beispiel einiger blühender Betriebe in andern Provinzen zeige doch deutlich, daß Verbesserung der Lebensbedingungen den Reichtum des ganzen Landes heben könnte. Unser Minister sah voraus, daß eine große Zahl von Auswanderern, die in weniger guten Kolonien bleiben mußten, ihm Vorwürfe wegen seiner Auswahl machen und gleiches Recht verlangen würden, wie es den Versetzten bewilligt worden war.

«Aber all das beunruhigt mich nicht sehr», schrieb er dem Bundesrat, «ich kenne keine andere Regel für mein Verhalten als meine Pflicht und die strengste Unparteilichkeit.»

Auch die geistigen Bestrebungen beschäftigten die Aufmerksamkeit des Vermittlers. Er forderte Schulen, Kirchen, Geistliche für die Kolonien. Er zeigte, daß viele nützliche Kräfte auf die Auswanderung nach Brasilien verzichten würden, wenn man ihnen nicht die Möglichkeit biete, den Gottesdienst zu besuchen.

H. hatte die Grundbesitzer angeklagt, sie übten einen Druck aus, um Protestanten zum Katholizismus zu bekehren. Tschudi erkundigte sich sehr genau bei den Familien, die bei den in Verdacht gekommenen Grundbesitzern arbeiteten und konnte dem Bundesrat melden, daß die Klagen vollständig unbegründet seien. Nicht ein einziger Versuch war gemacht worden, um auch nur eine einzige reformierte Person zu überreden, katholisch zu werden. Der am direktesten verdächtigte Grundbesitzer, stellte er fest, spreche übrigens kein Wort Deutsch und die neuangekommenen Schweizer verstünden kein Portugiesisch, so daß sie wohl kaum Religionsgespräche miteinander geführt haben werden.

Die Forderungen des schweizerischen Gesandten an das Ministerium des Äußern von Brasilien mit Bezug auf die Verbesserung des Schicksals gewisser Familien waren vernünftig und beschränkten sich auf ein paar klare Fälle, so daß der Gesuchsteller mit Bezug auf den Schuldennachlaß und die Anlage eines neuen landwirtschaftlichen Zentrums sehr bald eine prinzipiell zustimmende Antwort erhielt.

Johann Jakob war nicht wenig stolz, als er dem Bruder schreiben konnte, er verdanke das Wohlwollen der brasilianischen Regierung mehr seinem Namen und seiner Persönlichkeit als seiner Stellung als außerordentlicher Gesandter. Die kaiserlichen Minister kümmerten sich wenig um eine kleine Nation, die nicht einmal Kriegsschiffe habe. Aber sie gaben ganz den berechtigten Forderungen eines überzeugten Mannes nach, der auch das Vertrauen der wichtigsten interessierten Großstaaten besaß und wagte, an die öffentliche Meinung zu appellieren. Die Behörden fürchteten in ihm den Schriftsteller und vermieden es, eine Forderung zurückzuweisen oder ihn zu provozieren, da sie überzeugt waren, sein Einfluß würde es ihm erlauben, die Einwandernug fast ganz abzustellen.

Die andern Diplomaten beneideten den schweizerischen Minister wegen der erreichten Resultate und erklärten, daß ein anderer Unterhändler längst unverrichteter Dinge abgereist wäre. Es hatte zum Beispiel genügt, daß er dem Minister des Äußern wegen der schlechten Behandlung der Schweizer-Kolonisten von Espiritu Santo eine etwas scharfe Note sandte, um schon am folgenden Tage eine günstige Antwort zu erhalten, während andere Diplomaten wochenlang umsonst auf Bescheid warteten.

Tschudi war entschlossen, seine außerordentlich günstige Stellung auszunützen, um die Instruktionen bestmöglich zu erfüllen und seine Mission ehrenvoll zu Ende zu führen. Immerhin verdankte er seine Erfolge nicht der Hilfe des preußischen Minister-Residenten Herrn von Meusebach, von dem er ursprünglich viel erwartet hatte. Meusebach war bald nach ihm in Rio eingetroffen und hatte bei der Übergabe seines Beglaubigungsschreibens

eine schlechte Rede gehalten, die deutlich der guten Ansprache seines schweizerischen Kollegen nachgeahmt war. Er glich wie ein Bruder dem Herzog von Mecklenburg und die chronique scandaleuse behauptete, er sei ein unehelicher Sproß der großherzoglichen Familie.

Der tugendhafte Glarner konnte nicht begreifen, daß Preußen in einem so wichtigen Moment einen so verächtlichen Vertreter nach Rio senden konnte. Während einer seiner ersten Inspektionsreisen hatte der Preuße gewünscht, Tschudi begleiten zu dürfen. Nach drei Wochen hatte sich Tschudi von ihm getrennt und nur die Rücksicht auf die königlich preußische Regierung hatte ihn so lange sich gedulden lassen. Aber in einem Brief an seinen Bruder bezeichnete er den Mann schon als einen Menschen, der allen Lastern ergeben sei, als «einen kompletten Dummkopf» oder «einen vollendeten Narren».

Nach seinen ersten Erfolgen bereitete sich Tschudi zum Besuche der verschiedenen Kolonien in den weiter entfernten Provinzen vor, um seine Forderungen mit noch ausführlicheren Berichten belegen zu können. Meusebach hätte wieder mit ihm gehen wollen. Es kostete den Schweizer viel Mühe, sich diesen Begleiter vom Leibe zu halten. Als Hauptargument mußte die absolute sprachliche Unfähigkeit Meusebachs herhalten, der keine Ahnung von der portugiesischen Sprache hatte. Das ungünstige Urteil Tschudis über seinen Kollegen war sicher nicht übertrieben; denn schon wenige Monate später ging Meusebach im Delirium unter und mußte interniert werden. Tschudi faßte damals lakonisch die Ursachen in wenige Worte: «Übertriebener Genuß alkoholischer Getränke, venerische Ausschweifungen und Sonnenstich.»

Am 25. Oktober 1860 verließ der schweizerische Minister allein die Hauptstadt auf einem Dampfer, um die Provinz Espiritu Santo zu besuchen. In Victoria stieg er, nachdem er im Hafen den herrlichen Sonnenaufgang bewundert hatte, die Treppe des Palastes hinan, in welchem der Präsident der Provinz residierte. Sein Gastgeber öffnete Tschudi freigebig alle Dossiers, die die Kolonisten betrafen und stellte ihm Pferde zur Verfügung, damit er die Betriebe von Santa Isabel besuchen könne. Er fand die Lebensbedingungen der Schweizer relativ gut geregelt. Nachdem er selber festgestellt hatte, daß der Boden mager war, sagte er der Kolonie eine Zukunft voraus, die ihre Existenz erlaube, aber kaum Prosperität erwarten lasse. Als Tschudi nach Victoria zurückkehrte, hatte der Präsident der Provinz sich schon dafür eingesetzt, daß ihm ein Kanu zur Verfügung gestellt wurde.

Am folgenden Tage führten vier Neger-Ruderer den Minister den Rio Santa-Maria hinauf, der Kolonie Santa Leopoldina entgegen. Die Mäanderwindungen des Flusses durchquerten die Güter der brasilianischen Viehzüchter. In Porto Cachoeira, wo er in der Holzbaracke des Direktors schlafen sollte, wurde er von Kolonisten empfangen, die den Tag seiner Ankunft erfahren hatten. Sofort begannen die Klagen über die schlechten Existenzbedingungen.

In der Tat, nie bevor er diesen landwirtschaftlichen Betrieb anlegen ließ, hatte sich der Präsident der Provinz Espiritu Santo an Ort und Stelle begeben. Er hatte nicht einmal die Grundbesitzer der Umgebung konsultiert. Man hatte ein zum großen Teil unproduktives Gebiet gewählt, an den wasserarmen Abhängen der Serra dos Aymorès. Die Direktoren hatten das Land verteilt, ohne eine Spur von Gerechtigkeit walten zu lassen.

Selbst der Wald sah ärmlich aus. In den Feldern trieb der Mais nur schwach und verdorrte bevor die Kolben reiften. Die Maniokawurzeln hatten nicht genug Humusboden. Die Kaffeepflanzen wuchsen gut im ersten Jahr, schlecht im zweiten und starben im dritten schon ab. Zwei Drittel der Einwohner der Kolonie konnten nicht genügend Nahrung produzieren. Die Subventionen wurden durch unehrliche Direktoren in andere Taschen als die der Unterstützungsberechtigten gelenkt. Und doch sang im gleichen Jahr der brasilianische Innenminister in seinem Bericht das Lob der Kolonie Santa Leopoldina, rühmte die Qualität des Bodens, die Zufriedenheit der Kolonisten und das Gedeihen ihrer Siedlungen.

Die Einwanderer glaubten, Tschudi sei gekommen, um sie von ihren Schulden loszukaufen und sie nach den La Plata-Staaten zu führen. Als sie über den Irrtum aufgeklärt wurden, veranstalteten die heftigsten unter ihnen eine Meuterei, umringten den Gesandten ihres Vaterlandes und überschütteten ihn mit Beleidigungen. Sie drohten, selbst ihre Häuser anzuzünden, wenn man sie nicht anderswohin führe, und sie wollten mit Gewalt nach Victoria ziehen. Gefängnis und Tod fürchteten sie weniger als das langsame Dahinsiechen.

Tschudi war nicht ein Mann, der sich einschüchtern ließ. Sicher nicht ohne Gefahr für sein Leben, ging er mitten unter die Aufständischen und verlangte Ordnung im Namen des Bundesrates, den er vertrete, und Achtung für den Gesandten der Heimat. Mut hat zu allen Zeiten der Menge Eindruck gemacht und Ruhe folgte dem Sturme. Tschudi bemerkte sofort, daß die Unruhigsten und die Arbeitsscheuen den Auflauf organisiert hatten. In seinem Bericht vom 20. Dezember 1860 schilderte er, ohne einen Schat-

ten von Zorn über den Zwischenfall, dem er beinahe zum Opfer gefallen wäre, die bedauerliche Lage, in der sich die fremden Arbeiter von Santa Leopoldina befanden. Schweizer sowohl wie die andern, waren hergelockt worden, und er bemitleidete die, welche dort umsonst arbeiten mußten.

Die Inspektionsreise führte ihn weiter nach Rio Novo im südlichen Teil der Provinz Espiritu Santo, wo die schweizerische Landbaukolonie von einer Aktiengesellschaft abhängig war, die durch einen gewissen Major da Silva, einen ehemaligen Sklavenhändler, präsidiert wurde. Die Anbaumöglichkeiten waren dort viel besser, der Boden fruchtbarer. Leider aber hatten die Einwanderer schwer gelitten unter schlechten Direktoren und betrügerischen Agenten.

Im Monat November setzte Tschudi seine Mission fort über Campos, Sâo Fidelis und Morro Queimado, das Neu-Freiburg geworden ist. Schweizer hatten sich dort schon 1819 niedergelassen. In den ersten Jahren ging es ihnen geschäftlich sehr schlecht. Sie hatten gegen Schwierigkeiten zu kämpfen, denen die meisten neuen Kolonisten ausgesetzt sind. Verträge wurden nicht respektiert, der Boden erwies sich als weniger fruchtbar als man geglaubt hatte. Die meisten Ackerbauer verließen ihre ersten Felder, um besseres Land zu suchen. Sie arbeiteten mutig, und nach und nach — mit wenigen Ausnahmen — wurden ihre Anstrengungen von Erfolg gekrönt.

Eine ähnliche Entwicklung wie in Novo Friburgo konnte man auch in den andern Schweizer-Kolonien Brasiliens erwarten. Zuerst Enttäuschung und Entmutigung, Gejammer der Neuangekommenen, Entbehrungen und Krankheiten, dann, bei Ausdauer, allmähliche Verbesserung und schließlich Wohlergehen und Wohlstand, wie sie ihn in Europa nie hätten erreichen können. Auf einer Farm, drei Meilen von Cantagallo, fand der schweizerische Gesandte den letzten überlebenden Gründer von Neu-Freiburg. Er stammte aus dem Kanton Luzern und wohnte bei seinen Schwiegersöhnen. Er hatte sechsundvierzig Nachkommen.

In allen von ihm durchreisten Gegenden erkannte Tschudi immer wieder die gleichen Symptome wie in São Paulo: schlechte berufliche Eignung vieler der unbedachterweise ausgesandten Kolonisten, zu hoher Zins für zu große Schuldenlasten, oft zu wenig fruchtbares und schlecht verteiltes Land, mangelhafte Handhabung der Justiz.

Zwischen den Inspektionsreisen begnügte sich Tschudi keineswegs nur mit der Abfassung von Berichten. Er blieb in beständigem Kontakt mit der brasilianischen Regierung, die seine Vorschläge zur Hebung der Existenzmöglichkeiten der Halbpacht-Kolonisten sehr ernst nahm. An einem Diplomatentreffen in Rio begegnete der Außenminister Tschudi zum ersten Male wieder seit seiner Rückkehr von einer Expedition in die Provinz Sâo Paulo. Dabei erklärte der Außenminister zum Vertreter der Schweiz gewandt:

«Die Zukunft Brasiliens, die von der Einwanderung abhängig ist, liegt sozusagen in den Händen Eurer Excellenz. Wir haben beide für Brasilien lebenswichtige Fragen miteinander zu behandeln.»

Der schweizerische Gesandte durfte somit Ende 1860 wohlbegründete Hoffnungen hegen, daß seine Vorschläge angenommen und die Lage zahlreicher Familien verbessert würde.

Tschudis Berichte hatten jedoch nicht alle Interessenten in der Schweiz befriedigt. Seine Klagen über das Vorgehen der Gemeinden und über die ganz ungenügende Qualifikation eines Teils der exportierten Arbeitskräfte waren rasch allgemein bekannt geworden. Weit davon, seine Arbeit anzuerkennen, griffen ihn die sich betroffen fühlenden Gemeindevertreter hinterrücks an. Gewisse Zeitungen machten sich zum Echo der giftigen Worte seiner Feinde. Sie deuteten an, reiche Grundbesitzer in Sâo Paulo hätten ihn «gekauft», so daß er jetzt gegen seine Landsleute arbeite. Die Glarner Zeitung bedauerte, daß man nicht einen Mann aus dem Volke gesandt habe, um den unglücklichen Ausgewanderten die Hand zu reichen. Sie vergaß, daß Tschudi selber das Feld bestellt hatte und wohl wußte, was man von einem Landarbeiter erwarten darf.

«Es ist wirklich traurig», schrieb er an seinen Bruder Friedrich, «auf diese Weise entschädigt zu werden für die Mühe und für die großen Opfer, die man bringt... Die Arbeit und die Anstrengungen solcher Missionen können nicht mit Geld entschädigt werden. Nur der Erfolg der unternommenen Schritte kann einen entschädigen.»

Den Mut verlor er allerdings nie. Wenn ihn auch die Tageszeitungen in der Heimat angriffen, wenn auch der Bundesrat nicht immer auf seine Depeschen antwortete, es gab doch Leute im Lande, die seine Verdienste anerkannten. Das Journal de Genève vom 31. Januar 1861 schrieb: «Nie war der Bundesrat besser beraten als damals, als er Herrn von Tschudi berief, um die Eidgenossenschaft in Brasilien zu vertreten. Diesem Diplomaten ist es gelungen, die Beziehungen der beiden Länder auf bester Grundlage zu festigen.»

Noch war eine große Arbeit zu bewältigen. Der Bundesrat beauftragte seinen Gesandten, die Frage der Schulden der Schweizer Kolonisten zu regeln, welche durch das Großunternehmen Vergueiro & Co. engagiert worden waren. Der Fuchs von Grundeigentümer gab keine Antwort auf die ihm gemachten Offerten. Von ihm war offenbar nichts zu erreichen, wenn man ihm nicht den Prozeß machte. Aber der Gesandte fürchtete die hohen Kosten. Diese würden wenigstens 40 000—50 000 Fr. betragen, und der Prozeß könnte Jahre dauern. Es schien ihm besser zum Studium der Frage eine Kommission einzusetzen, welcher die größten Schweizer Kaufleute in Rio und der Schweizer Konsul angehören sollten. Die Anwesenheit des Ministers sei nicht nötig.

Die ganze Tätigkeit des Ministers ging darauf aus, für die Zukunft bessere Anstellungsbedingungen zu erwirken und zu verhindern, daß die Kolonisten wiederum ungünstige Kontrakte unterzeichneten. Man mußte also zum Abschluß einer Konsular-Konvention mit der brasilianischen Regierung zu kommen suchen. Den fremden Konsuln sollte die Konvention größere Kompetenzen gewähren als sie bisher besaßen. Sie sollten zum Beispiel das Recht erhalten, Erklärungen und Aktenstücke entgegenzunehmen, welche die Kaufleute und Bürger eines Landes unter sich abschließen wollten. Sie sollten ermächtigt werden, Hinterlassenschaften von in Brasilien gestorbenen Ausländern zu verwalten und zu liquidieren, selbst wenn die Erben minderjährig wären. So wurden die meisten Punkte, die ursprünglich zu Klagen Anlaß gegeben hatten, durch die Konvention glücklich geregelt.

Im Moment, wo Tschudis Anwesenheit in Rio am dringendsten gewesen wäre, um zu einem Abkommen zu gelangen, erhielt er von Bern ein Diplom, durch das er als bevollmächtigter Minister auch bei den La Plata-Staaten akkreditiert wurde. Der Bundesrat beauftragte ihn, mit den dortigen Regierungen Handelsverträge abzuschließen, obschon Tschudi seiner vorgesetzten Behörde vom Abschluß solcher Verträge entschieden abgeraten hatte. Direkte Informationen aus Buenos Aires und Montevideo hatten ihm enthüllt, daß die Kammern beider Länder im Begriffe seien, alle bestehenden derartigen Verträge zu kündigen. Es schien ihm manchmal, man treffe in Bern Entscheidungen, ohne zu wissen, um was es gehe.

Im April 1861 machte sein Bruder in einem Brief eine Anspielung auf den diplomatischen Posten in Wien. Die Schweiz war zu jener Zeit in der habsburgischen Hauptstadt durch einen Geschäftsträger vertreten, der seinen Rücktritt zu nehmen gedachte. Friedrich hatte damit einen Punkt berührt, wo Johann Jakob empfindlich war, und er hatte zugleich den Keim zu neuen Zukunftssorgen in des Bruders Gemüt gelegt.

Von da an stellten sich ihm verschiedene neue Fragen. Er konnte beweisen, daß er den diplomatischen Aufgaben gewachsen sei. Es drängte ihn zu wissen, wann die Ratifikation des von ihm in Aussicht genommenen Vertrages zwischen der Schweiz und Brasilien stattfinden könne. Als außerordentlicher Gesandter stand er im zweithöchsten diplomatischen Rang.
Wenn er Geschäftsträger würde, müßte er um einen Rang hinuntersteigen.
Die Bundesversammlung schien wenig Bereitschaft zu zeigen, den WienerPosten statt durch einen Geschäftsträger durch einen Minister besetzen zu
lassen. Diese Überlegung diente ihm vorläufig als Vorwand, um dem Bruder
zu antworten, er ziehe es vor, nach der Rückkehr aus Brasilien ins Privatleben zurückzukehren.

In Rio hatten die Arbeit und die verschiedenen Démarchen des Schweizer Ministers Früchte getragen. Mitte Januar war die Konsular-Konvention, zu der er selber alle Elemente, ja fast jedes Wort beigetragen hatte, fertig. Am 21. wurde sie von den Bevollmächtigten beider Länder unterzeichnet. Johann Jakob von Tschudi vertrat den schweizerischen Bundesrat, und Brasilien hatte Joâo Luis Vieira Consançao de Sinimbu, Senator des Kaiserreichs, Ritter des Christus- und Rosenordens, Groß-Kreuz des österreichischen Kaiser-Ordens, Minister und Staatssekretär im Ministerium des Äußern, delegiert. Zur vollen Inkraftsetzung bedurfte der Vertrag noch der Ratifikation durch den Bundesrat und den Kaiser.

Diese Konvention, die es ermöglichte Konsuln überall da zu ernennen, wo ihre Gegenwart für die Förderung des Handels und im Interesse der Kolonisten als notwendig befunden wurde, erhöhte gleichzeitig die Befugnisse der Konsuln. Die Ausgewanderten sollten bei ihnen wirksamen Schutz gegen die flagrantesten Willkürakte finden. Waisenkinder besonders sollten nicht mehr der Gnade der Ortsbehörden ausgeliefert werden.

Mehrere hundert Schweizer, die der großen Hilfe bewußt waren, welche der Minister ihnen gebracht hatte, unterzeichneten eine Petition, in der sie um Verlängerung seiner Mission bis zum Abschluß des definitiven Übereinkommens baten. Die Konsuln drohten mit Demission, wenn die Konvention nicht ratifiziert werde, indem in diesem Falle alle ihre Stellung als unhaltbar betrachten müßten.

Seinerseits hoffte Tschudi, bald greifbare und dauerhafte Resultate erreichen zu können. Seine Beziehungen zum Kaiser waren ausgezeichnet. Kolonisationsfragen diskutierte er direkt mit dem Landwirtschafts-Minister.

Das englische Schiff, das anfangs Juni in Rio eintraf, brachte Nachrichten, welche für einen Moment die persönlichen Sorgen der Emigranten in den Hintergrund stellten zu Gunsten ihrer Glarner Landsleute daheim. Eine schwere Katastrophe hatte Glarus betroffen. Ein Teil des Fleckens war abgebrannt. Die Brasilien-Schweizer organisierten sofort eine Kollekte, die Fr. 27 000.— einbrachte. Auch der Kaiser spendete Fr. 1300.— für die Brandgeschädigten. Sie erhielten ferner als Gabe in Natura eine große Sendung Kaffee. Das nächste Postschiff brachte Einzelheiten über den großen Brand und Pläne und Bilder der zerstörten Quartiere.

Unterdessen setzte Tschudi seine Verhandlungen mit der kaiserlichen Regierung fort. Leider war im Juli 1861 der bisherige Außenminister ersetzt worden. Sein Nachfolger zeigte sich weniger zugänglich und seine passive Haltung verzögerte die Ratifikation.

Als unser Diplomat im Prinzip die Zustimmung Brasiliens zur Konsular-Konvention erreicht hatte, die für die Schweizer so segensreich und vorteilhaft war, ließ man ihn lange umsonst auf die Entscheidung der Schweizer-Regierung warten. Der Termin lief am 26. Juli ab und der am 18. Juli eingelaufene Dampfer hatte noch keine Instruktion gebracht. Der Bundesrat hatte seinen Gesandten nicht einmal beauftragt, eine Verlängerung des Termins zu erbitten. Falls keine Weisungen kommen sollten, war Tschudi entschlossen, auf eigene Verantwortung um Verlängerung zu ersuchen.

Kaiser Dom Pedro unterzeichnete die Ratifikation am 3. August 1861 in seinem Palast in Rio de Janeiro. Das Dokument ist in grünen Sammet gebunden. Das goldgestickte Super-Ex-Libris trägt das Wappen Brasiliens mit der kaiserlichen Krone. Ein Siegel aus gelbem Wachs, zehn Zentimeter im Durchmesser und in einer fein ziselierten Kapsel verpackt, war mit dem Dokument verbunden. Dom Pedro II., verfassungsmäßiger Kaiser von Brasilien, erklärte darin, daß er die am 26. Januar zwischen ihm und der Schweizerischen Eidgenossenschaft durch die Bevollmächtigten abgeschlossene Konvention billige und ratifiziere. Er sei bei ihrem Abschluß anwesend gewesen und habe sie gut überlegt und studiert.

Tschudi brachte noch den Monat September in Rio zu. Es mußte erreicht werden, daß die Ehen von Nicht-Katholiken, ob im Ausland oder in Brasilien abgeschlossen, anerkannt und ihre zivile Gültigkeit gesetzlich verankert wurde. Am 11. September schrieb er seiner Regierung, daß ein Dekret diese Rechte zulasse. Von da an besaß die Kolonie von Rio Novo einen reformierten Pfarrer und die Kolonien von Santa Isabel und Theresopolis sollten einen gemeinsamen Seelsorger anstellen dürfen. Damit war Tschudis Mission beendet.

Vor seiner Abreise berief er am 16. September eine Versammlung der Schweizerischen Wohltätigkeitsgesellschaft nach Rio ein. Diese Gesellschaft vereinigte zahlreiche Landsleute für Zwecke der Wohltätigkeit. Leider war sie von der Auflösung bedroht, durch ein brasilianisches Gesetz, als alle Aktiengesellschaften unter die direkte Kontrolle der kaiserlichen Regierung gestellt wurden.

Der schweizerische Gesandte hatte ein Gesuch der Hilfsgesellschaft empfohlen, das den Bundesrat ersuchte, das Patronat der Gesellschaft zu übernehmen. An dieser letzten Sitzung an der er teilnahm, konnte Tschudi der Kolonie die zustimmende Antwort des Bundesrates melden, und mit Akklamation wurde die Weiterführung der Gesellschaft beschlossen. Dann beglückwünschte der Gesandte die Mitglieder zu ihrem spontanen, begeisternden Entschluß, als Ausdruck der Gefühle, welche die Schweizer im Auslande zusammenführen, um sich gegenseitig zu stützen. Söhne des gleichen Vaterlandes erwiesen sich desselben am besten würdig durch Taten der gegenseitigen Hilfe und durch Brüderlichkeit.

Seine Aufgabe war in dem Moment erfüllt, als der Kaiser die Konsular-Konvention unterzeichnet hatte. Tschudi beeilte sich, an den eigenen Herd und zu seiner Familie zurückzukehren, wo er seine wissenschaftlichen Studien wieder aufnehmen und seine Leber kurieren wollte, die durch allerlei Sorgen, Überarbeitung und das tropische Klima zu Schaden gekommen war.

Das Projekt einer Gesandtschaft in den La Plata-Staaten war fallen gelassen worden, nachdem Tschudi fünf Depeschen nach Bern gesandt hatte, um die Zwecklosigkeit des Vorschlages zu erklären. Dann bat er um seine Rückberufung. Drei Gesuche blieben unbeantwortet. In seiner Ungeduld schrieb Johann Jakob an Friedrich, wenn der englische Dampfer am 9. September die erwartete Rückberufung nicht bringe, werde er, nach Einholung eines Urlaubes beim Kaiser, auf eigene Verantwortung heimkehren.

Am 21. Oktober übergab unser bevollmächtigter Minister dem Kaiser sein Abberufungsschreiben, das endlich eingetroffen war. In seiner letzten Audienz hielt der Diplomat nochmals eine Rede. Darin erinnerte er an seine Studien über die Kolonisation und seine Forschungen an Ort und Stelle. Die kaiserliche Regierung habe ihm die große Genugtuung erwiesen, den Anliegen zu entsprechen. Das erfülle ihn mit voller Zuversicht, auf das Bestreben und das Verständnis der Minister der Krone, daß die wahren Interessen des Landes mit denen der Einwanderer, die nach Brasilien kommen, um hier eine neue Heimat zu suchen, harmonisch ausgeglichen werden können. Vier Tage später verließ er Rio auf dem französischen Dampfer «Béarn».

Im Bewußtsein für das Wohl seiner Landsleute in Brasilien alles getan zu haben, was man von ihm erwarten konnte, wurde der Delegierte des Bundesrates wieder ein zurückgezogener Privatmann auf seinem stillen österreichischen Landgut, wo er seine Tagesarbeit aufteilte zwischen der Landwirtschaft, den wissenschaftlichen Berichterstattungen und seiner Familie. Auf dem Jakobshof erfuhr er die weitern Resultate der Verhandlungen, die er für sein Land geführt hatte.

Am 13. Dezember 1861 genehmigte der Bundesrat endlich die Konsular-Konvention. Das Protokoll sah jetzt nur noch die Zustimmung oder Ablehnung durch die Eidgenössischen Räte vor. Zu Anfang des folgenden Jahres wurde der Vertrag mit Antrag des Bundesrates auf Zustimmung den beiden Räten vorgelegt.

In der Zurückgezogenheit des Jakobshofes war die lange Wartefrist für Tschudi eine wahre Geduldprobe. Es ärgerte ihn, daß gerade seine Ostschweizer Landsleute für die Verschleppung verantwortlich waren und ihre Zustimmung besonders schwer zu erreichen war. Ständerat Aeppli von St. Gallen, dessen Name damals zum ersten Mal in den Briefen Johann Jakobs an Friedrich erschien, hatte sogar ein Gutachten über die Konvention erstellen lassen. Ihr Verfasser war der frühere Konsul in Rio, Heinrich David. In der Folge sollte Aeppli noch mehrmals als Gegner der Projekte des Glarners erscheinen. Landammann Joachim Heer von Glarus, derselbe, welcher zuerst den Naturforscher Tschudi für die delikate Mission in Vorschlag gebracht hatte, nahm Anstoß an dem Wort «Untertan», das im deutschen Vertragstext stand. Es war aber nur einem ungeschickten Übersetzer zuzuschreiben. Im maßgebenden französischen Originaltext steht das in einem diplomatischen Dokument sicher nicht zu beanstandende Wort «sujet».

Diese Einwendungen hinderten immerhin die Bundesversammlung nicht daran, das diplomatische Werk Tschudis unparteiisch zu würdigen. Die wichtigste ernsthafte Kritik entsprang der Befürchtung, man schaffe einen gefährlichen Präzedenzfall, wenn man die Befugnisse der Konsuln so außerordentlich verstärke, wie es in dieser Konvention vorgesehen war. Die zuständige Kommission der Bundesversammlung kam aber glücklicherweise zur Einsicht, daß in überseeischen Ländern der Konsul bis zu einem gewissen Punkt für seine Landsleute die Regierung der fernen Heimat vertreten müsse.

Schließlich erklärte die Kommission, der Vertrag sei für die in Brasilien niedergelassenen Schweizer außerordentlich vorteilhaft; darum stelle sie den Antrag auf Ratifikation. Eindruck machten offenbar auch die Petitionen, welche sechzig bedeutende Schweizer-Firmen in Rio und Per-

nambuco an den Bundesrat gerichtet hatten, um ihn zu bitten, die Konvention so rasch als möglich zu genehmigen. Eine der Petitionen erklärte, nach Ansicht der Unterzeichneten sei die Konvention allein schon mehr wert, als die ganze diplomatische Mission gekostet habe. Schließlich gab auch noch Landammann und Ständerat Aeppli seinen Segen und fügte sein Lob zu dem seiner Kollegen und dankte dem Unterhändler für die erreichten wichtigen Resultate.

Nach der definitiven Ratifikation durch beide Länder trat der Vertrag am 24. Juli 1862 in Kraft. Damit begann eine neue Ära für die nach Brasilien ausgewanderten Schweizer. Im gleichen Jahre schon schloß Frankreich ein ähnliches Übereinkommen mit Brasilien ab.

29

Medizinische und diplomatische Tätigkeit in Österreich

Bevor er Rio verließ, hatte sich Tschudi für das Museum in St. Gallen eine Reihe von Tieren gesichert. Der die Sendung begleitende Brief erwähnt u. a. einen großen Brüllaffen, zwei Arten Cajous, einen Schimpansen (Gamba), eine Tigerkatze, ein Stachelschwein, sowie eine Anzahl kleiner Baumaffen.

Der Verleger Brockhaus, der 15 Jahre früher die Idee eines Lexikons der Naturwissenschaften mit Tschudi diskutiert hatte, ohne zu einem Abschluß zu kommen, drängte ihn nun, die «Reiseskizzen aus Südamerika» zu vollenden. Sie sind 1862 erschienen. Die ziemlich trockene Schilderung seiner Reise von 1858 enthält da und dort Abschnitte, die sich auf die später besuchten brasilianischen Provinzen beziehen. Auch sind einige Anekdoten eingestreut. Obschon sie besser geordnet sind als die «Reiseskizzen» von 1842, fehlt es den Berichten etwas an Leben. Die noch nie publizierten Briefe an seine Familie und an seine Freunde geben seine amerikanischen Erlebnisse viel frischer und angenehmer wieder.

Als Arzt hatte sich Tschudi nicht damit begnügt, die durch Epidemien verursachten Verheerungen betrübt zur Kenntnis zu nehmen. Während des Aufenthalts in Brasilien hatte er versucht, die Ursachen einer solchen Geißel zu enthüllen, welche jedes Jahr zahlreiche Opfer forderte. Auf seiner letzten Reise bedauerte er oft, daß er während der frühern Expeditionen gewisse Bräuche der Brasilianer zu leicht genommen habe, mit welchen sie ansteckenden Krankheiten zu entgehen versuchten. Diese Fest-

stellung zeigt, wie nahe er einer großen Entdeckung gekommen war. Aber die wissenschaftlichen Methoden seiner Zeit lenkten ihn leider auf eine falsche Spur.

Es war zur Zeit, als die Theorien über den Ozongehalt der Luft als ein wichtiger Faktor im Kampf gegen die ansteckenden Krankheiten ausschließlich das Feld beherrschten. Der Diplomat und Arzt war über die Arbeiten des Basler Professors Schoenbein orientiert und hatte selbst den Ozonmeter angewandt, um festzustellen, ob die Fieberkrankheiten durch den Ozongehalt der Luft beeinflußt werden. Er hatte sich in Rio mit einem französischen Arzt, Dr. Chomet, in Verbindung gesetzt, der ihm bei den Untersuchungen behilflich war. Am 20. Mai 1861 bestellte der schweizerische Gesandte in Brasilien bei Professor Schoenbein in Basel brieflich neue Versuchsapparate und teilte ihm gleichzeitig die von ihm gemachten Feststellungen mit. Drunten in Rio, schrieb er, bestehe unbedingt eine Beziehung zwischen der Menge von Ozon in der Luft und den sanitären Bedingungen. Je geringer der Ozongehalt sei, desto mehr verschlimmere sich der Zustand der Kranken. Mangel an diesem Gas fördere die Meningitis und die Geisteskrankheiten. Das gelbe Fieber werde heftiger. Während mehr als zwei Jahren seien die Resultate seiner Beobachtungen konstant geblieben. Die Gelbfieber-Epidemien, die in den Jahren 1860/61 an der brasilianischen Küste wüteten, hatten sich nicht auf die Hauptstadt ausgedehnt. Das sei dem reichlichen Vorhandensein von Ozon in jener Zeitperiode zuzuschreiben.

Vergleichen wir nun diese Theorie, wie sie von Tschudi in einer gelehrten Abhandlung der Medizinischen Wochenschrift in Wien veröffentlicht wurde, mit einigen Bemerkungen, die er, wie im Vorübergehen, in die Reiseberichte jener Zeit eingestreut hat.

Es ist ganz richtig, schrieb er, daß schöne Schattenspender, hochragende Palmen, dichte Alleen, Anlagen von Riesenbambus und üppige Schlingpflanzen die größte Zierde unserer Pärke bilden. Die Erfahrung hat aber die Wilden gelehrt, daß eine reiche Vegetation in der Nähe der menschlichen Wohnstätten ungesund ist, ganz abgesehen von der dadurch geförderten Plage der geflügelten Insekten.

Wenn der Brasilianer während eines besonders heißen Tages Kühlung sucht, wählt er nicht ein schattiges Plätzchen in seinem Garten, sondern zieht sich in sein Zimmer zurück, dessen Fensterläden sorgfältig geschlossen sind. Wenn er die kühlende Brise des Abends genießen will, setzt er sich nicht unter einen Baum, um ein Glas Bier oder Portwein zu trinken,

sondern läßt die Türen des Salons weit öffnen und trinkt ein Glas Limonade unter seinem Dache. Der Europäer in Brasilien dagegen verbringt gerne den Abend in einem Wäldchen, wie er es in der Heimat tun würde. Und oft genug bezahlt er sein Vergnügen mit einem tötlichen Fieber.

Wenn Tschudi in diesem von uns leicht gekürzten Abschnitt die Ausdrücke über «die Plage der geflügelten Insekten», die von den Brasilianern instinktiv so gefürchtet werden, daß sie in ihren Häusern bleiben und «mit einem tötlichen Fieber» einander näher gebracht hätte, dann wäre ihm eine der größten Entdeckungen der modernen Zeit zugefallen. Wie es das Schicksal haben wollte, gelang sie erst wenige Jahrzehnte später dem Berner Arzt Adolf Lutz (in Brasilien), der die Beziehungen zwischen den Stichen gewisser Mücken und dem schrecklichen Fieber erkannte.

Ende 1862 korrigierte der gelehrte Schriftsteller, der sich in die Stille der Berge Nieder-Österreichs zurückgezogen hatte, eine vierte Auflage des der Jagd gewidmeten Buches von Winckel. Seine Beschreibung von Minas Geraes war beim Verlag Perthes in Gotha im Druck erschienen.

Diese Publikationen hatten einen außerordentlichen Erfolg im Ausland. 1864 wurde Tschudi zum Hon. Corresponding Member der Royal Geographic Society in London gewählt. Der Herzog von Coburg konsultierte ihn über die besten Rehe für sein Jagd-Reservat in den Alpen bei Salzburg. Der Chef des großen Verlagshauses Brockhaus besuchte den Forschungsreisenden, dessen Werke er verlegte. Mitglieder der Schweizerischen Bundesversammlung kehrten bei ihm ein, wenn sie in Österreich reisten. So war z. B. Philipp Anton von Segesser mehrere Tage bei ihm zu Gast.

Tschudis Verhandlungen in Brasilien und besonders die Konsular-Konvention hatten die Lebensbedingungen der Kolonisten in befriedigender Weise verbessert. Die Klagen der Ausgewanderten waren praktisch verstummt. Gegen Vergueiro wurde ein Prozeß angestrengt, obschon Tschudi seiner Zeit davon abgeraten hatte. Der Prozeß kostete in der Tat viel Geld, schleppte sich über Jahre hin und mußte schließlich vertagt werden, infolge des Bankrotts des Chefs der großen Firma, die so viele bescheidene Kolonisten-Existenzen zerbrochen hatte.

Die Anwendung der Konsular-Konvention war auch mit einigen Schwierigkeiten verbunden. Die Transferierung von Erbschaften, die bis ins Detail geregelt war, konnte nur bei möglichst wörtlicher Anwendung des Vertrages eingehalten werden. Da sich verschiedene Mißverständnisse mit Bezug auf die den Konsuln gewährten Vollmachten ergeben hatten, ersuchte Bundespräsident Jakob Dubs den ehemaligen Gesandten des Bundesrates um seine

Ansicht. In seiner Antwort vom 19. Juni 1864 empfahl dieser, sich streng wörtlich an den Text des Vertrages zu halten. Nach seiner Ansicht gelte es, eine absolut klare Politik im Verkehr mit so raffinierten Diplomaten, wie die Brasilianer seien, zu befolgen.

Die Tätigkeit Tschudis in Brasilien hatte ihm neue Horizonte erschlossen. Da er fast das ganze Leben im Ausland zugebracht hatte, während er doch der Heimat aufs engste verbunden blieb, hatte er das Gefühl, daß die Weltgeltung der Schweizer durch zu enges und kurzsichtiges Denken in der Heimat gehemmt werde. Präsident Dubs machte allerdings eine Ausnahme. Er war überzeugt, daß sich die Vitalität der Nation weit über die Landesgrenzen hinaus fühlbar machen müsse.

1864 plante Dubs unter anderm die Gründung einer schweizerischen Handelsflotte. Er stieß aber auf den Widerstand seines Kollegen Stämpfli. Tschudi, den man auch in der Zurückgezogenheit über die Kolonisation in Brasilien konsultierte, erfaßte die Gelegenheit, um auch seine Meinung bekanntzugeben. Er schrieb dem Bundespräsidenten, daß er seinen Vorschlag lebhaft unterstützte, die Schweizer-Flagge aufs Weltmeer hinaus zu schicken. Er stellte sich schon die Schiffe mit dem flatternden Schweizerkreuz auf fernen Ozeanen vor. Er dachte an seine Fahrten mit Kapitän Chaudière auf einem Segelschiff, dann an den großen deutschen Schraubendampfer, dessen Wellbaum unter dem Schlag des Rollens und Schlingens zerbrach. Niemand, dachte er, würde der Schweiz das Recht bestreiten, ihre Fahne auf dem Meere aufzuziehen, hören doch die territorialen Rechte zehn Meilen von der Küste auf. Aber, fügte er bei, diese Toleranz würde uns wenig nützen, solange unsere Flagge von den Seemächten nicht ausdrücklich anerkannt sei; denn Schwierigkeiten ergeben sich meistens erst in den Häfen. Er bezweifelte nicht, daß gewandte Unterhändler von den wichtigsten Ländern die gewünschten Privilegien erhalten würden, angesichts der eigenartigen Lage der Schweiz, ohne direkten Zugang zum Meer.

Man müsse auch überlegen, welche Konsequenzen das Erscheinen der Schweizer-Flagge auf dem Meere nach sich ziehen würde. So müsse wenigstens ein großer Teil der Mannschaft dem Lande angehören, dessen Fahne das Schiff trage. Die Zahl der schweizerischen Seeleute sei immerhin größer, als man glaube, und sie würde rasch wachsen. Schon auf seiner ersten Reise 1838 waren vier junge Genfer als Steuermannsjungen an Bord gewesen. Neulich hatte er verschiedene Schweizermatrosen auf dem Postdampfer kennengelernt, der zwischen Brasilien und Bordeaux verkehrte. Auch unter dem Dienst- und Küchenpersonal waren viele Schweizer.

Die Beratungen in der Bundesversammlung enthüllten bald die allgemeine und leicht begreifliche Unkenntnis der Volksvertreter in diesen Fragen. Aber auch ungerechtfertigte Befürchtungen und engstirnige Ansichten wurden geäußert. Mögliche Schwierigkeiten in Kriegszeiten könnten durch besondere Abmachungen überwunden werden. Wenn Präsident Dubs die Sache in einem glücklichen und positiven Sinne lösen könne, schloß Tschudi, werde er es erleben, daß diejenigen Volksvertreter, die jetzt das Projekt am meisten bekämpften, eines Tages die eifrigsten Verteidiger unseres Rechtes sein würden, und mit größtem Stolz würden gerade diese Patrioten das eidgenössische Banner auf dem Meere begrüßen. Der Glarner versprach sich besonders große Vorteile für die Schweiz von Verträgen über den Seehandel mit Südamerika, sobald die ersten Übereinkommen mit England oder mit den USA getroffen sein würden.

Im April des folgenden Jahres glaubte Tschudi, trotz verschiedener Schwierigkeiten, die von fremden Staaten gemacht wurden, immer noch an einen Erfolg in der Frage der Anerkennung der Schweizer-Flagge. Falls der Bundesrat es nötig finden würde, die Schaffung einer schweizerischen Handelsflotte mit den südamerikanischen Nationen besprechen zu lassen, wäre er bereit, eine diesbezügliche Mission zu übernehmen.

Leider waren die Schiffe noch nicht gekauft, die unter der Schweizer-Flagge die Meere durchpflügen sollten. Die kühnen Pläne sollten erst durch Generationen im 20. Jahrhundert verwirklicht werden.

Auch die Frage der diplomatischen Vertreter im Ausland, selbst auf dem europäischen Kontinent, wurde damals von den eidgenössischen Behörden nur ungenügend verstanden. Tschudi sollte bald Gelegenheit bekommen, sich für die Verteidigung ständiger Gesandtschaften bei den wichtigsten Regierungen Europas einzusetzen.

Im Frühjahr 1866 war es in den Bergen Nieder-Österreichs sehr kalt. Am 23. Mai schneite es noch und der Frost vernichtete die Saaten. Unter solchen Himmelsstrichen sei der Ackerbau offenbar eine undankbare Beschäftigung, schrieb Johann Jakob dem Bruder Friedrich nach dem Besuch einer landwirtschaftlichen Ausstellung in Wien.

Im Frühsommer kam ganz unerwartet die Nachricht vom plötzlichen Tode des schweizerischen Geschäftsträgers in Wien, Herrn von Steiger. Damit wurde die Stelle frei, um welche sich Tschudi schon einige Jahre früher interessierte, als man mit dem freiwilligen Rücktritt des Diplomaten rechnete. Mehrmals hatte Johann Jakob den ehrgeizigen Ideen widerstanden, die sein Bruder für ihn hegte. Sein Rat hatte nun Zeit gehabt

zu reifen, seit jener Zeit, da er noch Minister in Rio war, und ihm der Gedanke gar nicht bequem war, in den Rang eines Geschäftsträgers hinuntersteigen zu müssen. Er prüfte ganz ruhig, welche Rolle er für sein Land spielen könnte, dank seiner österreichischen Beziehungen einerseits und seiner steten warmen Anteilnahme am öffentlichen Leben der Schweiz anderseits.

Es war ganz selbstverständlich, daß Tschudi seinen Wunsch, der Eidgenossenschaft dienen zu wollen, zuerst Bundesrat Dubs bekanntgab, den er schon kannte und den er als den besten Kopf in der Regierung ansah. Er unternahm einen ähnlichen Schritt beim Luzerner Ratsherrn Philipp Anton von Segesser, der ihn bei Anlaß von Aufenthalten in Österreich besucht hatte.

Dubs schrieb ihm anfangs Juli 1866, er habe nicht verfehlt, seine Offerte seinen Kollegen im Bundesrat vorzulegen. Er werde der Sache Folge geben. Angesichts der Wichtigkeit der Frage sei es aber angebracht, die Ansicht der Bundesversammlung einzuholen. Er befürchte, es könne Opposition geben von Seite des Vizepräsidenten des Ständerates Arnold-Otto Aeppli. Falls Tschudis Begehren nicht in Betracht gezogen werden sollte, so könne er dennoch versichert sein, daß seine Verdienste anerkannt worden seien.

Segesser seinerseits schrieb ihm sehr offen. Sein erster Eindruck sei gewesen, daß die Schweiz nicht würdiger als durch Tschudi vertreten werden könnte; denn als Mann mit bestem Namen habe er seinem Vaterland schon sehr bedeutende Dienste geleistet. Leider, fuhr Segesser fort, seien es nicht diese Überlegungen, die für den Bundesrat am wichtigsten seien. Der Vorschlag des Politischen Departements zugunsten Tschudis war von den übrigen Mitgliedern abgelehnt worden. Sie hatten eine provisorische Ernennung vorgezogen und dem Wunsche des Landammanns des Kantons St. Gallen, Aeppli, einer sehr einflußreichen Persönlichkeit in der Bundesversammlung, nachgegeben, der in Wien übrigens noch einige spezielle st. gallische Geschäfte zu betreuen hatte, wie z. B. die Rheinkorrektion und die Eisenbahn nach Lindau.

Aeppli hütete sich wohl, zu verraten, daß er kurz zuvor Österreich einen schlechten Streich gespielt hatte. Der st. gallische Landammann unterhielt nämlich ausgezeichnete Beziehungen mit Preußen dank dem Prinzen Karl Anton von Hohenzollern, dem er Informationen über unsere Alpenbahnen vermittelt hatte. Er hatte sich den Einfluß des Prinzen zugunsten der Ostschweiz und eines Lukmaniertunnels, statt des St. Gotthards, gesichert. Als Gegendienst hatte der Chef des Hauses Hohenzollern-Sigmaringen von

Aeppli erreicht, daß er für seinen Sohn und für dessen Ratgeber, von Wagner, Schweizer Reisepässe mit falschen Namen ausstellen ließ, die es den beiden ermöglichten, quer durch Österreich und unerkannt nach Rumänien zu reisen. So gelangte Karl von Hohenzollern unbehelligt auf den rumänischen Thron, wodurch der Einfluß Österreichs geschwächt und das Prestige Preußens gefördert wurde. Tschudi hatte sofort den Eindruck, daß es Aeppli in Wien nicht lange gefallen würde. Da wo Minister von Steiger in Sachen Rheinkorrektion nichts erreicht hatte, würde auch sein Nachfolger keine Wunder wirken können. Die Beteiligung Österreichs an den Korrektionsarbeiten war eine Frage der Zeit. Im weitern würde Aeppli, der in St. Gallen gewohnt war in Regierungskreisen die erste Rolle zu spielen, in Wien als Chargé d'affaires der letzte der Diplomaten sein, da das diplomatische Korps ganz aus Botschaftern und Ministern bestand, mit nur zwei Ausnahmen, den Chargés d'affaires des ganz kleinen Hessen-Darmstadt und der Schweiz. Somit wäre er nicht beim Kaiser, sondern bloß bei seinem Außenminister akkreditiert.

Im Monat August besuchte Tschudi Aeppli in Wien. Er konnte aber nicht erfahren, ob der neue Diplomat wirklich schon die Absicht habe, seinen Posten bald zu verlassen. Er war aber deutlich unter dem Eindruck, daß Aeppli den Wunsch habe, seinen Platz in der st. gallischen Regierung wieder einzunehmen. Sein Mißerfolg in der Frage der Rheinkorrektion war durch eine Note der österreichischen Regierung bestätigt worden, die jede weitere Diskussion in dieser Angelegenheit ablehnte. Damit war seine Gegenwart in Wien überflüssig geworden, wenn er wirklich nur wegen der Rheinkorrektion dorthin gegangen war. Aepplis Mission sei «fast zu Ende», schrieb Tschudi.

Die politische Situation Österreichs nach der Niederlage bei Sadova und die daraus für die Schweiz zu ziehenden Lehren beschäftigten Tschudi den ganzen Sommer 1866. Wie ehemals während der 48er-Revolution, hatte er alle Tatsachen notiert. Er analysierte seine Eintragungen in einer Studie, die er schon anfangs September 1866 Redaktor Roth vom schweizerischen Wochenblatt «Sonntagspost» sandte. Roth war auch einer der Gründer der großen Tageszeitung «Der Bund» gewesen. Die Artikelserie «Österreichs Mißerfolg» begann am vorletzten Sonntag im September zu erscheinen. Der Verfasser sagte diesmal nichts von einem Zusammentreffen unglücklicher Umstände, sondern betonte namentlich die unversöhnliche Politik Preußens, die zuerst von General Manteuffel formuliert worden sei, in einem Wort, an dem sich alle Diktaturen inspirierten:

«Wenn wir nicht annektieren, sind wir im Innern verloren.»

Mit «wir» war die preußische Regierungspartei gemeint, deren Seele Bismarck war. Von diesem Moment an habe der «eiserne Kanzler» einen klaren und durchdachten Plan befolgt, dessen Endziel der Krieg mit Österreich gewesen sei. Seine offene aggressive Politik, ergänzt durch das, was man von geheimen Verhandlungen seines Gesandten bei Napoleon III. wußte, ließ keinen Zweifel über sein diplomatisches Spiel.

Tschudi bemerkte, daß Fürst Metternich, Österreichs Botschafter in Paris, sich nicht um diese Gefahr zu kümmern schien und sich begnügte, in den Tuillerien con brio Klavier zu spielen, während Bismarck Österreichs Macht unablässig das Grab schaufelte.

Der Graf von Rechberg, Österreichs Regierungschef, hatte kein festes Programm. Eines Tages leistete er Bismarck Handlangerdienste. Dann suchte er den Schein seines konstitutionellen Regimes zu wahren. Ein Wechsel in der Regierung hatte zwei Unfähige an die Spitze Österreichs geführt. Die ungarischen Angelegenheiten hatten nicht geregelt werden können und die äußern Beziehungen waren nur immer bedrohlicher geworden.

Nach und nach begannen die beiden Großmächte zu rüsten, Preußen in lebhaftem Tempo, Österreich ohne Eifer. Bismarck erklärte zynisch seinen Gegner für die Kriegs-Vorbereitungen verantwortlich!

Nach einer kurzen historischen Darstellung der schnellen und vollständigen Niederlage Österreichs auf den Schlachtfeldern prüfte Tschudi in seinen Artikeln die Gründe des preußischen Sieges. Es schien ihm zu einfach, wie es die meisten Kommentare taten, als Hauptgrund das neue Gewehr zu bezeichnen, das allerdings den Preußen ein schnelleres Feuern gestattete. Tschudi sah den Hauptgrund des preußischen Sieges im Versagen des österreichischen Abwehrgeistes; denn der Abwehrwille könne nur eine Frucht der Freiheit sein. Man hatte in Österreich auf die Ausbildung der Armee viel weniger Gewicht gelegt als auf die Ausrüstung. Die Disziplin in der Armee war streng, aber ohne jeden Spielraum für die Entwicklung der freien Initiative der Offiziere. Dieser Zustand herrschte auch in den Militärakademien. Der Bildungsgrad der Soldaten war äußerst niedrig, und über die Beförderung der Offiziere entschied die Protektion.

In der ganzen Monarchie mit 34 Millionen Seelen gab es kein Ministerium für das öffentliche Unterrichtswesen, Bürokratie beherrschte den Staat. Im Augenblick des Kriegsausbruches war die Diplomatie passiv geblieben. Umsonst hatte man Venedig an Frankreich abgetreten. An diplo-

matischer Unterstützung war damit nichts gewonnen worden. Der Minister Belcredi hatte die Ungarn verärgert, indem er ihr Parlament auflöste. Wenn das nicht geschehen wäre, hätten sie sicher 200 000 treffliche Reiter, die Honveds, dem Feind entgegengeworfen.

Bei der Behandlung eines Kapitels, das ihn als Arzt besonders interessierte, dem Sanitätswesen der Armee, bemerkte Tschudi, der höchste Sanitätsoffizier im Generalstab sei ein Bürokrat gewesen, der an Arterienverkalkung litt. Schon in Friedenszeiten sei er seiner Aufgabe nicht gewachsen gewesen. Wegen einer Kritik, die in der Wiener Medizinischen Wochenschrift erschienen war, zu deren Mitarbeiterstab Tschudi gehörte, hatte der Sanitätsgewaltige nicht nur den Verfasser des kritischen Artikels, sondern auch den Direktor der Zeitschrift einsperren lassen. Ihm machte es Tschudi auch zum Vorwurf, daß Österreich der Genfer Konvention unter dem Zeichen des Roten Kreuzes, noch nicht beigetreten war. Der Kriegsminister befürchtete seinerseits, es könnten Spione unter den Ärzten sein, deshalb dürfe man sie nicht auf Schlachtfeldern zulassen. Die vielen Verwundeten von Königgrätz müssen das Gewissen Kaiser Franz Josephs bedrückt haben; denn kurz nach dem Kriege beeilte er sich, die Genfer Konvention zu unterzeichnen.

In den Schlußfolgerungen seines Artikels, aus dem wir nur einige Punkte herausgreifen konnten, vertritt der Verfasser die Ansicht, das europäische Gleichgewicht und die Verträge von 1815 seien unterhöhlte Formeln geworden und garantierten nicht im geringsten die Unabhängigkeit irgend eines Landes.

Der Erfolg des Zündnadelgewehrs, argumentierte er weiter, sollte den Bundesrat veranlassen, dasselbe baldigst auch in der Schweiz einzuführen. Das sei aber nur ein erster Schritt. Man dürfe nicht vergessen, daß es noch wichtiger sei, daß man sich der neuen Waffen wirksam zu bedienen wisse. In der Hand eines geübten Schweizer Infanteristen könne dieses Gewehr eine furchtbare Waffe werden. Sehr große Sorgfalt sei auf die Ausbildung der Stabsoffiziere zu legen. Die Schweiz brauche nicht elegante Uniformen, aber Soldaten, die das Herz auf dem rechten Fleck und Truppenoffiziere, die klare Köpfe haben.

Da Tschudi als Arzt Kriege in verschiedenen Kontinenten gesehen hatte, war er der Meinung, daß die besten Militärärzte, die bisher den Infanterietruppen zu Fuß und mit Arzneien beladen folgen mußten, ihre Aufgabe nicht richtig erfüllen könnten. Selbst wenn sie beritten wären, sei ihre Arbeit zu schwierig. Nach seiner Ansicht wäre jedem Bataillon ein

leichtes, mit zwei Pferden bespanntes Fuhrwerk, versehen mit der nötigen Ausrüstung für die erste Hilfeleistung, beizugeben. Diese Ambulanzen wären mit dem Roten Kreuz zu markieren und sollten die gleichen Vorrechte genießen wie die Militärspitäler. Selbst in Friedenszeiten würden sie, z. B. während der Manöver, gute Dienste leisten.

Zum Schluß bemerkte der Verfasser des Artikels über die österreichische Niederlage, daß es angesichts der neuen Lage, welche durch den raschen Aufstieg der Macht Preußens entstanden sei, geboten erscheine, gute Beziehungen mit andern Staaten zu unterhalten. Eines der wichtigsten Mittel zu diesem Zweck seien unausgesetzte Beziehungen, wie sie durch die Gesandtschaften gepflegt werden. Österreichs Mißerfolg sei zum großen Teil der Unfähigkeit seines Gesandten in Paris zuzuschreiben. Wenn für die Republik wirklich diplomatische Vertreter im Ausland überflüssig seien, wie viele Schweizer glaubten, möchte er fragen, warum die Amerikaner, die sehr praktische Leute seien, ein so zahlreiches diplomatisches Korps unterhielten? Hätte allein die Schweiz keine Außenvertreter nötig? Das Land, das eine so wichtige Stellung in der Völkergemeinschaft einnimmt und das dank seiner Industrie so enge Beziehungen mit den andern Nationen unterhält?

Mehr als je sollte der Bundesrat die Interessen der Eidgenossenschaft dem Ausland gegenüber geltend machen. Die politische Situation der Schweiz, stellte der Verfasser fest, sei infolge der neuen Entwicklung in Deutschland größeren Gefahren ausgesetzt als früher.

Diese wichtige Studie war in der größten Wochenschrift der Schweiz noch nicht vollständig publiziert, als Tschudi vom Bundesrat ersucht wurde, ad interim in Wien die Funktionen zu übernehmen, deren Wichtigkeit er so beredt betont hatte. Wie er richtig vorausgesehen, hatte Aeppli den Bundesrat um seine Abberufung ersucht und selbst an Tschudi geschrieben, wie wichtig es für ihn sei, bald nach St. Gallen zurückkehren zu können. Weiter habe ihm der Bundesrat mitgeteilt, der Gesandtschaftsposten werde bis Ende des Jahres nur provisorisch besetzt. Da er von Bundespräsident Knüsel erfahren habe, daß Tschudi erneut bereit wäre, die Stelle ad interim anzunehmen, so bitte er ihn um eine schriftliche Mitteilung, die er an den Bundesrat weiterleiten werde.

Der ehemalige Minister in Brasilien hatte nicht gezögert anzunehmen; denn die Ernennung ad interim konnte wohl die definitive Wahl zur Folge haben. In seiner privaten Korrespondenz bemerkte er, der Bundesrat hätte viel besser getan, ihn schon im Juni zu wählen, statt zuerst ein einflußreiches

Mitglied der Bundesversammlung zu ernennen im Glauben, dieser Mann werde prompt ungeheure Erfolge erreichen. Seinem Bruder Friedrich gestand er jedoch, daß er noch lieber die Legation in Berlin gehabt hätte; denn auf lange Sicht sei dort ein interessanteres diplomatisches Arbeitsfeld zu erwarten als in Wien.

30

Tschudi wird schweizerischer Geschäftsträger in Österreich

Seit mehr als zwanzig Jahren war der neue Schweizer Vertreter in Österreich niedergelassen, zuerst als Studierender, dann als Landwirt und Landarzt. Rasch hatte er sich einen Namen gemacht als Gelehrter und Schriftsteller. Seine Vorträge in der Akademie der Wissenschaften, seine in Wien publizierten großen Werke hatten ihn längst zur markantesten Persönlichkeit in der Schweizerkolonie gemacht. Seine diplomatische Mission in Brasilien bewies zudem die Hingabe, mit der er, wenn man ihm Gelegenheit dazu bot, sich für seine Landsleute im Ausland einsetzte.

Tschudi gab sich jetzt voll Rechenschaft von seiner neuen Berufung. Sein Ziel mußte fortan sein, die Bedeutung seines Landes in Wien zur Geltung zu bringen und die politischen und wirtschaftlichen Beziehungen der Schweiz mit dem Ausland zu fördern. Die Eidgenossenschaft sei keineswegs, wie jemand in der Bundesversammlung behauptet habe, «ein kleines Volk von Hirten».

Es mache ihm wenig aus, erklärte er, ob er Chargé d'affaires oder Minister heiße. Er nehme es gerne auf sich, der letzte unter den Diplomaten zu sein, nicht aber nur eine Sinekure zu füllen. Bald aber ging es für Tschudi nicht nur darum, die Stelle eines Chargé d'affaires zu bekommen, sondern es galt, die Gesandtschaft in Wien überhaupt zu retten.

Leider verstand noch nicht jedermann in der Schweiz, was die Dienste eines Diplomaten für ein Land bedeuten können. Man bezweifelte die Nützlichkeit dauernder Missionen überhaupt, selbst derjenigen in den großen Nachbarländern. Tschudi griff gewisse Argumente seines Artikels über den Mißerfolg Österreichs heraus, und fügte andere hinzu, um die Frage von einem höhern, allgemeinen Standpunkt aus zu untersuchen. Dann verfaßte er für Bundespräsident Dubs ein Memorandum über die Nützlichkeit schweizerischer Gesandtschaften. Dieses Plädoyer wurde vom Empfänger sehr gut aufgenommen.

«Ich habe Ihren Bericht mit größtem Interesse gelesen», schrieb Dubs und fügte bei, er habe ihn schon dem neuen Bundespräsidenten übergeben.

Gleichzeitig rüttelte der bewegliche Diplomat auch die öffentliche Meinung auf. Am 8. November meldete er seinem alten Freunde Alfred Escher, daß er ihm einen Artikel des Berner «Bund» zugehen lasse zum Thema «Legationen», dem er sicher zustimmen werde. Er behandle das Problem nicht von Grund auf, weil er das schon im Memorandum an den Bundesrat getan habe. Aber er antworte darin den Zeitungen, die schon viel absurdes Zeug publiziert hätten. Die St. Galler Zeitung habe sich besonders durch Vulgarität in Ton und Inhalt ausgezeichnet.

Die schweizerischen Gesandten nehmen eine sehr bescheidene Stellung ein, schrieb er seinem Freund. Das entspricht der beschränkten Macht unseres Landes. Aber sie sind unentbehrlich als Verbindungsmänner zwischen dem Bundesrat und den Regierungen, bei denen sie akkreditiert sind. Ihre Interventionen sind zahlreich und kompliziert. So hatte er zwischen dem 5. und 31. Oktober schon 118 Fälle behandelt, von denen ein Drittel eine schriftliche Antwort erforderten. Wie sollten solche Geschäfte erledigt werden, wenn die Gesandtschaft in Wien abgeschafft würde? Sie besteht seit 1799 und in den 66 Jahren ist es nie einer Regierung eingefallen, die Legation als nutzlos anzusehen. Wolle man jetzt Konsuln einsetzen, wo bisher Minister waren? Dies wegen 5000-6000 Franken, die man jährlich einsparen könnte, aber bald verschleudern müßte, um immer wieder Spezialmissionen zu entsenden, die das Land lächerlich machen würden? Legationen und selbst der Ministertitel seien bei den Schweizern sehr unpopulär; denn man stellte sich immer wieder etwas Falsches darunter vor und gewisse Leute wollten sich ihre Sporen in der Presse und Politik mit Schimpfen auf die Diplomaten verdienen.

Tschudi sprach die Hoffnung aus, daß die Bundesversammlung die Abschaffung der Gesandtschaften ablehnen, ja daß sie im Gegenteil recht bald neue Legationen schaffen werde, die eine in Washington, die andere in Berlin.

Über die allgemeinen Betrachtungen hinausgehend, schrieb Tschudi an Escher ganz offen über seine persönliche Stellung. Es scheine ziemlich sicher, daß der Wiener Posten beibehalten werde. Es gebe also bald eine Entscheidung über sein Schicksal. Schon seine Ernennung zum Chargé d'affaires ad interim sei von wissenschaftlichen, politischen und diplomatischen Kreisen in der österreichischen Hauptstadt mit wahrer Freude be-

grüßt worden. Er habe dafür die schmeichelhaftesten Beweise erhalten. Wenn man jetzt, um dem Kandidaten einer Partei Rechnung zu tragen, ihn durch einen Nachfolger ersetze, so wäre die ehrenvolle Position, die er sich nach und nach in Österreich aufgebaut habe, sehr stark erschüttert; denn die Mehrzahl der Leute, mit denen er schon alte Beziehungen habe, wären schlecht informiert über die Motive seiner Nichtberücksichtigung und würden sie entweder seiner Unfähigkeit oder noch schwereren Gründen zuschreiben.

«Du kannst Dir wohl denken», schrieb er weiter an Escher, «daß ich, während ich diese Funktionen ausgeübt habe, nicht den geringsten Anlaß zur Unzufriedenheit gegeben habe. Ich behandle alle Fragen mit der größten Gewissenhaftigkeit und habe keine Mühe gespart, um meine Aufgabe nützlich zu erfüllen. Ich handle so nicht nur aus Pflichtgefühl, sondern weil es mir Freude macht.»

Der Bundesrat, bei dem die Entscheidung lag, stand selbst vor seiner Neuwahl. Änderungen waren nicht zu erwarten. Also würden die Männer, die ihn provisorisch ernannt hatten, nun die definitive Wahl vornehmen.

Zum Schluß ist der getreue Korrespondent Eschers überzeugt, daß sein Freund ihm verzeihen werde, wenn er ihn um einen Dienst bitte, nämlich seinen großen Einfluß zu seinen Gunsten einzusetzen. Der Bundesrat würde sicher Escher aufmerksames Gehör schenken, da ja die frühere Mission des Bewerbers in Brasilien zur allseitigen Befriedigung ausgefallen sei.

Unterdessen waren im «Bund», am 12. und 13. November 1866, zwei Artikel zugunsten der Beibehaltung der Gesandtschaften erschienen. Sie waren nicht unterzeichnet. Aber in seinen Briefen an Alfred Escher und Friedrich Tschudi bekennt sich Johann Jakob als ihr Verfasser. Er gab darin weitere Beispiele der Nützlichkeit der Gesandtschaften. Wenn es Herrschern wie Louis XIV., Napoleon I. und Napoleon III. gelungen ist, wichtige Fragen durch Spezialmissionen zu regeln, haben sie deswegen dennoch ihre ständigen Botschafter und Minister beibehalten. Die Schweiz hat nur Minister akkreditiert, und es ist unerläßlich, daß sie in gewissen Hauptstädten auf sie zählen kann. Sie allein haben Zutritt zu den Ministern. Sie allein können ihre Landsleute aufnehmen und im Fall von politischen Unruhen beschützen. Sie allein können Industrie- und Handelsabkommen abschließen, während die Konsuln andere Funktionen haben und meist noch einen zweiten Beruf ausüben. Es wäre nicht recht, zu verlangen, daß sie diesen Beruf vernachlässigen sollten.

Die Sitzung des Nationalrates fand am 13. Dezember statt. Sofort verlangte der Präsident der Kommission namens der Kommissionsmehrheit die Reduktion des Kredits für die schweizerische Gesandtschaft in Wien von Fr. 22 000.— auf Fr. 12 000.—. Es sei nötig, sagte er, den politischen Ereignissen Rechnung zu tragen bei der Bestimmung der Nachfolge von Herrn von Steiger. Er nahm also in Aussicht der Politik Bismarcks Rechnung zu tragen dadurch, daß die schweizerische Gesandtschaft in Österreich aufgehoben werde, um sie nach Berlin zu verlegen!

Nationalrat Ruchonnet antwortete im Namen der Kommissionsminderheit und verlangte die Beibehaltung des budgetierten Kredits für die Gesandtschaft in Wien. Gleichzeitig beantragte er, der Bundesrat solle der Bundesversammlung einen Bericht über die gesamte diplomatische Auslandvertretung der Schweiz unterbreiten. Der Moment scheine ihm schlecht gewählt für eine Reduktion, durch welche die Schweiz dem militärischen Erfolg Preußens Beifall erweise, es dafür aber an Würde gegenüber dem Besiegten fehlen lasse. Die Bundesräte Knüsel und Fornerod schlossen sich der Meinung Ruchonnets an.

Der Vertreter Graubündens, Herr von Planta, der die Wichtigkeit guter Nachbarschaft seines Kantons mit Österreich kannte, fügte bei, daß es ihm inopportun scheine, politische Schlüsse aus einer Diskussion über den Voranschlag zu ziehen. Brennende Fragen seien mit Österreich zu regeln: die Rheinkorrektion, Grenzbereinigungen, vielleicht sogar ein Handelsvertrag.

Dann ergriff Aepplis Schwager, von Gonzenbach, das Wort, um die Kommission zu verteidigen. Er ging mehr vom Tode Minister von Steigers aus, als von der österreichischen Niederlage. Von Gonzenbach, ein hervorragender Historiker, der den Dienst der Eidgenossenschaft verlassen hatte, um sich seinen Lieblingsstudien zu widmen, schien nicht sehr unparteiisch, wenn er sich grundsätzlich als Gegner aller ständigen Gesandtschaften erklärte. Diese Institutionen entsprächen nicht mehr dem Geiste der Zeit und die Schweiz könnte sehr gut mit Generalkonsuln auskommen.

Bundesrat Fornerod antwortete ihm, die kleine Schweiz könne nicht die Initiative ergreifen, um die diplomatischen Methoden zu ändern. Wenn sie auch einen andern Standpunkt einnehme, als andere Länder, so müsse sie doch wenigstens den Gebräuchen Rechnung tragen zur zeitgemäßen Wahrung ihrer internationalen Stellung.

Dann brach Alfred Escher eine Lanze für die Erhaltung der Gesandtschaft in Wien. Im gleichen Sinn sprach nach ihm Philipp Anton von Segesser. Nachdem man einen Vertreter des gegenteiligen Standpunktes angehört hatte, schritten die Volksvertreter zur Abstimmung. Mit großer Mehrheit beschloß der Nationalrat die Beibehaltung der Gesandtschaft in Wien.

Wenige Tage später beschloß der Ständerat im gleichen Sinne. Der Bundesrat aber beeilte sich nicht, die ihm erteilte Vollmacht zu benützen. Noch lange blieb der Wiener Posten nur provisorisch besetzt.

In seiner Eigenschaft als Geschäftsträger war Tschudi anfangs sehr stark in Anspruch genommen durch Nachholarbeit an zurückgestellten oder liegengebliebenen Fällen aus der Zeit seines Vorgängers.

Von Anfang seiner Mission an hielt Tschudi seine Regierung stets genau auf dem laufenden über die politischen Ereignisse in Österreich. Die Zahl seiner Berichte an den Bundespräsidenten war beträchtlich. Sie leisteten, als sie aktuell waren, wirkliche Dienste und sie sind im Bundesarchiv mit peinlicher Sorgfalt klassiert.

Aber der schweizerische Diplomat verfolgte auch die Ereignisse in der übrigen Welt mit größter Aufmerksamkeit. Wenn er aus der Feder von Leuten, die nie ihre Vaterstadt verlassen hatten, falsche Urteile über die Kämpfe in Südamerika las, so drängte es ihn, die Wahrheit zu schützen. Während des Krieges zwischen Paraguay und Brasilien z. B. glaubten die schweizerischen Zeitungen, es sei ihre demokratische Pflicht, für die Republik Paraguay gegen das Kaiserreich Brasilien Partei zu ergreifen. Der ehemalige Forscher, der die Beweggründe zum Kriege besser kannte, schickte der großen Tageszeitung «Bund» eine Richtigstellung. Paraguay, sagte er, sei nur dem Namen nach eine Republik. Der Präsident Lopez sei ein Diktator, der die Macht von seinem Vater geerbt habe. In seinem Staate herrsche der Despotismus. Die Grausamkeit gegen seine Untertanen sei unvorstellbar. Die Soldaten, schloß der «gelegentliche Korrespondent», schlagen sich nicht für die Unabhängigkeit, sondern weil es Lopez befiehlt.

1867 kam Tschudi in die Schweiz, um über seine Verhandlungen mit der österreichischen Regierung wegen des Abschlusses eines Handelsvertrages Bericht zu erstatten. Während seines kurzen Aufenthaltes in Bern nahm er an einer Reihe sehr anstrengender Konferenzen teil, von denen einige ununterbrochen bis sieben Stunden lang dauerten.

Der Bundesrat unterließ es weiter, sich von allen Anstrengungen seines Vertreters in Wien Rechenschaft zu geben oder auch nur seine definitive Ernennung zu beschließen.

Als Chargé d'affaires hatte er im Mai 1868 die Verhandlungen über den Abschluß eines Postabkommens zwischen der Schweiz und Österreich geleitet. Bis dahin hatte Österreich den Mandat- und Nachnahmedienst mit den Postverwaltungen des Auslandes nicht zugelassen. Es kostete den schweizerischen Vertreter große Mühe, der Einführung dieses Prinzips zur Annahme zu verhelfen. Endlich, am 15. Juli 1868, wurde die Konvention unterzeichnet, immerhin sechs Jahre vor der Gründung des Weltpostvereins.

Anderseits hatte bisher ein über dreihundert Jahre alter Grenzstreit zwischen der Schweiz und Österreich nicht geregelt werden können. Die Landesgrenze war auf einer Strecke von acht Meilen zweifelhaft. Privatrechtlich gehörte das umstrittene Gebiet der Bündnergemeinde Schleins. Demzufolge ermöglichte es ein Weg auf dem linken Ufer des Inns, dem österreichischen Brücken- und Zollhaus auszuweichen. Alle Vermittlungsversuche waren gescheitert. Auch eine letzte Konferenz von 1859 war erfolglos verlaufen. Unterdessen waren Straßen gebaut worden, um die Malojaroute über Martinsbruck zu erreichen, wo weitere Wege von Nord und Süd zusammentreffen. So wurde eine Regelung immer wünschenswerter sowohl für Österreich als für das Engadin. Der neue Vertrag wurde am 14. Juli 1868 in Wien abgeschlossen und für die Schweiz durch ihren Geschäftsträger unterzeichnet.

Endlich, auch am 14. Juli 1868, schloß der gewandte Diplomat für den Bundesrat einen Handelsvertrag zwischen der Schweiz und Österreich ab, der auf dem Prinzip der meistbegünstigten Nation beruhte.

«Man wird sich leicht von der Wichtigkeit überzeugen», schrieb der Bundesrat in seiner Botschaft an die Bundesversammlung, «welche dem Abschluß des Handelsvertrages mit Österreich für unsere Industrie zukommt.» Dies umsomehr als vorher überhaupt kein Vertrag bestand.

Die guten Dienste des schweizerischen diplomatischen Vertreters waren unbestreitbar. Endlich, am 5. August 1868, ernannte der Bundesrat Tschudi, der seit zwei Jahren Chargé d'affaires ad interim gewesen war, zum außerordentlichen Gesandten und bevollmächtigten Minister.

31

Schweizerischer Gesandter in Wien Übersetzung des Dramas «Ollanta» aus der Sprache der Ketschua Indianer

Als bevollmächtigter Minister in Wien war Tschudi durch drei große Aufgaben ständig in Anspruch genommen: den Landsleuten gute Dienste zu erweisen, die Vorzüge seines Landes im Ausland immer besser bekannt zu machen und den Bundesrat über die internationale Politik zu informieren.

Am 10. September 1868 teilte er Bundespräsident Dubs in einem privaten Briefe vertraulich mit, Kaiser Franz-Joseph mache sich Sorgen wegen den fortwährenden Arbeiterunruhen in fast ganz Europa. Der Kaiser sei über diese Fragen sehr genau informiert. Nach seiner Ansicht sei der Geist der Unruhe in Österreich wie in der Schweiz von außen hereingetragen worden und er werde weiter von außen künstlich durch fremden Druck gefördert. Nichtsdestoweniger erfordere die Frage die volle Aufmerksamkeit der Regierungen.

Außerdem meldete der Minister dem Bundespräsidenten, er werde nächstens nach Bern kommen. Er möchte erst noch die Ansicht des Bundespräsidenten genau kennen lernen, bevor er, auf dem Rückweg nach Wien, sich nach Finstermünz begebe, um dort an Ort und Stelle zu sehen, wie sich die Grenzbereinigung in der Praxis bewähre.

In den letzten Tagen des Jahres 1868 schrieb Tschudi an Dubs wegen einer von Genfer Bankiers in Wien gegründeten Aktiengesellschaft, welche beabsichtige, Vorortsbahnen im Ausstrahlungsgebiet der österreichischen Hauptstadt zu bauen. Einer der Hauptunternehmer, Gabriel Diodati, habe ihn, den Minister, ersucht, als sein Stellvertreter in den kürzlich ernannten Verwaltungsrat einzutreten. Nach Erkundigungen bei kompetenten Persönlichkeiten habe er sich entschlossen, der Bitte Diodatis zu entsprechen. Wenn jedoch der Bundespräsident finden sollte, die amtliche Stellung des Ministers sei unvereinbar mit einer Beteiligung an einer industriellen Unternehmung, sei er jederzeit bereit, sein Mandat in der Gesellschaft niederzulegen. Er habe es nur angenommen, weil er es als seine Pflicht ansehe, die Interessen der Landsleute auf allen Gebieten zu fördern.

Auch die landwirtschaftlichen Kenntnisse unseres Ministers kamen der Eidgenossenschaft zugute. Er wurde als Delegierter an die Kongresse für Land- und Forstwirtschaft abgeordnet, die damals in Wien stattfanden.

Das öffentliche und das private Leben Tschudis schien fortan wohl geordnet und in jeder Beziehung glücklich. Nur die Gesundheit seines Sohnes
gab mehrmals zu Besorgnis Anlaß. Am 15. Januar 1873 wurde Hugo vom
Typhus befallen. Mehr als dreißig Jahre waren verflossen, seitdem der
Vater selber in den Hoch-Anden Perus in größter Gefahr war, der gleichen
Krankheit zu erliegen. Trotz der besten Pflege, die ihm zuteil wurde,
schwebte Hugo tagelang zwischen Tod und Leben. Anfangs März lesen wir
in einem Brief Johann Jakobs an Alfred Escher, daß sein Sohn noch bett-

lägerig sei. Er erholte sich aber dann rasch, gerade in der Zeit, da der Minister wegen der Vorbereitungsarbeiten auf die Wiener Weltausstellung hin doppelt schwer belastet war. Die Ausstellung beschäftigte alle Kräfte der Hauptstadt.

Seit 1866 bemühte sich der Bundesrat und besonders das Eidgenössische Departement des Innern, daß die Schweiz an dieser Weltschau würdig vertreten sei. Oberst Peter Heinrich Rieter von Winterthur war zum schweizerischen Generalkommissär gewählt worden. Er war neben Alfred Escher einer der bekanntesten Führer der Industriealisierung der Schweiz. Als Mitglied des Verwaltungsrates von Eisenbahngesellschaften war er 1854 an die Ausstellung in Paris und 1869 zu den Eröffnungsfeiern des Suezkanals nach Ägypten delegiert worden.

Tschudi verstand sich ausgezeichnet mit dem schweizerischen Ausstellungskommissär und war mit ihm einig, daß man ja rechtzeitig bereit sein solle und daß nichts fehlen dürfe, wenn die Ausstellung am 1. Mai 1873 ihre Tore öffnen werde. Der erste offizielle Tag wurde vom Kaiser mit seiner persönlichen Gegenwart beehrt. Der schweizerische Gesandte schrieb an Bundespräsident Paul Cérésole einen Bericht über die feierliche Eröffnung.

Begleitet von seinen fürstlichen Gästen, hatte Franz-Joseph auf einer Estrade in der «Rotonde» der Ausstellung Platz genommen. Erzherzog Karl-Ludwig, als Protektor der Ausstellung, hielt zuerst eine kurze Ansprache. Dann ergriff der Monarch das Wort, um den Patriotismus und die Verdienste seiner Völker zu loben und für die Unterstützung zu danken, welche der Ausstellung durch die befreundeten Nationen zuteil geworden sei. Unter den Eingeladenen bemerkte Tschudi den Kronprinzen Rudolf von Österreich-Ungarn und seine Gattin, den Prinzen von Wales, den Grafen und die Gräfin von Flandern und den Herzog von Oldenburg.

Nach den Reden des Ministerpräsidenten und des Bürgermeisters von Wien verließen der Kaiser und seine Gäste die Rotunde, um die Stände zu besichtigen. Viele der Pavillons waren noch gar nicht fertig. Unser Gesandter war stolz, Bundespräsident Cérésole melden zu können, daß die schweizerische Abteilung nichts zu wünschen übrig lasse. Erzherzog Rainer von Österreich habe ihm seine Befriedigung ausgedrückt über die gute Aufmachung der Stände. Als Glanzstück zeigte die Halle der schweizerischen Industrie eine große Dampfmaschine der Firma Sulzer in Winterthur. In einem von Interlaken hergebrachten Chalet drängten sich in den folgenden Tagen besonders viele Besucher.

Die Abteilung «Erziehung, Unterrichts- und Bildungswesen» des Schweizer-Pavillons war vom Bruder des Gesandten, Friedrich von Tschudi, vorbereitet worden, der als Vizepräsident des internationalen Preisgerichtes amtete. Als Vorsteher der Erziehungsdirektion des Kantons St. Gallen verbrachte der Verfasser des «Tierleben der Alpenwelt» der Ausstellung wegen einige Wochen in Wien. Er wohnte natürlich bei seinem Bruder. Es war das erste Mal, seit Johann Jakobs Rückkehr von seiner ersten Reise in Peru und den paar Wochen, die er bei dem jungen Pfarrer in Lichtensteig zubrachte, daß die beiden Brüder so lange beisammen sein konnten.

Friedrich war zum zweiten Male Witwer geworden. In Wien verliebte er sich in eine Schwedin, die, wie er, Delegierter beim internationalen Preisgericht der Abteilung für öffentlichen Unterricht war. Die Hochzeit sollte bald stattfinden.

Wien, das Johann Jakob ehemals als unbekannter Beobachter während der Schreckenstage von 1848 gesehen hatte, als die Volksmenge den kaiserlichen Palast bombardierte, zeigte sich ihm jetzt in glänzender Schönheit. Und Tschudi selbst war nun Minister und schrieb direkt an den Bundespräsidenten ausführliche Berichte über die zahlreichen Empfänge, die der Kaiser gab.

Seinem alten Freund Alfred Escher vertraute Tschudi an, daß die Wirtschaftslage Österreichs lange nicht so erfreulich sei, wie sie scheine. Eine Finanzkatastrophe, glaube er, müsse bald erfolgen. Wahrscheinlich werde sie gleich nach Schluß der Weltausstellung eintreten. Die meisten Banken, die von der Spekulation lebten, würden dann verschwinden. Einzig die wenigen soliden Unternehmungen würden noch bestehen können und eine günstige Periode erleben. Nach seiner Auffassung müßten innerhalb weniger Jahre ein Drittel der Spekulanten im Irrenhaus und ein zweites Drittel im Gefängnis stecken. Der Rest dürfte heil aus der Krise hervorgehen.

Tschudi erinnerte dann seinen Freund an ein Gespräch, welches sie vor Jahren während eines Spaziergangs am Rhein geführt hatten. Er hatte Escher dringend geraten, in Wien eine Filiale der Schweizerischen Kredit-Anstalt zu eröffnen. Escher schien sich nicht um die Sache zu interessieren, was Tschudi umso mehr bedauerte, weil er überzeugt war, daß die Schweizer-Bank ungeheure Gewinne hätte machen können. Immer noch biete Wien einen günstigen Boden für ein äußerst solides Kreditinstitut, das sicher die kommende Krise überstehen werde. Er war mehrmals und von verschiedenen Seiten in diesem Sinne konsultiert worden. Aber jedesmal hatten sich Schwierigkeiten ergeben wegen der Wahl der Verwaltungsräte

und besonders des Präsidenten. Nichts hätte die Wahl eines Schweizers zum Präsidenten verunmöglicht. Er hätte nicht einmal in Österreich Wohnsitz nehmen müssen. Wenn Alfred Escher nicht selbst das Präsidium übernehmen wolle, dann würde er, Tschudi, an Oberst Rieter denken, der ja gewohnt sei, große Unternehmungen und wichtige Delegationen zu präsidieren.

25 Jahre früher hatte Tschudi, nicht ohne Entrüstung, den Gedanken an die Gründung einer kleinen Aktiengesellschaft abgelehnt, die sein Freund Escher zur Unterstützung seiner Forschungsreisen in Südamerika vorgeschlagen hatte. Er hatte es damals vorgezogen, das Risiko seines wissenschaftlichen Unternehmens allein zu tragen, wenn er auch wußte, daß der Preis dafür große Mühen und Entbehrungen sein würden. Hatte er seine Ansichten von damals geändert? War er seinem wissenschaftlichen Ideal untreu und dem Kompromiß zugänglich geworden? Hatte er sich in den Dienst der «Geldmächte» gestellt? Wir haben keinen Grund, das von ihm zu glauben. Seine wissenschaftlichen Arbeiten und seine Berufspflichten verrichtete er genau so gewissenhaft und selbstlos wie früher. Nie hat er in solchen Dingen mit sich markten lassen. Auch hatte er nie versucht, Gewinne aus Geschäften zu ziehen, deren Vorteile er seinen Freunden empfahl.

Als Diplomat hatte dieser frühere Arzt auch ein offenes Auge für Auswüchse und Geschwüre am Körper der menschlichen Gesellschaft. Gerne hätte er ihre Gebrechen nach den Rezepten und unter der Führung der besten sozial gesinnten Männer seiner Zeit beheben mögen. Seine knapp bemessenen Erholungsstunden widmete er einerseits dem Studium der alten Zivilisationen und anderseits Überlegungen, wie er noch mehr beitragen könne, das Schicksal seines kleinen Vaterlandes und das Los der seinem Schutze unterstellten Landsleute im Ausland zu fördern.

Solange er Bauer, Arzt, oder Forscher war, hatte Tschudi immer Zeit gefunden, auch größere Studien zu verfassen. Schreiben war ihm damals ein Trost, eine Ablenkung und eine Hoffnung. Einst hatte ihm dieser Zeitvertreib geholfen, die ganze wundervolle Fauna des Urwaldes, belebt von Vögeln in den schönsten Farben, im Geiste wiederzusehen und verschwundene Zivilisationen wieder aufleben zu lassen.

In Wien war er durch eine vielseitige, alle Kräfte in Anspruch nehmende Tätigkeit, durch große und drückende Verantwortlichkeiten und oft durch abendfüllende diplomatische Empfänge zu sehr belastet, als daß er sich auf ein eigenes schöpferisches Werk hätte konzentrieren können. In den Mußestunden, die andere mit Rauchen oder Spazieren totschlugen,

flüchtete er sich mit seinen Gedanken immer wieder in das unvergeßliche Peru seiner Jugend. Peru widmete er auch jetzt noch eine bescheidene persönliche Arbeit, indem er jeden Tag ein paar Verse eines langen Gedichtes aus der Ketschuasprache übersetzte.

Eine ketschuanische Kopie eines in Cuzco aufgefundenen Textes hatte ihm der Maler Joh. Moritz Rugenda, Verfasser der in den «Peruanischen Altertümern» wiedergegebenen Tafeln übergeben. In diesem Gedichte wird die Geschichte des Häuptlings Ollanta erzählt, der sich gegen den Inka Pachacutek erhob. Der Ursprung des Dramas und die darin geschilderten Menschen hatten die Neugier des Diplomaten erweckt. Während seiner Reise von 1858 hatte er eine andere sehr alte Kopie dieser Tragödie der Anden gefunden.

Die handelnden Personen dieses Heldengedichtes bewegen sich vor dem Sonnentempel in Cuzco, im Palast der Inkas und unter dem Zelt Ollantas. Gelehrte schrieben die Tragödie dem Priester Valdez, von Sicuani, zu, der 1816 gestorben ist. Nach dem englischen Historiker Markham wäre Valdez nur der erste gewesen, die Tragödie unter Benützung einer sehr langen mündlichen Überlieferung niederzuschreiben. Der Philologe José S. Barranca, der vorher besonders als Hellenist bekannt geworden war, betrachtete Valdez nur als den Sammler einer Anzahl älterer Texte, die er zu einem zusammenhängenden Ganzen vereinigt hätte.

Alle diese Theorien fielen in sich zusammen vor dem von Tschudi zurückgebrachten und untersuchten bolivianischen Text. Diese Kopie geht auf 1735 zurück, d. h. auf eine Zeit, als Valdez kaum geboren war. Tschudi vertrat die Ansicht, das Original müsse kurz nach den spanischen Eroberungen von einem Mestizen geschrieben worden sein, als Interpretation einer noch viel ältern mündlichen Tradition.

Mit Frühaufstehen und mit dem Opfer seiner wenigen freien Abende gab Tschudi nach und nach dem Inka Pachacutek neues Leben zum Kampf gegen seinen frühern Ratgeber Ollanta, der sich gegen ihn gewandt hatte, weil ihm der König die Hand seiner Tochter versagte.

Die Ruinen von Ollantaytambo in der Nähe von Cuzco waren Zeugen dieses Bürgerkrieges gewesen, in welchem, im Gegensatz zur Iliade, die Frau, um die es ging, nicht durch den Feind entführt, sondern durch ihren Vater gefangen gehalten wurde. Das Drama ist offenbar nicht so alt wie die Steine aus der Vor-Inka-Zeit, und spielte sich in der alten Festung ab, welche Ollanta zum Teil wiederhergestellt hatte:

«Ollanta erhebt sich jetzt, Ollanta errichtet eine Mauer aus sehr großen Steinen.»

Nachdem er schließlich besiegt worden war, wurde Ollanta vom Sohne des grausamen Inkas Pachacutek begnadigt. Auch fand er seine königliche Geliebte wieder.

1873 war die Übersetzung fertig und Minister Tschudi publizierte sie in Wien, «Ollanta», ein Drama aus alt Peru, übersetzt aus der Ketschuasprache. Die 1800 Verse dieser Tragödie sind darin in zwei Kolonnen gedruckt, die Übersetzung neben dem Originaltext. Der Ketschuatext mußte durch Vergleichung der verschiedenen schon bekannten Abschriften mit den in seinem persönlichen Besitz befindlichen bolivianischen Manuskripten festgestellt werden. Das Gedicht erschien erstmals in den Berichten der kaiserlichen Akademie der Wissenschaften, mit einführendem Kommentar des Übersetzers.

Einige Jahre später begannen in der Schweiz unter einer neuen Form wieder die Angriffe gegen die ständigen Gesandtschaften, Angriffe, die Tschudi kurz vor seiner Wahl nach Wien erfolgreich zurückgewiesen hatte. Besonders die Gesandtschaften in Rom und Wien wurden aufs Korn genommen. Die Budgetkommission des Nationalrates verlangte, unsere Minister in den beiden Hauptstädten sollten abberufen und durch Generalkonsuln ersetzt werden. Bundespräsident war damals (1876) der Glarner Joachim Heer. Er suchte umsonst, die Motion zu verhindern, deren Absurdität er sehr wohl verstand. Kurz nach der Ernennung Tschudis zum Chargé d'affaires in Wien war Heer selber Minister in Berlin gewesen, und während der im diplomatischen Dienste verbrachten Jahre hatte er sich reichlich Rechenschaft geben können über die Notwendigkeit der Erhaltung der beiden Ministerposten. Anderseits hatte Heer ja mit der Wahl Tschudis nach Brasilien zu tun gehabt und kannte den vollen Wert gerade dieses hervorragenden Diplomaten.

Ende 1877 schrieb Johann Jakob Tschudi seinem Bruder, um sich über die Einmischung der Legislative in die Aufgaben der Exekutive zu beklagen. Der Ständerat sollte im Februar 1878 tagen. Auch dort sollte vorgeschlagen werden, die Gesandtschaften in Rom und Wien in Generalkonsulate umzuwandeln.

Dieser Anschlag auf den diplomatischen Dienst der Eidgenossenschaft schien von politischen Feinden Alt-Bundesrat Piodas auszugehen, der Minister in der Ewigen Stadt geworden war. Die Gegner des Gotthardbahnunternehmens einerseits und die Gegner der Einigung Italiens anderseits sahen die Tätigkeit Minister Piodas in Rom sehr ungern.

Während der ganzen Diskussion im Ständerat, der eine ähnliche im Nationalrat schon vorausgegangen war, war nicht der geringste Vorwurf gegen die Gesandtschaft in Wien erhoben worden. Aber, nur um die Aktion gegen Minister Pioda weniger plump zu gestalten, hatten die Initianten beschlossen, sie auf beide Legationen, Rom und Wien, auszudehnen.

Tschudi stellte einmal mehr fest, wie wenig Verständnis die Nationalräte für alle Fragen hätten, die über die kantonale Politik hinaus reichten. Kein Staatsmann von Format konnte ernstlich in Abrede stellen, daß die Abschaffung der Gesandtschaften in Italien und Österreich-Ungarn den schweizerischen Interessen schaden müßte. Ohne Zweifel würden die beiden Staaten sofort mit Gegenmaßnahmen antworten. Unsere Beziehungen mit beiden Nachbarländern wären schwer geschädigt oder gar unterbrochen worden.

Als Tschudi 1866 die Legation in Wien übernahm, die schon seit 1799 bestand, registrierte man jährlich 700 Geschäfte. Nun waren es über 2000, wozu noch 1500—1800 mündliche Anliegen kamen. Dabei waren die einfachen Geschäfte der Kanzlei, Ausstellung von Pässen und Legalisationen, in dieser Aufstellung gar nicht eingerechnet.

Wie sollte anderseits der Bundesrat politische Berichte erhalten, wenn man die Gesandtschaften abschaffte? Man behauptete, die Zeitungen brächten ja alle wichtigen Nachrichten. Gewiß brachten sie jeden Tag andere Neuigkeiten; aber die Regierungen möchten doch wissen, welche Nachrichten den Tatsachen entsprechen und welche nicht. Außerdem erfährt ein Diplomat vieles, was Journalisten nicht sofort bekanntgegeben wird.

So hatte Graf Andrassy eines Tages der östererichischen Kammer den Text einer Note der italienischen Regierung mitgeteilt, welche den italienischen Chauvinismus wegen dem Welschtirol betraf. Erst später, als Andrassy selbst die Sache öffentlich bekanntmachte, schrieben auch die Zeitungen darüber. Die italienischen Gelüste nach Annexion des Trentino waren für die Schweiz sicher nicht bedeutungslos.

Die in Aussicht genommene Abschaffung der zwei Gesandtschaften war umso ungerechtfertigter, als die Zeiten besonders gefährlich waren. Es schien wohl möglich, daß schon innerhalb der nächsten zwei Jahre weitreichende Konflikte sich entzünden könnten. Der Weltfriede, sagte man damals, beruhe auf zwei Augenpaaren: dem eines Greises von über 80 Jahren und dem eines Souveräns, dessen Gesundheit bis ins Mark angegriffen

sei. Wenn sich das eine oder andere Augenpaar schließe, das des Zaren oder des Kaisers Wilhelm I., dann drohe ein Krieg auszubrechen, und auch in den Nachbarländern würden die Trommeln ertönen.

In dieser unruhigen Periode war kein einziger europäischer Staat in Wien nur durch einen Generalkonsul vertreten, und von den außereuropäischen unterhielten nur Persien und Paraguay keinen bevollmächtigten Minister am kaiserlichen Hofe. Selbst entfernte Länder wie Griechenland, Portugal, Holland und Dänemark hatten Diplomaten akkreditiert.

Kein Schweizer in Wien oder Triest würde den Abbau der Gesandtschaft und die Ersetzung durch ein Generalkonsulat verstehen, betonte Tschudi immer wieder, am allerwenigstens die in Triest niedergelassenen Großkaufleute, für die der Minister sogar ohne Unterstützung durch den Bundesrat, sondern allein durch seinen persönlichen Einfluß bei der österreichischen Regierung, Handelsprivilegien erreicht hatte, um die sie von den Kaufleuten anderer Länder beneidet wurden.

Gerade damals war Tschudi mit Arbeit überlastet. Fast jeden Tag schickte er dem Handels- und Eisenbahndepartement Berichte im Umfang von mehreren Seiten über den österreichisch-ungarischen Handelsvertrag und über die Konsultationen der Kommission für den «Autonomen Zolltarif». Er verhandelte zur gleichen Zeit mit rumänischen diplomatischen Vertretern über den eventuellen Abschluß eines Handelsabkommens zwischen der Schweiz und Rumänien. Selten konnte er vor zwei Uhr nachts zu Bette gehen; denn tagsüber war er in Anspruch genommen durch die Information im Ministerium, Besuche bei Kollegen und tausend unvorhergesehene Dinge.

Zwei Jahre später, im November 1879, war Tschudi immer noch geschäftig auf seinem Posten. Dennoch wurde ihm mitgeteilt, man habe in Bern Klagen gegen die Gesandtschaft gehört und wiederum habe die Budgetkommission die Abschaffung der Gesandtschaft beantragt. Nationalrat von Segesser, der selber Mitglied der Kommission war, hatte die Sache Friedrich Tschudi gegenüber angetönt. Was konnte man denn nur vorhaben gegen ihn? Ihm war es einfach ein Rätsel.

Im Dezember 1879 konnte Friedrich dem Bruder endlich eine zuverlässige Auskunft geben: Man werfe ihm vor: 1. Die Handelsinteressen der Ostschweiz zu wenig zu schützen. 2. Keine Fortschritte zu erreichen in der Frage der Rheinkorrektion. 3. In dieser Angelegenheit nicht genügend Einfluß einzusetzen. 4. Den Schweizern gegenüber hochmütig, kalt und abweisend zu sein. 5. Im Sommer von Wien abwesend zu sein. 6. Mit Bezug auf die Überschwemmungen in Ungarn gesagt zu haben, er wisse nichts von einer Teuerung in diesem Lande.

Mit Bezug auf die Interessen der ostschweizerischen Fabrikanten, die sich beklagten, sie könnten ihre Produkte in Österreich nicht verkaufen, hatte Tschudi mehrmals versucht, ihnen Zollbefreiung zu erwirken. Aber die Zollunion zwischen Österreich und Ungarn schloß das geringste Nachgeben aus.

Die Rheinregulierungsfrage, die auch sein Vorgänger nicht hatte lösen können, war Ingenieuren übergeben worden. Die Entscheidung hing auf österreichischer Seite ganz von Spezialisten ab, die sich seit zwei Jahren mit der Frage befaßten. Die Antwort werde im gegebenen Moment kommen.

Wegen dem Vorwurf, er verhalte sich den Schweizern gegenüber zu verschlossen, hatte Tschudi sich schon früher geäußert. Wenn die Herren von der Budgetkommission sich an die wichtigsten Persönlichkeiten in der Schweizer-Kolonie in Wien wenden würden, oder an Landsleute, die ihn gelegentlich besuchten, hätten sie andere Glockentöne gehört! Im weitern sei er sich wohl bewußt, daß es zwecklos sei, sich gegen Angriffe dieser Art zu verteidigen.

Dieser Vorwurf war wahrscheinlich am meisten berechtigt, wenn die Tatsache, daß man sich nicht gleich einem jeden an die Brust wirft, ein Charakterfehler ist. Es scheint, daß Tschudi nicht Popularität um jeden Preis «schinden» und mit Hans und Heiri Bruderschaft trinken mochte. Er war nicht ein Diplomat im vulgären Sinne, den das Wort angenommen hat. Er konnte nicht jedem einen Gefallen tun oder ihm etwas versprechen, von dem er wußte, daß er es nicht werde geben können. Seine Größe war in Brasilien so richtig zum Ausdruck gekommen, im Gegensatz zur Leichtfertigkeit seines Vorgängers H., der durch unüberlegte Versprechen zahlreiche Kolonisten ins Unglück gestürzt hatte. Tschudi hatte die Kolonisten der Wirklichkeit gegenüber gestellt, auf die Gefahr hin, mißhandelt zu werden. Und schließlich hatte er doch bessere Existenzbedingungen für die Landsleute erreicht.

Was die Ferien betraf, konnte Tschudi nur feststellen, daß er im letzten Jahr keine gehabt habe. In frühern Jahren habe er sich jeweils vierzehn Tage auf sein Landgut begeben.

Die in der Schweiz veranlaßte Sammlung für die «hungernden Ungarn» habe ihn wirklich überrascht; denn nicht eine einzige Zeitung in Wien habe von Hungersnot geschrieben. Erst vor kurzem habe er vertraulich gewarnt gegen eine Sorte Wohltätigkeit, die nicht immer die richtige Be-

stimmung erreiche. Kroatische Schwindler hatten das Mitleid schweizerischer Komitees gewonnen, und als das Resultat der erfolgreichen Sammlung einging, teilten sie es unter sich.

Es war jedoch nicht Tschudis Art, sich an ein Amt zu klammern, wo man ihn nicht wollte. Wichtiger als sein persönliches Wohl war ihm das dauernde Interesse des Landes. Er würde es vorziehen, die Gesandtschaft zu verlassen, statt dort zu bleiben, wenn sie ungerechterweise in den Rang eines Generalkonsulates erniedrigt würde.

Tschudi schrieb deshalb im Frühling 1880 an Bundesrat Welti, um ihm seine Demission anzubieten. Er sei nun 62 Jahre alt und würde nicht böse werden, wenn er sich am Abend zur Ruhe setzen dürfte, statt so oft bis spät in die Nacht arbeiten zu müssen. An manchen Abenden müsse er erst um zehn Uhr sich ganz umziehen, um im Frack an Empfänge zu gehen. Dort treffe er aber nur immer die gleichen Aristokraten.

Die Idee, nächsten Sommer wieder auf den Jakobshof zurückkehren zu können und dort seine private Tätigkeit wieder aufzunehmen, hatte etwas Verlockendes für ihn. Schon hatte er einen Teil seiner Privatbibliothek dorthin gesandt. Das Studium war ihm immer lieber gewesen als sterile Streitigkeiten mit Leuten, mit denen man nie fertig wird.

Tschudi hatte aber auch ein «Pro Memoria» an den Gesamtbundesrat, und an Bundespräsident Welti noch ein privates Schreiben mit ausgiebigen Einzelheiten gerichtet. Der Bundespräsident hatte ihm durch einen jungen Attaché, Alfred de Claparède, eine Antwort erteilen lassen. Claparède schrieb Tschudi einen vertraulichen Brief, in welchem er seine persönliche Ansicht zum Ausdruck brachte. Danach gingen die Reklamationen der Budgetkommission auf eine Intrige der demokratischen Partei zurück, alles nach dem Grundsatz: «ôte-toi de là que je m'y mette!»

Den ganzen Sommer 1880 machte sich Tschudi viele Sorgen. Der Gedanke, seine Stelle zu verlieren, ärgerte ihn nicht. Aber die ungerechten Anschuldigungen griffen seine körperliche und moralische Gesundheit an. Es schien ihm unverständlich, daß Menschen, die Anspruch machten auf Achtung und Ehre, ihm gegenüber auf so niederträchtige und unehrliche Weise handeln könnten. Seine ganze geistige Haltung war die eines selbstlosen Gelehrten und Menschenfreundes, der nicht mit den Kleinigkeiten der Parteipolitik rechnete. Er, der sein ganzes Leben lang voller Entschlossenheit gewesen war, wenn es sich darum handelte, die Wissenschaft zu fördern oder den Landsleuten zu helfen und wäre es am andern Ende der Welt, wurde stutzig und unsicher, als es um seine eigene Person und Stellung

ging. Sollte er nach Bern zu einer Aussprache gehen? Oder würde ihm das als Versuch von captatio benevolentiae ausgelegt? Der Brief, den er an Segesser, als Mitglied der Finanzkommission, gerichtet hatte, um seine absolute Gutgläubigkeit und einige Leistungen zu Gunsten der Schweizer Kolonie in Erinnerung zu rufen, war ihm schon falsch ausgelegt worden. Sein klares und trockenes «Pro Memoria» an den Bundesrat mußte also genügen, glaubte er, das Gedächtnis der Regierung zu stützen.

Was weder die wildesten Chunchos, noch das ungesundeste Klima, noch die heftigsten Unwetter auf dem tobenden Meere oder auf den eisigen Gipfeln der Anden fertig gebracht hatten, das vermochte die kleinliche, neidische, starrsinnige Politik in Verbindung mit den ersten Auswirkungen des Alters. Zusammen brachen sie die Kraft dieses großen Vertreters der Schweiz im Ausland.

Die Mückenstiche im Urwald vor vierzig Jahren, die Frostbeulen während des Schneesturmes «Nevada de la Virgen» auf dem Gipfel der Kordilleren im Winter waren nichts, verglichen mit der ungreifbaren Hinterlist seiner politischen Konkurrenten. Ohne Murren hatte er darauf verzichtet, auf das Titelblatt seines großen Werkes über die Altertümer Perus seinen Namen an erster Stelle zu nennen. Aber der Angriff auf sein berufliches Gewissen, während er sich doch immer bestrebte, gewissenhaft seine Pflicht zu erfüllen, das unterhöhlte seine Kraft.

Vielleicht hätte er, wenn er von Jugend an dem harten Spiel des öffentlichen Lebens ausgesetzt gewesen wäre, sich ebensogut daran gewöhnen können, wie er im Urwald durch so viele Impfungen immun geworden war gegen die Stiche von Myriaden von Insekten. Aber mit Hypothesen läßt sich kein Menschenleben wieder aufbauen. Tausend noch stärkere Männer und ebenso integre Charaktere unter seinen Zeitgenossen waren am Ende auch zusammengebrochen! Bundesrat J. F. Anderwert, hatte sich das Leben genommen; denn er konnte die Angriffe seiner alten Waffenbrüder nicht mehr ertragen. Der Bundesrat, den er am besten gekannt und am höchsten geschätzt hatte, Dubs, war 1872 aus der Regierung ausgetreten, um als Bundesrichter nach Lausanne zu gehen. In diesem integren und weitsichtigen Manne hatte Tschudi eine wertvolle Stütze im Bundesrat verloren. Selbst sein Jugendfreund, Alfred Escher, mußte es erleben, daß seine so einflußreiche Stellung im Gefolge der Krisen, welche dem Bau der Gotthardbahn und der Nord-Ost-Bahn folgten, erschüttert wurde.

Freuen durfte sich Tschudi dagegen an den Erfolgen seines Sohnes, der seine kunstgeschichtlichen Studien glänzend abgeschlossen hatte. Nach einer Reise in Norditalien bereitete er sich für die akademische Lehrtätigkeit an der Universität vor. Während eines kurzen Herbstaufenthaltes auf dem Jakobshof faßte der Minister wieder etwas Mut. Während eines Spazierganges auf seinem Gut, als ein heftiger Sturmwind die Früchte von den Bäumen schüttelte, entdeckte er eine neue Sorte Äpfel. Am Waldrand sah er Hugo als Jäger stehen. Er selber konnte den Tieren nicht mehr folgen. Er mußte zufrieden sein, daß ihn seine Beine noch trugen, um in Wien die Geschäfte besorgen zu können.

Noch drei Jahre betreute er die Gesandtschaft weiter. Immer schneller verflogen ihm die Jahreszeiten. Immer wieder riefen sie ihm schöne Augenblicke der Vergangenheit, aber auch bittere Kämpfe in Erinnerung.

1882, als die Frage der Rheinkorrektion sich einer glücklichen Lösung zu nähern schien, während anderseits die Idee einer ständigen Gesandtschaft in Wien mit einem Minister an der Spitze sich doch allmählich durchgesetzt hatte, begann Ständerat Aeppli zu bedauern, daß er den Posten eines Ministers in Wien nicht mehr inne hatte. Der starrköpfige Jurist hatte nie aufgehört, Tschudi als seinen Stellvertreter, seinen Chargé d'affaires, anzusehen. Es fiel ihm nicht schwer, zu erreichen, daß dieser ihm das Feld freiwillig räumte.

Des Streites müde, reichte Minister Johann Jakob Tschudi dem Bundesrat seine unwiderrufliche Demission ein. Wie viel sicherer fühlte er sich doch ehemals auf den vereisten Steinplatten und den schwindlig hohen schmalen Brücken der Kordilleren! Die Regierung der Schweizerischen Eidgenossenschaft entsprach seinem Gesuch um Entlassung am 28. November 1882. Das Protokoll der Sitzung erwähnt kurz und trocken die zahlreichen guten Dienste, welche der Demissionär dem Lande während 28 Jahren in Brasilien und Österreich geleistet habe.

Der St. Galler Regierungsrat Aeppli wurde zum Minister in Wien ernannt, ohne daß sich jemand nur an den schlechten Streich erinnerte, den er Österreich zugunsten Rumäniens gespielt hatte. Ebenso wenig gedachte jemand der Verdienste Tschudis um die Verbesserung der Beziehungen zwischen dem Reiche Franz Josephs und der Schweiz.

Aepplis Rückkehr nach Wien brachte keine Beschleunigung der Rheinkorrektion. Die Kanzleien ließen ihn volle zehn Jahre warten. Erst 1892 wurde ein Vertrag unterzeichnet, und wurden in der Folge die Wasser der Dornbirner Ach direkt in den Bodensee geleitet.

Rückkehr auf den Jakobshof

Nachdem er sich 1882 auf den Jakobshof zurückgezogen hatte, widmete Tschudi die ganze Zeit, die ihm der Unterhalt seiner Besitzungen übrig ließ, den wissenschaftlichen Forschungen über alt Peru. Mit 65 Jahren und bei erschütterter Gesundheit konnte er nicht mehr daran denken, neue Expeditionen in ferne Länder zu wagen.

Er sammelte seine Erinnerungen, durchstöberte alte Notizbücher und machte Auszüge aus den in Bibliotheken aufbewahrten Texten. So nahm der alte Gelehrte seine wissenschaftliche Tätigkeit wieder auf.

Als Zwanzigjähriger allein im Urwald mit dem Matrosen Klee, hatte Tschudi umsonst versucht, in die Geheimnisse der Tierwelt einzudringen, welche diese noch unberührte Natur bevölkerte. Es wimmelte da von Millionen von Lebewesen, ohne daß er ihren Ursprung oder die Beziehungen zwischen den Arten und ihre Entwicklung erkennen konnte. Es schien ihm kein Gesetz zu existieren, dem alle Tiere gleichermaßen gehorchen. Aber jedes will sein Leben leben. Damals hatte sich Tschudi begnügt, noch unbekannten Arten zu beobachten, sie zu klassieren und bekanntzumachen, alles mit einer Meisterschaft, die dem größten Gelehrten Ehre gemacht hätte.

Je älter er wurde, desto mehr beschäftigte ihn das Menschliche. Von seinen drei Expeditionen nach Südamerika hatte er die Erinnerung an ein anderes Rätsel mitgebracht, das uns noch näher angeht und beängstigender ist, weil es die Bestimmung des Menschen selbst betrifft und eines Tages selbst für unsere Zivilisation gelten könnte. Auf dem amerikanischen Kontinent war er mit Menschen in Berührung gekommen, die sich von den Tieren durch kaum mehr als durch die Sprache unterschieden. Andere Menschen bewahrten eine unbestimmte Erinnerung an eine verschwundene Macht und Zivilisation. Gräber, Vasen, zyklopische Bauwerke in Ruinen deuteten auf einen sehr hohen Grad der Zivilisation und Kultur. Wo waren diese Völker hergekommen? Wohin waren sie verschwunden?

Nichts in der Vergleichung von Tausenden von Wörtern und ihren Funktionen erlaubte irgendwelche Schlußfolgerungen zu ziehen über den autochtonen oder asiatischen Ursprung der Indianer. Nichts Bestimmtes, wies auf eine gegenseitige Verwandtschaft hin und nichts deutete auf Herkunft aus verschiedenen Quellen. Die Nebeneinanderstellung von Schädeln, Hautfarben, Physiognomien oder Religionen hatten noch weniger Beweis-

kraft. An den Ufern des Mucury in Brasilien hatte er selber Indianer aus dem Stamme der Botokuden und eingewanderte Mongolen einander gegenübergestellt und seltsame Ähnlichkeiten festgestellt. Aber unter den einzelnen Indianerstämmen gibt es ebenso große Unterschiede wie zwischen einem Germanen und einem Beduinen.

Die riesige Ausdehnung des von Tschudi erforschten Gebiets erklärt uns auch die Menge der Probleme, die sich einem Forschergeist stellten, welcher die Gegebenheiten mit vollkommener Klarheit zum Ausdruck bringt. Man erkennt mit ihm Analogien zwischen den amerikanischen und gewissen Religionen der europäischen Antike. Sie genügen aber nicht, um überzeugende Schlußfolgerungen zu ziehen. Die Fahrten einiger Normannen an die Ostküste Nordamerikas oder die Überquerung der Beringstraße durch asiatische Stämme haben sicher auch nicht genügt, um neue Zivilisationen einzuführen. Die Architektur Perus ist sehr viel einfacher als diejenige Indiens.

Nach vieljährigem gründlichem Studium der amerikanischen Sprachen und Zivilisationen, speziell derjenigen Perus, bewahrte der Gelehrte auf philologischem Gebiet die gleiche Bescheidenheit wie 50 Jahre früher, als er angesichts der Tierwelt selbst sich weigerte, für oder gegen Darwin Stellung zu nehmen. Die Autorität, die er besaß, hätte es auch ihm erlaubt, bestimmte Theorien aufzustellen. Überall aber ließ er den Zweifel bestehen.

Wer die hundertfünfundzwanzig Seiten Einleitung zur Schrift «Organismus der Ketschua-Sprache» gelesen hat, die Tschudi 1884 bei seinem Freund Brockhaus erscheinen ließ, ist geneigt, an eine starke, hoch entwickelte einheimische Kultur Südamerikas zu glauben. Die Sprachen sind dort außerordentlich zahlreich. Die Großzahl zeigt aber keine Zeichen gegenseitiger Verwandtschaften. Ketschua war eine von denen, welche in einer bestimmten Zeitperiode von einer großen Zahl der Indianer gesprochen wurde.

Unserem Gelehrten genügte es einfach, die Sprache der Inkas als etwas Ganzes zu studieren. Analogien beschränkte er gerade auf die gegebenen Einzelfälle. Seit seiner Grammatik sind eine Reihe von Essays über die Ketschua-Sprache erschienen; aber noch immer ist Tschudis «Organismus» die wertvollste und tiefstgehende Studie ihrer Art. Selbst die Aussprache, die so ganz anders ist als diejenige europäischer Sprachen, wird darin gründlich untersucht. Dasselbe gilt von den Formen der Fürwörter, der Verben, der Substantive mit ihren vielfältigen und verschiedenartigen Pluralformen, der synthetischen Konstruktionen und schließlich der Syntax.

Das Buch schließt mit Ketschuatexten, die zu verschiedenen Zeiten von Geistlichen und Gelehrten verfaßt wurden.

Während dieser Periode seines Lebens beschränkte Tschudi sich keineswegs auf philologische Studien. Im Vergleichen der archäologischen Überreste, beim Studium der Schädelformen und besonders beim Lesen der Berichte der Mestizen, welche uns bald nach der spanischen Eroberung ein Bild ihrer Vorfahren mütterlicherseits gegeben haben, sah der alte Gelehrte das Inkareich wieder aufleben. Die Arbeiten der Religions- und Kunstgeschichtsforscher dienten ihm als Unterlagen. Der Chronik des Paters Calancha, die leider wegen der unzähligen Zitate aus dem Griechischen und Lateinischen fast ungenießbar ist, entnahm Tschudi nützliche Auszüge und Winke. Indem er die menschlichen Leistungen zu Kapiteln wie Riten, Zeremonien und Aberglauben klassifizierte, baute er langsam ein Lexikon der Kultur Alt-Perus auf.

Der Rahmen, der ihm zuerst Eindruck gemacht hatte, den er in seinen «Altertümern Perus» an Beispielen wie den goldenen Gärten, den Riesenbauten, der ziemlich einfachen, aber eigenartigen Kunst bewundert und geschildert hatte, spielte jetzt eine weniger große Rolle. Dagegen sah er immer deutlicher die Menschen, welche diese Werke schufen. Menschen sind da, die Grimassen reißen, die dominieren, andere leiden machen, oder die passiv ein Regime ertragen, welches sie zum voraus für die stumme Sklaverei bestimmt hat. Der Genius, der Führer dagegen, hatte sich ganz dafür eingesetzt, eine mächtige und unmenschliche Verwaltung zu errichten.

Am Schluß seiner Einleitung zu seinem neuen Werke über die Kultur des alten Peru zog Tschudi einige Schlußfolgerungen aus dem zusammengetragenen Material und den Quellen. Die spanische Besetzung war eine Katastrophe für das Reich der Inkas; denn die Bevölkerung war zu keinem Widerstand mehr fähig.

Die Spanier verstanden es nicht, die guten Elemente zu wecken, die in der Seele der Indianer schlummerten, und die schlechten Instinkte der Sieger entwickelten sich mit großer Schnelligkeit. Die Eroberer ihrerseits benahmen sich wie eine elende Soldateska und ermordeten auf verräterische Weise den Inka und sein Gefolge. Die Indianer sind seither immer mehr degeneriert. Die Zukunft, erklärte Tschudi, gehört den gemischten Rassen.

Das Lexikon, das diesem Vorwort folgt, enthält sehr ins Einzelne gehende Auskünfte über die Nahrungsmittel und Getränke der ehemaligen Einwohner Perus, über ihre Zeremonien und Sitten, zum Beispiel das bestialische Fest, das mit der Ernte der Avogado-Früchte zusammenfiel.

Viele Mythen beziehen sich auf die Tiere. Die Vor-Inka-Bewohner der Provinz Jauja waren Hundeanbeter. Sie befestigten ihre Jagdhörner auf Schädeln dieses Haustieres, dessen Fleisch sie aßen. Das Studium der Instrumente rief vielleicht dem alten Manne die Töne ins Ohr zurück, die er hörte, als die letzten Chunchos im Urwald seine Hütte belagerten. Der Fuchs und das Lama spielten bedeutende Rollen in der Religion und in der Kunst der Vor-Inka-Völker.

Die Gelehrten, Amauta genannt, die in Cuzco studiert hatten, redigierten die Schriftstücke nach Knoten an Schnüren. Sie widmeten sich der Astronomie, der Dichtkunst, lehrten die Vortragskunst, die Musik und den Tanz. Sie wurden auch als Juristen konsultiert.

Leider gehörten die Amauta oder Gelehrten ausschließlich der Aristokratie an und betrachteten die Wissenschaft als ein Vorrecht ihrer Geburt. Die Inkas aber fürchteten die Bildung.

Tschudis Lexikon beschreibt die Symbole, welche auf Steinen an den Kreuzwegen angebracht wurden. Merkwürdige Überlieferungen knüpfen sich unter anderem auch an Andenübergänge, die er überquert hat.

Die beklemmende Frage der Menschenopfer, die die Eroberer den alten Peruanern zum Vorwurf machten, beschäftigten unsern Forscher ebenfalls. Es schien ihm außer allem Zweifel, daß Massenopfer an Menschen bis zur spanischen Besetzung bestanden. Selbst der Mestize Garcilasso de la Vega streitet nicht ab, daß 1525 mehr als hundert lebende Menschen zusammen mit einem Inka begraben wurden. Kinder wurden paarweise lebendig begraben.

Die unzweifelhafte Intelligenz der Völker, welche die Überbleibsel hinterlassen haben, die Tschudi in Peru studierte, war in eine raffinierte systematische Grausamkeit ausgemündet, weil sie nicht durch die Liebe geadelt war. Der veredelte Mensch strengt sich für die Nächsten an. Ein Beispiel solchen Einsatzes hat Tschudi selbst gegeben. Leider war es ihm nicht vergönnt, das Erscheinen des großen Werkes noch zu erleben.

33

Ausklang

Das Jahr 1884 schenkte Tschudi noch eine große Freude, die Berufung seines Sohnes als Beamter an das Kunstmuseum in Berlin. Von da an übte er — als würdiger Erbe und Mehrer der wissenschaftlichen Tradition seines

Vaters — im Zeitalter der Spezialisierung, das eben eingesetzt hatte, eine geregeltere und doch unabhängige Tätigkeit aus. Er reiste durch alle Städte Europas und brachte Ideen und Kaufsvorschläge zurück. Hugo wurde später Direktor der National-Galerie in Berlin. Seine Vorliebe für die französischen Impressionisten, die vom Kaiser (Wilhelm II.) nicht geteilt wurde, war der Grund, daß er in der Folge Berlin verließ und nach München ging.

Unterdessen nahmen allmählich Tschudis Altersbeschwerden zu. Ein Leben rastloser rücksichtsloser Tätigkeit hatte die Kräfte des ehemaligen Ministers erschöpft. Ein Portrait aus jener Zeit zeigt ihn gegenüber früheren Bildern stark verändert. Bei Antritt seiner Wiener Mission war er noch bei bester Kraft und Gesundheit gewesen. Seine lebhaften, scharf beobachtenden Augen verrieten ein streitbares Temperament, sein Zwickelbart war kurz und gepflegt. Auf dem letzten Bild scheint der Blick nach innen gerichtet, beladen von Erinnerungen, sanft und resigniert. Der Mund verrät immer noch seinen starken Willen und seine Entschlossenheit, bis zum letzten für die Erkenntnis des Guten zu kämpfen. Die Backenknochen in dem schon immer knochigen Gesicht sind vorstehend geworden, der untere Teil des Gesichts erscheint, wegen des länger und geschmeidiger gewordenen Bartes, viel weicher.

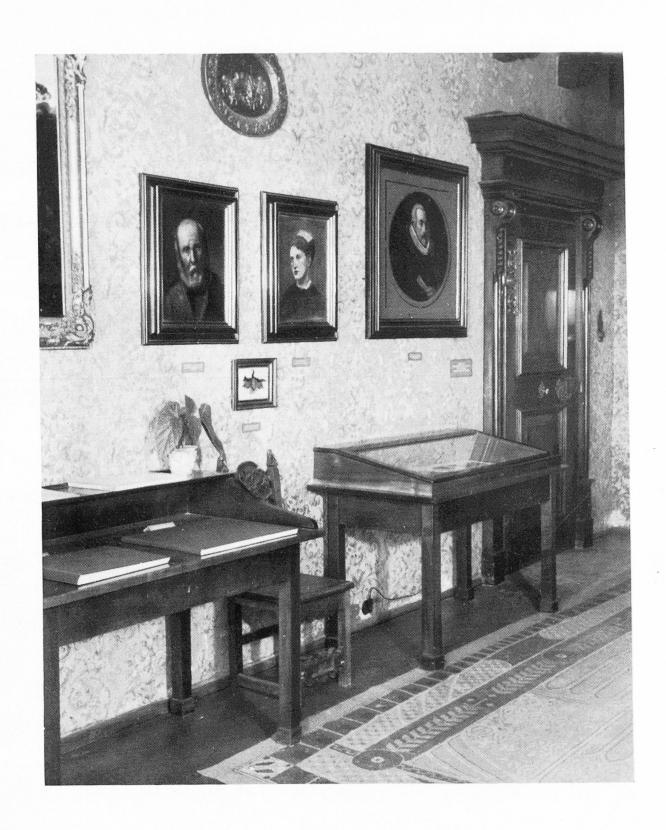
Die Menschen, die in der Jugend seinem Herzen am nächsten gestanden waren, verschwanden einer nach dem andern: Alfred Escher, der beste Freund während seiner Studienzeit, sein getreuer Korrespondent während seines Exils in Peru, war 1882 gestorben, im Jahre von Tschudis Rücktritt als Gesandter in Wien.

Noch näher kam der Tod und rief seinen jüngeren Bruder Friedrich ab. Als Erziehungsdirektor des Kantons St. Gallen hatte er seine Gesundheit nicht genügend geschont. Er war schon krank, als er sich im Frühling 1885 doch zur Session des Ständerates nach Bern begab, dem er einen Bericht über die meteorologische Station auf dem Säntis unterbreiten sollte. Im Ratsaal erlitt er einen Schlaganfall, von dem er sich nicht mehr erholen sollte.

Spät, an einem kalten Januarabend 1886 erhielt Johann Jakob ein Telegramm mit Trauerrand. Obschon er mit dem Hinschied seines Bruders gerechnet hatte, erschütterte ihn die Todesnachricht schwer. Der Kranke hatte bis fast zuletzt schwer leiden müssen. Aber ein mildes Ende ersparte seinem Körper, dessen Geist eigentlich schon entschwunden war, weitere Qualen.

Tafel 18 «Jakobshof», heute «Tschudihof» Privatbesitz von Tschudi, bei Wienerneustadt, Österreich Photo Roßler





Tafel 19 «Tschudihof», Inneres Photo Roßler

«Die Wege der Vorsehung sind dunkel», schrieb Johann Jakob seinem Neffen, «neigen wir uns bescheiden vor ihrem Willen.»

Sein Bruder Iwan starb im folgenden Jahre.

Der Tod, dem Johann Jakob vor einem halben Jahrhundert so nahe ins Auge geschaut hatte, dort drüben in einem verlorenen Bergdorf der Anden, wo er selber schon den Grabhügel bezeichnet hatte, der seine Leiche bergen sollte, der Tod, der schon zu vielen der Seinen gekommen war, hatte ihm Zeit geschenkt, eine umfassende wissenschaftliche, soziale und politische Leistung zu vollbringen. Jetzt fühlte er den Schnitter sich ihm selber nahen. Er erwartete ihn ruhig und ergeben.

Am 8. August 1889, im Alter von 71 Jahren starb er auf seinem Gut Jakobshof, auf dem Flecken Erde, den er schließlich selbst dem unermeßlichen Urwald vorgezogen hatte, aber wo ihn doch die Erinnerungen an die Anden nie verlassen hatten. Bis zum Schluß hatte er seine Forschungen über Peru fortgesetzt. Er starb an einer Herzlähmung. Das Ende war ein schmerzloses Einschlafen.

Im Moment, da er die Fackel der wissenschaftlichen Forschung weitergeben mußte, galt seine größte Sorge immer noch der Zukunft der Zivilisation. Kein System, das die Freiheit zum Vorteil einer Rasse, eines Regimes, oder einer Theorie mißbrauchte, war im wechselvollen Lauf der Geschichte von Dauer gewesen. Dieser Schweizer aus altem Stamm war unter dem unbegrenzten Horizont, den er gewählt hatte, ein Weltbürger geworden. Er glaubte an die Freiheit des Individuums und an die Achtung vor der menschlichen Persönlichkeit.

Die sterbliche Hülle des Gelehrten ruht auf dem Friedhof von Lichtenegg, der kleinen Ortschaft, in deren Nähe der Jakobshof liegt. Wie oft hatte sein ärztlicher Rat dort Leiden und Schmerzen gestillt? Seine Gattin und dann sein Sohn Hugo sind ihm gefolgt und mit dem Tode seines Enkels erlosch sein Zweig der Familie.

Im Jahre 1892 versammelten sich die Akademiker der Naturwissenschaften in Wien, deren Mitglied Tschudi während fast fünfzig Jahren gewesen war, zu einer Gedenkfeier für ihn. Einer seiner Kollegen las dabei Ausschnitte aus Tschudis letztem bedeutendem Beitrag zur Amerikaforschung. Es ist ein wahres Repertorium aller Kenntnisse über das Land der Inkas und füllt einen dicken Band der Berichte der Akademie unter dem Titel: «Kulturhistorische und sprachliche Beiträge zur Kenntnis des alten Peru.»

Sechzig weitere Jahre gingen vorbei. Am 12. Oktober 1952, an einem kühlen Herbsttag, versammelten sich zahlreiche Bauern aus der Gegend von Lichtenegg vor dem Jakobshof. Unter ihnen war ein Greis von über 90 Jahren, der sich noch an J. J. von Tschudi erinnerte. In seiner Jugend hatte ihm der pflegekundige Tschudi an einen Finger einen Verband angelegt. Die guten Landleute waren hergekommen, um Minister Feldscher, den Nachfolger von Tschudi als Gesandter in Wien, zu sehen und zu hören.

In Anwesenheit von Hofrat Dr. Mohr, dem Initiator der Feier, Kustos Dr. Feuchtmüller vom Niederösterreichischen Landesmuseum, Professor Jindracek, Landtagsabgeordneter Dienbauer, Dr. Musil vom Unterrichtsministerium, Ing. Wagner, Besitzer des Jakobshofs, und von Vertretern des schweizerischen Bundesrates und von «Pro Helvetia» wurde bei diesem feierlichen Anlasse eine Gedenktafel enthüllt, die an den verdienten Glarner wie folgt gemahnt:

Auf diesem Hofe den er 1848 erworben hatte lebte

JOHANN JAKOB VON TSCHUDI

Schweizerischer Gesandter in Wien geb. 1818 zu Glarus gest. 1889 allhier

> Er bereiste mehrmals Südamerika um durch Natur- und Sprachstudien der Wissenschaft zu dienen

Der «Jakobshof» heißt seitdem «Tschudihof».

Wichtigste Quellen

Kapitel I

Unveröffentlicht: Briefe J. J. Tschudis an seinen Bruder Friedrich. Briefe J. J. Tschudis an J. J. Hottinger. Briefe von Frau Tschudi, der Mutter, an J. J. Hottinger.

Gedruckte Quellen: 1. Werke von J. J. Tschudi selbst: «Neues Genus von Wasserschlangen», in Wiegmann's «Archiv für Anatomie, Physiologie und wissenschaftliche Medizin», Berlin, 1836. «Über ein neues Subgenus von CLacerta Cuv.» in «Isis, Enzyclopaedische Zeitschrift vorzüglich für Naturgeschichte, vergleichende Anatomie und Physiologie», von Oken, Leipzig, 1838, Heft VII.

2. Hinweise auf andere Werke: (Kuoni. Jacob). «Landammann Friedrich von Tschudi». Gedenkblatt. St. Gallen, 1886. (Furrer, Conrad). «Johann Jacob Hottinger». Zürich, 1860. Lang, Arnold. «Laurentius Oken», in «Vierteljahrsschrift der Naturforschenden Gesellschaft in Zürich», 43. Jhrg., Zürich, 1898. Bächler, Emil. «Friedrich von Tschudi». St. Gallen, 1948. Gagliardi, Ernst. «Alfred Escher». Frauenfeld, 1919.

Kapitel II

Unveröffentlicht: Briefe J. J. Tschudis an seinen Bruder Friedrich. Briefe J. J. Tschudis an Alfred Escher.

Gedruckte Quellen: 1. Werke von J. J. Tschudi selbst: «Monographie der schweiz. Echsen», in «Neue Denkschriften der Allgem. Schweizer. Gesellschaft für die gesamten Naturwissenschaften», 1837. «Beobachtungen über die Alytes obstetricans», in «Isis», Leipzig, 1837.

Kapitel III

Unveröffentlicht: Briefe J. J. Tschudis an seinen Bruder Friedrich. Briefe J. J. Tschudis an J. J. Hottinger. Briefe von Alphonse de Candolle an J. J. Tschudi.

Gedruckte Quellen: 1. Werke von J. J. Tschudi selbst: «Classifikation der Batrachier mit Berücksichtigung der fossilen Thiere dieser Abtheilung der Reptilien», in «Mémoires de la Societé des sciences naturelles de Neuchâtel», 1838. Mit 6 Tafeln.

Kapitel IV

Unveröffentlicht: Briefe J. J. Tschudis an seinen Bruder Friedrich. Briefe J. J. Tschudis an J. J. Hottinger. Briefe von Frau Tschudi, der Mutter, an J. J. Hottinger.

Gedruckte Quellen: 1. Werke von J. J. Tschudi selbst: «Peru, Reiseskizzen», St. Gallen 1838. «Untersuchungen über die Fauna Peruana auf einer Reise in Peru während der Jahre 1838—1842. Mit 67 colorierten Steindrucktafeln». St. Gallen, 1844 bis 1846.

2. Hinweise auf andere Werke: «Verhandlungen der Schweizer. Naturforschenden Gesellschaft bei ihrer Versammlung zu Bern, Aug. 1839, 24. Versammlung» (Mitteilung von L. Coulon und Verlesung eines Briefes von J. J. Tschudi aus Valparaiso, vom 5. Juli 1838): «Enciclopedia Universal Ilustrada Europea-Americana». Bilbao—Madrid—Barcelona, 1905. 70 Bde. Nachtrag 10 Bde.

Kapitel V bis XIV

Unveröffentlicht: Briefe J. J. Tschudis an Friedrich von Tschudi. Briefe J. J. Tschudis an Alfred Escher.

Gedruckte Quellen: 1. Werke von J. J. Tschudi selbst: «Peru, Reiseskizzen». St. Gallen 1838. «Untersuchungen über die Fauna Peruana». St. Gallen, 1844—1846. Mariano-Eduardo de Rivero y J. J. de Tschudi, «Antiguedades Peruanas». Wien, 1851. Mit Zeichnungen und einem Folioband farbiger Tafeln. Wunderlich und Rosers «Archiv für physiologische Heilkunde»: «Die Verugas, eine in Peru epidemische Krankheit», 1845. Wiegmanns «Archiv für Anatomie . . .»: «Diagnosen neuer peruanischer Vögel», 1843; Mammalium conspectus quae in republica paruana reperiuntur et pleraque observata vel collecta sunt in itinere a D. J. J. de Tschudi», 1844; «Avium conspectus quae in republica peruana reperiuntur . . .», 1845; «Nachträgliche Anmerkungen zum conspectus avium», 1845. Müllers «Archiv für Physiologie und vergleichende Anatomie»: «Über die Ureinwohner von Peru», 1844. «Monatsberichte der Gesellschaft für Erdkunde in Berlin»: «Über die geographische Verbreitung der Ureinwohner von Peru», 1844. «The Edinburgh New Philosophical Journal»: «On the Old Peruvians», 1844.

2. Hinweise auf andere Werke: Heer, Gottfried, «Glarner Naturkundige, 4. J. J. von Tschudi, Vortrag.» Sonderabdruck aus den «Glarner Nachrichten», 1909. Godet, Paul, «J. J. de Tschudi et le Musée d'histoire naturelle de Neuchâtel, années 1838—1841.» Extrait du tome 29 du «Bulletin de la Société neuchâteloise des sciences naturelles», pp. 36—56. Neuchâtel 1901. «Verhandlungen der Schweiz. Naturforschenden Gesellschaft», 1841 (enthält eine Mitteilung von Agassiz über einen Brief von Tschudi). Idem, 1842 (enthält eine Mitteilung von L. Coulon über die von Tschudi gesandten Sammlungen). Troeschel, «Verzeichnis der von Tschudi gesammelten Conchylien», ohne Ort und Datum.

Kapitel XV

Unveröffentlicht: Briefe von J. J. Tschudi an Alfred Escher. Briefe von J. J. Tschudi an seinen Bruder Friedrich. Briefe von L. Coulon an J. J. Tschudi. Briefe von Agassiz an Tschudi.

Kapitel XVI

Unveröffentlicht: Brief des Königs von Preußen, Wilhelm IV., an J. J. von Tschudi. Briefe Alexander von Humboldts an J. J. von Tschudi. Briefe zahlreicher Gelehrter an J. J. von Tschudi (Max von Wied, Justus von Liebig, Blumenbach, Erichson, J. Müller, Gould, etc.). Briefe J. J. von Tschudis an seinen Bruder Friedrich. Briefe von L. Coulon an J. J. von Tschudi.

Gedruckte Quellen: 1. Werke von J. J. Tschudi selbst: «De Haemateaphyma». Medizinische Dr.-Dissertation, Würzburg, 26. Dezember 1844. «Über die Ureinwohner von Peru», etc. (vgl. Kpt. V—XIV).

Kapitel XVII

Unveröffentlicht: Briefe von J. J. von Tschudi an seinen Bruder Friedrich. Briefe Alexander von Humboldts an J. J. von Tschudi. Briefe von Arnold Friedrich von Brockhaus an J. J. von Tschudi. Briefe von Endlicher und verschiedenen Gelehrten an J. J. von Tschudi. Diplom als Mitglied der Kaiserlichen Akademie der Wissenschaften, Caesareae Leopoldino-Carolinae.

Gedruckte Quellen: 1. Werke von Tschudi selbst: «Untersuchungen über die Fauna Peruana». St. Gallen 1844—46, etc. (vgl. Kpt. V—XIV).

Kapitel XVIII

Gedruckte Quellen: 1. Werke von Tschudi selbst: «Eine historische Monographie der Revolution mit Dokumenten belegt, von Z... Baden, Verlags-Buchhandlung, 1849. «Wiener Jahrbücher der Literatur», Bd. 121, 1849. «Critique de Conquista de la Nueva Castilla, poema eroico, publicado por la primera vez por J. A. Sprecher de Bernegg, Paris y Leon, 1848».

Kapitel XIX

Unveröffentlicht: Briefe J. J. von Tschudis an seinen Bruder Friedrich. Briefe J. J. von Tschudis an J. J. Hottinger.

Gedruckte Quellen: 1. Werke von Tschudi selbst: «Über die Giftesser», in «Wiener Medizinische Wochenschrift», 1. Jhrg. 1851, Nr. 28. «Die Kokkelkörner und das Pikrotoxin». St. Gallen, 1847. «Die Familie der Ecpleopoda», in Wiegmanns «Archiv...», 1847. «Travels in Peru», London, 1847; idem New York, 1847.

2. Hinweise auf andere Werke: Sitzungsberichte der kaiserl. Akademie der Wissenschaften in Wien, philosophisch-historische Klasse. Bd. 4, 1850, «Über die Sprachen Amerikas»; Mathematisch-naturwissenschaftliche Klasse, Bd. 4, 1850, «Über das Dopplerit».

Kapitel XX

Unveröffentlicht: Briefe von J. J. von Tschudi an seinen Bruder Friedrich.

Gedruckte Quellen: 1. Werke von Tschudi selbst: «Antiguedadas Peruanas», Viena 1851. (Vgl. Kpt. V—XIV). «Peruvian Antiquities«, by M. Eduard Rivero and John James von Tschudi..., translated from the original Spanish by Fr. Lister Hawks. New York 1853. idem «Antiquités péruviennes», ouvrage traduit de l'allemand en français pour la «Revue des races latines», Paris, 1859. «Die Ketschuasprache», Wien, 1853.

Kapitel XXII

Unveröffentlicht: Briefe J. J. von Tschudis an seinen Bruder Friedrich.

Gedruckte Quellen: 1. Werke von J. J. von Tschudi selbst: Handbuch für Jaeger, Jagdberechtigte und Jagdliebhaber. Von C. F. Dietrich aus dem Winckel». Neue Ausgabe, durchgesehen und erweitert von J. J. von Tschudi.

Kapitel XXIII bis XXVI

Unveröffentlicht: Briefe J. J. von Tschudis an seinen Bruder Friedrich. Briefe J. J. von Tschudis an Ferdinand Keller.

Gedruckte Quellen: 1. Werke J. J. von Tschudis selbst: «Reisebriefe» in Allgemeine Zeitung», August, 1858. Beilagen 36, 37, 57, 58, 146, 147, 148, 151, 152, 153, 208, 209, 216, 221, 224, 308, 313, 314; 1859: 32, 35, 37, 39. «Reisen durch Südamerika», Leipzig 1866—1869. Sitzungsberichte der kaiserlichen Akademie der Wissenschaft in Wien, mathematisch-naturwissenschaftliche Klasse: Bd. 29, S. 269, «Beobachtungen über Irrlichter»; Bd. 34, S. 357, «Kurze Mitteilungen über meine jüngst vollendete Reise durch Südamerika»; Bd. 37, S. 450 und 475, «Über einige elektrische Erscheinungen in den Cordilleras der Westküste Südamerikas», Bd. 37, S. 783 und 787, «Mitteilungen über ein meteorisches Phänomen»; Bd. 38, S. 507 und 509, «Berichtigung hinsichtlich des Cocains», Bd. 49 I, S. 136 und II S. 95, «Mitteilung über einen Fisch aus dem Rio Itajahy in Brasilien». «Wiener Medizinische Wochenschrift», 1862, Nr. 49, S. 774, «Der Ozongehalt der Luft im Verhältnis zum Krankenstande eines Ortes». «Reise durch die Anden von Südamerika von Cordova nach Cobija im Jahre 1858», in «Mitteilungen aus Justus Perthes geographischer Anstalt, 3. Ergänzungs-

heft», Gotha 1860. «Die brasilianische Provinz Minas Geraes. Originalkarte nach den offiziellen Aufnahmen des Civilingenieurs H. C. Halfeld, 1836—1865, unter Benützung älterer Vermessungen und Karten, gezeichnet von Fr. Wagner. Beschreibender Text von J. J. von Tschudi», in «Mitteilungen aus Justus Perthes geogr. Anstalt, 9. Ergänzungsheft, Gotha 1863.

2. Hinweise auf andere Werke: Westermanns «Jahrbuch der Illustrierten Deutschen Monatshefte 2. Bd. 6. April 1859, SS. 116—118: «Von Tschudi in Südamerika». Idem Bd. V, 1858, S. 345.

Kapitel XXVII und XXVIII

Unveröffentlicht: Briefe J. J. von Tschudis an seinen Bruder Friedrich. Briefe J. J. von Tschudis an Joachim Heer, an Bundesrat Pioda, an den Bundesrat. Protokoll des Bundesrates und verschiedene Akten, die sich auf die Mission J. J. von Tschudis beziehen, im Bundesarchiv. Bericht des außerordentlichen Gesandten der Schweiz. Eidgenossenschaft in Brasilien, Herrn J. J. von Tschudi, an den Bundesrat, über die Lage der in jenem Lande angesiedelten Schweizer Kolonisten, vom 6. Oktober 1860 (abgedruckt im Bundes-Amtsblatt, 1860, III. S. 241-275). Mémoire présenté à S. Exc. M. le Sénateur Joas Luis Vieira Consansao de Sinimbu, Ministre des Affaires étrangères, par M. J. J. de Tschudi, envoyé extraordinaire de la Confédération suisse près S. M. l'Empereur du Brésil, du 9 novembre 1860 (abgedruckt im Bundesblatt 1860, III. S. 276-292). Bericht des außerordentlichen Gesandten in Brasilien, Herrn J. J. von Tschudi, über die Kolonien Santa Isabel, Santa Leopoldina und Rio Novo, vom 20. Dez. 1860 (abgedruckt im Bundesblatt 1861, I. S. 137—161). Discours adressé par M. de Tschudi à l'Empereur du Brésil, dans son audience de congé (abgedruckt im Bundesblatt 1861, III. S. 181—182). Convention consulaire internationale du 21 avril 1861, signée par J. J. de Tschudi et l'Empereur Dom Pedro II.

Gedruckte Quellen: 1. Werke von J. J. von Tschudi sebst: «Reisen durch Südamerika» (vgl. Kpt. XXIII—XXVI). «Schreiben der Schweizer Kolonisten am Mucury, übermittelt von J. J. von Tschudi, im Bundes-Amtsblatt 1861, III. S. 143—149.

2. Hinweise auf andere Werke: Gertsch, Albert: «Le premier centenaire des relations officielles entre la Suisse et le Brésil», Lausanne, Payot, 1929. Duccoterd, Georges: «L'émigration paysanne», in «Etrennes fribourgeoises», 1936. Raffard, Henri: «La colonie suisse de Nova Fribourgo et la Société philantropique suisse de Rio de Janeiro, 1877.

Kapitel XXIX

Unveröffentlicht: Briefe von J. J. von Tschudi an das Naturhistorische Museum St. Gallen. Briefe J. J. von Tschudis an seinen Bruder Friedrich. Briefe von J. J. von Tschudi an Ferdinand Keller. Brief von J. J. von Tschudi an Bundesrat Jakob Dubs. Brief von J. J. von Tschudi an Alfred Escher.

Gedruckte Quellen: 1. Werke von J. J. von Tschudi selbst: «Österreichs Niederlagen», in «Sonntagspost», Bern, 23. und 30. Sept. und 7. Okt. 1866.

2. Hinweise auf andere Werke: Brockhaus: «Heinrich F. H. Brockhaus. Vollständiges Verzeichnis mit biographischen Notizen», Leipzig 1872, SS. 145—146 und 862—863.

Kapitel XXX und XXXI

Unveröffentlicht: Briefe von J. J. von Tschudi an seinen Bruder Friedrich. Briefe von J. J. von Tschudi an Alfred Escher. Briefe von J. J. von Tschudi an Jakob Dubs. Protokoll der Verhandlungen des Bundesrates, Korrespondenzen und verschiedene Aktenstücke im Bundesarchiv.

Gedruckte Quellen: 1. Werke von J. J. von Tschudi selbst: «Ollanta, ein altperuanisches Drama, aus der Kechuasprache. Übersetzt und commentirt von J. J. von Tschudi». Wien, 1873.

2. Hinweise auf andere Werke: Ermatinger, Gerold: «Jakob Dubs als schweizerischer Bundesrat», Horgen, Zürich, 1933.

Kapitel XXXII und XXXIII

Unveröffentlicht: Briefe von J. J. von Tschudi an seinen Bruder Friedrich und an seinen Neffen. Briefe von J. J. von Tschudi an die Bibliothek in München (über die Ketschuasprache).

Gedruckte Quellen: 1. Werke von Tschudi selbst: «Organismus der Khetsua-Sprache», Leipzig, 1884. «Culturhistorische und sprachliche Beiträge zur Kenntnis des alten Peru», Wiener Akademie der Wissenschaften, 1891.

2. Hinweise auf andere Werke: Wurm, Ernst: «Lebensbilder bedeutsamer Menschen, die in unserem Bezirk ihre Heimat hatten. Auf den Spuren J. J. Tschudis in der buckligen Welt», Wiener Neustadt, 1950, 2 Seiten.

Für Übersichten über das Gesamtwerk sind weiter zu erwähnen: «Allgemeine Deutsche Biographie», Band 38, S. 749--752. Ratzel, Friedrich, Joh. Jb. von Tschudi. «Biographisches Lexikon des Kaisertums Österreich», von Constant Wurzbach, Bd. 48, 1883, S. 61--64: Joh. Jb. von Tschudi.